This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

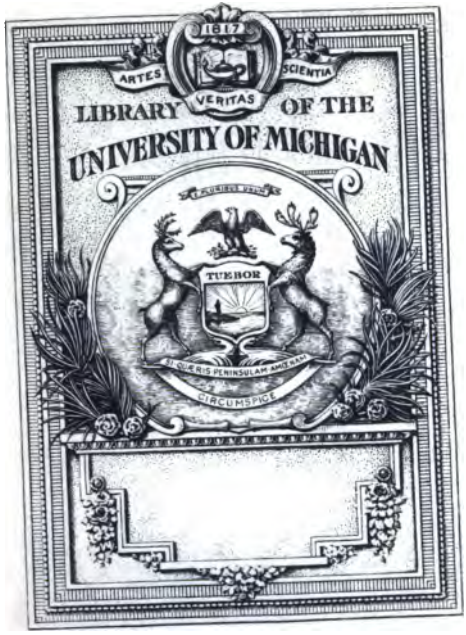
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

G
1
T19

ALGIER UND DIE VORSTADT BAB-AZUN.

Verlag von J.G.Calve in Prag.

Compl sets
Hiersem.
5-20-30
21747

Inhalt.

Seite

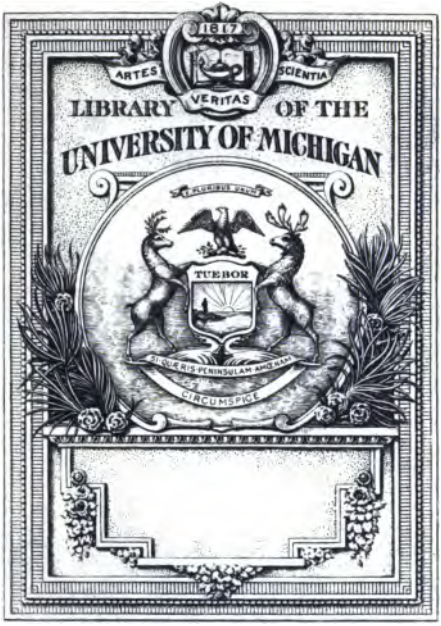
Einleitung. Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen I

I. Algerien. Nach Wagner und Baude 1

II. Reise von Gothenburg nach Stockholm auf dem Götha-Kanal. Nach Victor de Nouvion. 163

III. Paris. Nach Mistress Gore 213

IV. Zur Kenntniss Griechenlands. Nach Fiedler und v. Predl 315


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SIQUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

G
1
T19

Stahltafeln.

I. Algier. (Aus Otth esquisses africaines.) Zu Seite 111.

II. Das Thor Bab-Azun in Algier. (Aus dems. Werke). Zu S. 113.

III. Die Pairs-Kammer in Paris. (Aus Heaths Pict. Annual for 1842.) Zu S. 247.

IV. Die Magdalenen-Kirche in Paris. (Aus dems. Werke.) Zu S. 264.

V. Die Akropolis von Athen. (Aus Wordsworth la grèce pitt. et histor.) Zu S. 388.

VI. Eine Moschee bei Tripolizza. (Aus dems. Werke.) Zu S. 398.

Verbesserungen.

S.	39	Z.	6	von	oben	statt	*Lybische*	lese man		*Libysche*
—	64	„	11	„	„	„	—	„	„	—
—	70	„	13	„	„	„	*Siddi*	„	„	*Sidi*
—	91	„	9	„	unten	„	*Auf*	„	„	*An*
—	119	„	8	„	„	„	*Laubfächern*	„	„	*Laubdächern*
—	324	„	6	„	„	„	*Kalbgebirge*	„	„	*Kalkgebirge*
—	356	„	1	„	oben	„	*Sperascios*	„	„	*Sperchcios*

ALLGEMEINE ÜBERSICHT
DER NEUESTEN REISEN UND GEOGRAPHISCHEN ENTDECKUNGEN.

(Fortsetzung und Ergänzung zum vorigen Jahrgange.)

Auch im verflossenen Jahre sind die Entdeckungen im *südlichen Eismeere* die wichtigsten gewesen, welche auf dem Gebiete der geographischen und physikalischen Wissenschaft gemacht worden. Es ist die in den letzten Jahrgängen erwähnte *Antarktische Expedition*, welcher wir sie zu verdanken haben.

Cap. *James Ross* ging am 12. Nov. 1840 von *Hobarttown*, auf Vandiemens-Land, nach den *Auckland-Inseln*, wo er

bis zum 12. Dez. mit magnetischen Beobachtungen zubrachte, die er auch auf der *Campbell-Insel* fortsetzte. Am 1. Jäner 1841 erreichte er den Polarkreis und mit diesem den Rand des Packeises. Letzteres zeigte sich zwar nicht so furchtbar, als es die französischen und amerikanischen Berichte (von *Dumont d'Urville* und *Wilkes*) hatten erwarten lassen; aber die Umstände waren sonst so ungünstig, dass Cap. Ross das weitere Vordringen gegen Süden bis zum 5. Jän. einstellte, wo er unter 66° 45′ Br. und 174° 16′ östl. L. (von Greenwich) abermals das Packeis erreichte und ziemlich glücklich durch dasselbe südwärts schiffen konnte.

Die folgenden drei oder vier Tage ging es bei schwachem Winde, dichtem Nebel und fast immerwährenden Schneeschauern nur mühsam vorwärts; aber nach Südosten sah man, wenn der Himmel sich von Zeit zu Zeit aufhellte, einen so grossen Wiederschein von eisfreiem Wasser, dass die Expedition bei ihrer Rich-

tung verharrte und am Morgen des 9. Jän., nachdem sie mehr als 200 Meilen durch das Packeis gesegelt war, ein vollkommen eisfreies Meer erreichte und nun südwestlich auf den magnetischen Pol, dessen Auffindung einer der Hauptzwecke der Antarktischen Expedition war, zusteuerte. Am Morgen des 11. wurde in einer Entfernung von beiläufig 100 Meilen, unter 70° 41′ Br. und 172° 36′ L., gerade in der südlichen Richtung, wohin man steuerte, Land entdeckt. Obgleich dieser Umstand dem physikalischen Zwecke, der in diesem Augenblicke verfolgt wurde, hindernd in den Weg trat, so verschaffte er doch, wie sich *Ross* ausdrückt, „England die Ehre, das südlichste bekannte Land entdeckt zu haben, welche bis jetzt seit mehr als 20 Jahren die Russen in Anspruch genommen hatten*). Das Land

*) Cap. *Bellingshausen* entdeckte im Jäner 1821 die Insel *Peter I.* unter 68° 57′ 15″ Br. und die *Alexanders-Küste*, unter 68° 51′ 50″ Br. (Siehe den II. Jahrg. dieses Taschenbuches (1824) S. XXIV. und XXV.)

zeigte mehre hohe Spitzberge von 9- bis 12000 Fuss, die mit ewigem Schnee bedeckt waren. Die an den Seiten sich herabsenkenden Eismassen erstreckten sich mehre Meilen seewärts und boten den Anblick einer Reihe hoher Klippen dar. Näher kommend gewahrte man einige nackte Felsmassen; aber es war unmöglich eine Landung zu bewerkstelligen und erst am folgenden Morgen stiegen Cap. *Ross* und mehre Offiziere beider Schiffe (des Erebus und des Terror) auf einer kleinen Insel an der Küste aus und nahmen von dem neuentdeckten Lande im Namen der *Königinn Victoria* feierlich Besitz. Diese Insel bestand gänzlich aus vulkanischen Felsarten. Ihre Lage ist 71° 56′ Br. und 171° 7′ östl. L.

Cap. *Ross* bemerkte, dass die Ostküste des Hauptlandes eine südliche, die nördliche aber eine nordwestliche Richtung hatte. Diess gab ihm die Hoffnung, dass wenn er so weit als möglich nach Süden vordränge, er über den magneti-

schen Pol, der nach seinen Berechnungen nahe unter 76° Br. liegen musste, hinauskommen und dann, westlich steuernd, dessen Umschiffung bewerkstelligen könnte. Die Fahrt ging also längs der Ostküste vorwärts und am 22. Jäner erreichte man 74° 15′, die höchste südliche Breite, bis zu welcher ein Seefahrer bis jetzt gekommen, und auch dieser war ein Engländer, Cap. *James Weddell*, gewesen *).

Die Erforschung der Küste nach Süden hin wurde ungeachtet heftiger Gegenwinde, dichter Nebel und anhaltenden Schneegestöbers bis zum 27. Jäner fortgesetzt, wo man unter 76° 8′ Br. und 168° 12′ östl. L. abermals auf einer Insel landete, die, wie die vorigen, aus vulkanischen Felsarten bestand. Noch immer südlich steuernd entdeckte *Ross* am 28. unter 77° 32′ Br. und 167° L. einen 12400 Fuss hohen Vulkan, der Rauch

*) S. den V. Jahrgang (1827), S. 289 u. ff. Es war aber unter 240 16′ 45″ westl. L. (von Greenwich).

und Flammen von sich gab. Er erhielt den Namen *Erebus* und ist also der südlichste aller bisher bekannten thätigen Feuerberge. Oestlich davon sah man einen andern, dem Anscheine nach erloschenen Vulkan, aber von geringerer Höhe, welcher *Terror* genannt wurde. Das Hauptland ging in südlicher Richtung fort und die Schiffe folgten ihm bis Nachmittags, wo dicht an der Küste ihr Lauf durch eine Eisbank gehemmt wurde, die von einem vorspringenden Cap sich ostsüdöstlich erstreckte. Diese Eisbank erschien als eine senkrechte Mauer von wenigstens 150 Fuss Höhe und ging also weit über die Masten der Schiffe hinaus, so dass nur die Gipfel einiger hohen Berge dahinter, in südöstlicher Richtung und 79° Br. gesehen werden konnten. *Ross* setzte die Untersuchung dieser Schranke fort und kam am 3. Febr. bis 78° 4′, *die höchste Breite*, welche auf dieser ganzen Expedition erreicht werden konnte. Bis zum 9. Febr. wurden noch 300 Meilen weiter

untersucht, als unter 78° Br. und 191° 22′ L. die Menge des Eises zur Rückkehr nöthigte. Die Kälte war 20° unter Null des Fahrenheitschen Thermometers (= — 23⅓ R.) und die Eisbildung ging auf den noch freien Wasserstellen so rasch vor sich, dass nur der starke Wind, der die Schiffe begünstigte, sie in Stand setzte, glücklich wieder von hier wegzukommen. *Ross* machte nun noch einen Versuch in westlicher Richtung sich dem magnetischen Pole zu nähern und kam am 15. Febr. bis 76° 12′ Br. und 164° L. Die Abweichung der Nadel war hier 109° 24′ östlich und die Neigung 85° 40′. Er war also nach seiner Rechnung nur 160 Meilen von jenem Pole entfernt. „Hätten wir uns" — sagt er in seinem Bericht an die Admiralität vom 7. April 1841 — „der Küste irgendwo nähern und einen sichern Ankerplatz für die Schiffe finden können, so hätten wir diese kurze Strecke vielleicht zu Lande zurückgelegt. Diess war aber ganz unmöglich

und wir begnügten uns mit der Ueberzeugung, dem Pole um mehre Hundert Meilen näher als irgend einer unserer Vorgänger gekommen zu seyn. Auch kann jetzt aus der Menge der auf beiden Schiffen und von so verschiedenen Richtungen aus gemachten Beobachtungen die Lage des Pols so genau bestimmt werden, als wenn wir ihn wirklich erreicht hätten."

Cap. Ross wandte sich am 18. Febr. wieder nach der nördlichen Seite des neu entdeckten Landes und setzte vom 21. bis 25. die Untersuchung in westlicher Richtung längs dem Packeise fort, als er unter 70° 40′ Br. und 165° L. das Land sich plötzlich wieder nach Süden wenden sah. Das Eis machte hier jeden weitern Versuch durchzubrechen unmöglich. Indem er dem Rande des Eises, so weit die Witterung diess gestattete, nach Nordwesten folgte, fand er, dass es den ganzen Raum zwischen der nordwestlichen Küste des grossen südlichen Landes und der Inselkette am Polar-

kreise, welche zuerst von *Balleny* 1839 entdeckt und 1840 weiter von den *französischen* und *amerikanischen Expeditionen* *) untersucht worden ist, einnahm. *Ross* wünscht in seinem Berichte an die Admiralität, dass das von *ihm* entdeckte neue Land, zwischen 70 und 79° Br., den Namen der Königinn *Victoria* erhalten möge **).

Ueber die Forschungsreisen des Hrn. *Eyre* in *Australien*, deren wir schon im vorigen Jahrgange, S. XII. u. ff., gedachten, sind weitere Berichte, aus *Adelaide*, in London eingelaufen. Sie betreffen eine Reise, die er von der *Fowlers-Bay*, an der Westgränze von Süd-Australien, nach dem *König-Georgs-Sunde*, in West Australien, gemacht hat. „Ich verliess die Fowlers-Bay" — erzählt er — „mit einer Gesellschaft, die aus einem Aufseher und drei eingebornen jungen Bur-

*) S. den vor. Jahrgang, S. I. u. ff.

**) *Literary Gazette*, 1842, Jäner, Nr. 1304, S. 50 u. f.

schen bestand. Ich war mit zehn Pferden und Lebensmitteln für neun Wochen versehen. Als ich die Gränze von West-Australien überschritten hatte, fand ich, dass das Land um den *Grossen Australischen Busen* auf 500 Meilen weit gänzlich aus aufgeschwemmtem Lande mit Seeversteinerungen (*of the fossil formation*) bestand. Es erhob sich 2- bis 300 Fuss über den Meeresspiegel und bildete größtentheils eine fast ganz ebene Hochfläche. Diese weit ausgedehnte Gegend ist aber so öde und unfruchtbar, als man sich nur denken kann, fast ganz von Gras und Stammholz entblösst und an manchen Stellen von einem undurchdringlichen, kurzen und struppigen Gesträuch bedeckt. Nirgends war ein Bach oder eine Quelle zu sehen. Nur durch Graben in den weissen und reinen Sandstrecken, die sich zwischen dem Fossilien-Gebilde und dem Meere hinziehen, konnte man das nöthige Trinkwasser erhalten. Aber auch hier war es nicht überall zu finden

und wir durchzogen zuweilen Strecken von 60, 136, 150 und 160 Meilen, ohne uns auch nur einen Tropfen Wasser verschaffen zu können. Unsere Pferde litten furchtbar und waren zu zwei verschiedenen Malen sieben Tage ohne Wasser und fast auch ohne Futter. Wir verloren daher einige dieser schätzbaren Thiere und konnten bei den langen Pausen, die wir den übrigen zur Erholung gestatten mussten, nur langsam vorwärts kommen. Unsere Reise überschritt daher weit den berechneten Zeitraum, so dass wir genöthigt waren, nicht nur mit unsern Vorräthen höchst sparsam umzugehen, sondern auch, um diese zu schonen, zwei Pferde zu schlachten. Mitten in diesen Bedrängnissen und nachdem wir erst die Hälfte des Weges längs dem Australischen Busen zurückgelegt hatten, wurde mein kleines Gefolge durch die Flucht von zwei Burschen, welche, die Vorräthe plündernd, in der Nacht vom 29. April davon liefen und den Aufseher,

der sie zurückhalten wollte, ermordeten, auf einen einzigen Burschen herabgebracht, mit dem ich nun allein die Reise fortzusetzen hatte *). Diese traurige Lage, so wie der elende Zustand der wenigen noch übrigen Pferde, verhinderte mich das Land, was nicht unmittelbar auf meinem Wege lag, zu untersuchen.“

„Erst bei *East Mount Barren* gewann das Land ein besseres Ansehen. Ich fand unmittelbar östlich von der *Malcolm-Spitze* einen schmalen Streifen Grasland, und als wir über das *Dürre Cap* (*Cape Arid*) hinauswaren, wurde ein kleiner Süsswasser-See sichtbar. Auch die Beschaffenheit des Bodens war ganz verändert, und dieser bestand aus hohen, mit Gesträuch und Unterholz bedeckten Sanddünen, über oolitischer Unterlage, aus welcher hie und da Granitklippen empor-

*) Es waren noch 600 Meilen bis König Georgs-Sund, und der Rückweg nach der Fowlers-Bay hätte 450 Meilen betragen.

stiegen. Wir überschritten auf unserm Wege mehre schmale Salzwasser-Buchten (s. g. Creeks), von welchen die meisten Zuflüsse entweder von süssem oder von brakischem Wasser aus dem Innern erhielten. . . . Einige waren so gross, dass sie vielleicht als sichere Häfen für Boote dienen könnten; ich hatte aber keine Zeit, sie näher zu untersuchen, und hielt mich gewöhnlich so weit landeinwärts, dass ich sie oberhalb der Stellen überschritt, wo die Zuflüsse einmündeten. Letztere sind meistens sehr klein. Auf den erwähnten Sanddünen ist der Boden mager, aber in den Vertiefungen, wo die Bäche fliessen, und an den Abhängen fand ich einige Stellen guten und zuweilen selbst sehr reichen Bodens mit üppigem Kräuterwuchs. Von Stammholz sah ich nur kleine verbuttete Theebäume (? *Tea-trees*) und einzelne zerstreute Eucalyptus."

„Auf dem Wege hinter der *Glücklichen Bay* (*Lucky Bay*) nach den Lagu-

nen westlich von der *Hoffnungs-Bay* (*Esperance-Bay*) kam ich durch eine beträchtliche Strecke wellenförmigen sandigen Graslandes, in dessen tiefern Stellen sich aber sehr guter Boden befand. Wasser gab es hier überflüssig, aber ausser Theebäumen war kein Stammholz vorhanden. Von den Salz-Lagunen zogen wir quer durch ein sehr unfruchtbares Land, wo es schwer hielt, Gras für die Pferde zu finden. Das Wasser war meist brackisch und es gab viel Gestrüppe. Die Felsarten waren hauptsächlich Quarz, Eisenstein und Sandstein mit viel grobem Sand an der Oberfläche. Etwa 16 Meilen nordöstlich vom *Cap Riche* kamen wir zu einem ansehnlichen, aus Westnordwest kommenden Salzwasser-Fluss, der das Meer an einer Stelle zu erreichen schien, die *Flinders* auf seiner Küstenkarte als eine Lücke mit den Worten „eine sandige, nicht deutlich gesehene Bucht" bezeichnet hat. Wir fanden ziemlich nahe bei einander liegende verschiedene Süsswasser-Sammlungen, in

schmalen Vertiefungen, von welchen das Land hier häufig durchschnitten war. Wegen der Tiefe des erwähnten Flusses und der sumpfigen Beschaffenheit seines Bettes mussten wir wohl 10 Meilen von der Mündung an seinem Ufer aufwärts gehen, ehe wir ihn überschreiten konnten. Es zog sich hier eine Felsenschicht durch den Fluss und das ganze Bett wurde überhaupt enger und felsiger, während der Boden meistens wenig Fruchtbarkeit zeigte. Zunächst am Ufer war ein wenig Gras, aber mehr Stammholz, als wir bis jetzt irgend angetroffen hatten; es waren Theebäume, Casuarina- und Eucalyptus-Arten. Jenseits der Stelle, wo ich den Fluss übersetzte, schien das Land, so weit ich aus der Ferne urtheilen konnte, sich zu verbessern und gute Weide für Rinder und Schafe zu gewähren. Wir fanden, gleich nach dem Uebersetzen, zum ersten Male Mahagony-Bäume, obwohl nur kurzstämmige, aber einige Meilen westlich vom *Cap Riche* sahen wir auch

hochstämmige und kamen nun in eine Gegend, die man eigentliches Waldland nennen konnte. Es waren Mahagony-, Rothe Gummi-, Casuarinen- und andere am *König-Georgs-Sund* gemeine Gattungen, welche hier fast auf dem ganzen Wege bis zu dieser Niederlassung einen ziemlich dichten Wald bildeten. Von der Spitze der *Zweifelhaften Insel-Bay* (*Doubtful Island Bay*) westwärts hielt ich mich so viel als möglich etwas von der Küste entfernt und kann daher über das Land zunächst an derselben nicht urtheilen. Indessen ist der zwischen *Cap Riche* und *König-Georgs-Sund* liegende Theil zu bekannt, als dass er noch weiterer Untersuchung bedürfte."

„Am 2. Juni trafen wir mit einem französischen Walfischfänger, dem Mississippi von Havre, unter Cap. *Rossiter*, zusammen. Diesem Herrn bin ich sehr verpflichtet für die gütige und gastfreie Aufnahme, die ich zwölf Tage lang bei ihm

fand, während auch meine Pferde sich erholen konnten, so wie für die grossmüthige Weise, in welcher er mich zur Fortsetzung meiner Reise mit Vorräthen unterstützte. *König-Georgs-Sund* erreichte ich am 7. Juli, nachdem ich, alle Krümmungen der Küstenlinie und andere Umwege in Anschlag gebracht, eine Strecke Landes von 1040 Meilen Länge durchwandert und die letzten 590 M. ganz allein, nur von dem Eingebornen *Wylie* begleitet, zurückgelegt hatte. Ich bemerke nachträglich, dass wir auf der ganzen Reise wenig Eingeborne antrafen und diese waren grösstentheils sehr furchtsam, obwohl nicht bösartig. Ihre Sprache kommt mit der der Eingebornen von *König-Georgs-Sund* bis zum *Cap Le Grand* überein, und diese Uebereinstimmung scheint sich bis etwa 124° 30′ östl. L., wo die *Grossen Klippen* (*Great Cliffs*) beginnen, zu erstrecken. Etwas jenseits dieses Punktes ist die Sprache gänzlich verschie-

den und der Bursche *Wylie* konnte kein Wort davon verstehen *)."

Oberst *Gawler*, gewesener Gouverneur von Süd-Australien, welcher in den Sitzungen der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 14. Febr. und 14. März eine sehr lichtvolle und ins Einzelne gehende Uebersicht der bisherigen geographischen Forschungen in Süd-Australien mittheilte und zugleich auf das hinwies, was noch zu thun übrig sei, entwarf gleichfalls ein lebhaftes Gemälde von den Beschwerlichkeiten der letzten Reise *Eyre's*. Er ist jedoch überzeugt, dass es keiner grossen Geldmittel bedürfe, um eine Gesellschaft muthiger Männer in den Stand zu setzen, ganz Australien von Süden nach Norden zu durchreisen. Auch glaubt er, dass die Einführung von *Kameelen* in Australien von unschätzbarem Nutzen seyn dürfte **).

---

*) *Lit. Gaz.*, 1842, Febr., Nr. 1309, S. 126 u. f.

**) *Ebendas.*, S. 128.

Was die erwähnte geographische Skizze von *Süd-Australien* betrifft, so sprach er zuerst von den Gebirgs-Gegenden, dann von den Ebenen und zuletzt von den fliessenden Gewässern. Er nimmt eigentlich nur zwei grosse Gebirgsketten an: die, welche *Eyre* die *Gawler-Reihe* genannt hat, in der Halbinsel Port Lincoln (die er diesem zu Ehren *Eyria* nennt) und die von Cap. Flinders an der Spitze vom Spencers-Busen entdeckte Kette (Eyre's *Flinderskette*, welche in südlicher und südwestlicher Richtung allmählich gegen den St. Vincents-Golf und die Backstairs-Durchfahrt (*Backstairs-Passage*), südwärts von Adelaide abfällt, während sie sich nach Norden hin in der grossen von dem hufeisenähnlichen See *Torrens* umschlossenen Ebene verliert *). Die untersten Felsarten beider Gebirgsketten sind theils Granit und Gneus, theils rother Porphyr. Im Bezirk von Adelaide

*) S. den vorigen Jahrgang, S. XVI. u. ff.

ist der meiste Granit gänzlich von weitverbreiteten Thonschiefer- und Sandsteingebilden bedeckt, worin sich häufig grosse Schichten von Uebergangskalkstein befinden. Der Schiefer ist zum Theil trefflicher Dachschiefer und der Kalkstein feinkörnig und zu Bildhauer-Arbeiten tauglich. Der Granit ist stellenweise verwittert und mit schöner weisser Porzellan-Erde bedeckt. Wahrscheinlich sind auch Metalle in reichem Masse vorhanden. Wenigstens hat man schon viel Eisenstein, auch Bleiglanz und Kupfererz gefunden. Die Ebenen am Fusse der Gebirge enthalten weit ausgebreitete Fossilien-Lager und an einigen Stellen findet sich Selenit, der dem besten Pariser Gypsmörtel gleich kommt.

Die Hauptkennzeichen der *ebenen Gegenden* Süd-Australiens sind die Sandablagerungen längs der Meeresküste, das Unterholz und kurze Gestrüppe, die Wälder von faserrindigen Holzgattungen (*Stringy bark forest*) und das schwach

beholzte parkähnliche Land, welches theils zum Ackerbau, theils als Weide für Pferde, Rinder und Schafe verwendet werden kann. Am Spencers- und St. Vincents-Busen sind die Sandablagerungen vergleichungsweise gering und niedrig; aber von der Mündung des Murray-Flusses bis weit nach Südosten hin kann man sie, wegen ihrer grossen Breite und der Schwierigkeit, sie zu überschreiten, wahre Sandgebirge nennen. Sie sind hier dicht von schwarzen Eingebornen bevölkert, welche von Fischen leben. — Wo der Boden in den Ebenen mit Gestrüppe und Unterholz bedeckt ist, erreicht das Erstere nie Mannshöhe und Letzteres besteht aus Bäumen und Gesträuchen, 20 bis 25 Fuss hoch, die einen Ueberfluss an trefflichem Brennholz darbieten. Der Boden gehört hier überall zur Sandstein-Formation. — Die weit ausgedehnten Waldungen von faserrindigen Hölzern bilden einen sehr schönen Zug in dem Gemälde von Süd-Australien. Sie beginnen beim *Cap Jervis* und er-

strecken sich, zuweilen unterbrochen, vielleicht hundert Meilen weit gegen Norden und Osten. Sie folgen dem Laufe der Gebirgskämme und stehen fast ohne Ausnahme auf dem Quarz- und Eisenstein-Conglomerat, welches jene Gebirge in dem Bezirke von Adelaide überdecken. Es sind hochstämmige gerade Bäume, deren Holz alle Bedürfnisse der Haushaltung und der Landwirthschaft zu befriedigen im Stande ist.

Das schwachbeholzte parkähnliche Land ist theils ein aus Alluvial-Ablagerungen bestehender Boden, theils bedeckt es die ausgedehnten Schiefer-Formationen an den Abhängen der Gebirge, oder die nicht minder ausgebreiteten fast wagrecht geschichteten fossilhaltigen Formationen, welche die Grundlage der Ebenen ausmachen. Es eignet sich für den Anbau aller Arten von Cultur-Gewächsen, so wie es andererseits die herrlichsten Viehweiden darbietet. Die Holzarten sind

Eucalyptus, Casuarina und andere nützliche Bäume.

Die zahlreichen kleinen Flüsse zwischen dem Spencers-Busen und dem Cap Jervis entspringen meist in den höhern Gebirgsgegenden, bilden anmuthige hochgelegene Thäler und steigen dann durch felsige und fast unwegsame Schluchten in die Ebenen herab, wo sie auf ihrem fernern Laufe zum Meere sich tiefe und breite Betten graben. In den heissen Sommermonaten hören sie stellenweise auf zu fliessen, aber es bleibt eine Kette von Vertiefungen des Flussbettes übrig, wo sich, von überhangenden Bäumen und Gesträuch beschattet, das Wasser nie ganz verliert und welche daher als natürliche Behälter eine höchst wohlthätige Veranstaltung der Natur genannt zu werden verdienen. Oberst *Gawler* gab insbesondere eine Beschreibung des Flusses *Murray*, dessen Tiefe auf einem Laufe von ungefähr 180 Meilen nirgends geringer als 13 Fuss ist.

Die grösste Sommerhitze in Süd-Australien ist 102° F. (= $31\frac{1}{9}$° R.) im Schatten, die grösste Winterkälte 0° F. (= — $14\frac{2}{9}$° R.). Bei dem stets heitern Himmel ist jene hohe Temperatur nicht ganz so lästig wie derselbe Hitzgrad in England seyn würde. Sie tritt nur mit den heissen Winden ein, die von Nordost kommen. Das Klima ist überhaupt sehr gesund. Selbst die Sümpfe scheinen hier keine verderblichen Eigenschaften zu haben; wenigstens beklagen sich Leute, die in ihrer Nähe leben und darin arbeiten, selten über schlimme Folgen. — Was man in England über den Wassermangel in Süd-Australien verbreitet hat, erklärte Oberst *Gawler* für ungegründet. Neun Monate im Jahre, vom April nämlich bis Jäner, regnet es in reichlichem Masse. Westliche, besonders südwestliche Winde sind in den meisten Monaten die herrschenden und bringen stets viel Feuchtigkeit mit. Wenn man 20 bis 120 Fuss tief gräbt, findet man überall Wasser und

zwar meistens gutes, selten brakisches. In Betreff des grossen, seltsam geformten Sees *Torrens* hält es Gawler für wahrscheinlich, dass er aus noch grössern Wasserbehältern im Innern des Landes Zuflüsse erhalten möge. Auch glaubt er, dass der beste Weg, den man nach dem Innern einzuschlagen habe, westlich von diesem See, entweder nahe an seinen Ufern, oder über den Kamm der *Gawler-Kette*, genommen werden müsse *).

Aus *Victoria*, der Hauptstadt der in den Jahren 1838 und 1839 neu gegründeten brittischen Niederlassung *Port Essington*, an der *Nordküste* von Australien **), waren in London Nachrichten, die bis zum 13. Juli 1841 reichten, von Hrn. *Earle* eingegangen und wurden in der Sitzung der Geographischen Gesellschaft vom 8. Nov. vorgelesen. Das Wetter war in der letzten Zeit so kalt gewesen,

*) *Lit. Gaz.*, 1842, März, Nr. 1314, S. 216 u. f.

**) S. den XIX. Jahrg. (1841), S. CXXIX.

dass man Tuchkleider hatte anlegen und Abends einheizen müssen. Am 30. Juni spürte man Vormittags um 11 Uhr einen Erdstoss, der 1½ Minute dauerte. Die Eingebornen sagten, dergleichen wären nicht selten und entständen, wenn die Malayen tanzten. Wegen des eingetretenen südwestlichen Monsuns konnten nur aus Sydney Schiffe ankommen. Während des nordwestlichen waren aus den ostindischen Inseln 14 Schiffe mit Reiss, Zucker etc. eingelaufen. Alles wurde mit Vortheil abgesetzt, ausgenommen die Ladung eines Buggis, welche in *Sarongs* oder malayischen Tüchern bestand, die zwar ausgezeichnet schön, aber viel theurer als die englischen Stoffe waren, weil sie mit der Hand gewebt werden. Im Jahre 1842 erwartete man eine Anzahl Chinesen aus Madagascar . . . *Singapore* ist hauptsächlich der Platz, von wo die neue Colonie ihre Zufuhren zu beziehen hat. . . . Die Eingebornen im Innern (von Australien) sind sehr von denen an der Küste verschie-

den. Earle vermuthet, dass sie *Haraforen* seien und hält es für dringend nothwendig, sich Gewissheit darüber zu verschaffen. Wie die Haraforen auf Neu-Guinea und Timor vermeiden sie aufs ängstlichste allen Verkehr mit Fremden und betrachten die Eingebornen an der Küste, um Port Essington, als Wilde. Alles, was die Letztern von den Engländern an Tüchern, Eisen, Beilen etc. erhalten haben, geht ins Innere, und sie scheinen zum Austausch nur Spiesse und Nahrungsmittel zu bekommen. Die Makassaren, obschon fast alle Eingeborne an der Küste ihre Sprache reden, kennen dieses Volk noch weniger als die Engländer. Die Eingebornen können die Buchstaben *s* und *f* nicht aussprechen; diess liesse vermuthen, dass sie nicht zur Oceanischen Rasse gehören, wie Einige geglaubt haben. Im Ganzen kommen die englischen Ansiedler recht gut mit ihnen aus. *Mac Arthur* (der Gouverneur) weiss sie zu behandeln. Sie stehlen dann und wann, wofür sie entweder mit Stock-

schlägen oder auf eine Woche lang mit Einsperrung und Ketten bestraft werden. Letzteres halten sie für die grösste Strafe und wollen oft lieber „geprügelt" (*kujelli, cudgelled*) und dann freigelassen seyn. Die Verbrecher werden zuweilen von ihren eignen Landsleuten eingebracht, wenn diese überzeugt sind, dass sie nicht erschossen werden. Letzteres widerfährt ihnen zu Zeiten von den Makassaren, wenn sie in Kampf mit ihnen gerathen. Dennoch besuchen alle Jahre viel Australier die Insel Makassar, hauptsächlich aus *Carpentaria*, wo sie viel weniger roh als die um Port Essington, auf der Halbinsel *Coburg*, seyn sollen.

Aufmerksamkeit verdient, was *Earle* über die *Niederländer* der benachbarten *ostindischen Inseln* berichtet. „Unsere Niederlasung" — sagt er — „hat sie aus ihrer Erschlaffung geweckt. Sie haben die *Sandelholz-Insel* *) angegriffen und

*) Diese zu den *Kleinen Sunda-Inseln* gerechnete, 108 Geo. M. grosse, von Malayen bevölkerte Insel heisst auch

wollen eine Ansiedelung daraus machen. Die Hauptstadt soll an den Ufern eines Flusses am nordöstlichen Ende der Insel gegründet werden, wohin dann der jezzige Resident von den Timor-Inseln den Sitz der Regierung verlegen wird. Die stark bevölkerte Insel ist reich an geschätzten Pferden und Hornvieh. Das Land ist grossentheils gut angebaut und die ganze Bewirthschaftung desselben gleicht der von Java. . . . . Ich halte diese Neuigkeit in Beziehung auf die brittischen Interessen für sehr wichtig. Die Sandelholz-Insel liegt so nahe bei *Australien*, dass uns ihre Besetzung durch unsere grossen Handels-Nebenbuhler in diesem Theile der Welt nicht gleichgiltig seyn kann." . . . . *)

Die im vorigen Jahre viel besprochene

Tschyndana und *Sumba*. Sie war schon in früherer Zeit einmal im Besitz der Holländer (die sie *Sandelbosch* nannten), machte sich aber beiläufig um das Jahr 1810 frei. (S. mein *Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde*. III. Band. S. 171.)

*) *Lit. Gaz.*, 1841, Nov. Nr. 1495, S. 737.

brittische *Niger-Expedition* (s. die letzten Jahrgänge 1841, S. LVI. u. ff. und 1842, S. LVI. u. ff.) hat die grossen Hoffnungen, mit denen sie begonnen wurde, nicht gerechtfertigt und das tropische Afrika ist neuerdings das Grab einer beträchtlichen Anzahl geschickter und muthiger Männer geworden.

Von den drei Dampfschiffen der Expedition war der *Sudan* am 15., der *Prinz Albert* am 19. und der *Wilberforce* am 24. Juli 1841 in *Cape Coast Castle* eingetroffen. Sie erreichten die Mündungen des *Quorra* zwischen dem 13. und 15. August und waren am 18. stromaufwärts bis über die Insel *Alburkah* hinausgekommen, ohne mehr als zwei Fieberkranke zu haben. Aber bei der Fortsetzung der Fahrt gestalteten sich die Verhältnisse schlimmer. Am 19. September trafen alle drei Schiffe am Einflusse des *Tschadda* in den Quorra zusammen und es wurde beschlossen, dass der *Albert* (unter Cap *Trotter*) den Quorra weiter aufwärts ge-

hen, der *Wilberforce* (Cap. *W. Allen*) aber in den Tschadda einlaufen sollte. Leider hatte sich die Zahl der Kranken während dieser Zeit sehr vermehrt (schon am 3. Sept. auf 70) und acht waren gestorben. Der *Sudan* (Cap. *Bird Allen*) wurde daher schon von *Attah* aus mit den Kranken wieder stromabwärts geschickt. An der Meeresküste angelangt traf er hier das brittische Schiff *Dolphin*, welches die Kranken an Bord nahm und sie nach der Insel *Ascension* brachte; doch starben acht davon auf dem Wege dahin. Aber auch der *Wilberforce* sah sich, anstatt in den Tschadda einzulaufen, am 23. Sept. genöthigt, seiner vielen Kranken wegen, dem Sudan nachzufolgen. — Der *Prinz Albert*, der am längsten im Quorra zurückgeblieben und vom 21. bis 26. Sept. noch bis *Egga*, mehr als 50 Meilen oberhalb der Vereinigung des Stromes mit dem Tschadda, hinaufgegangen war, um noch in diesem Jahre *Rabbah* zu erreichen und die Reihe von Verträgen zu vervollstän-

digen, welche bereits mit mehren eingebornen Häuptlingen abgeschlossen worden, war am 4. Okt. wegen des hoffnungslosen Zustandes seiner Mannschaft ebenfalls gezwungen, nach der Meeresküste zurückzukehren. Dr. *Mac William*, der Schiffsarzt, und ein weisser Matrose, der eben erst genesen, waren nebst dem Mineralogen der Expedition, Dr. *Stanger* und dem Cap. *Trotter*, die einzigen gesunden Menschen auf dem Schiffe, und mussten sich unter diesen Umständen entschliessen, die mechanische Leitung des Schiffes zu übernehmen. Dr. *Stanger* versah den Dienst bei der Maschine, nachdem er sich nothdürftig aus Tredgolds Werke über Dampfmaschinen Belehrung geholt hatte, und *Dr. Mac William* lenkte das Steuerruder, indem er sich an Will. Allens treffliche Karte des Nigerlaufes hielt. Als der *Albert* noch etwa 100 Meilen vom Meere entfernt war, erschien, wie vom Himmel gesandt, das brittische Handelsschiff *Ethiope*, unter Cap. *Beecroft*,

aus Liverpool, und führte den Albert, der, falls er irgendwo auf den Grund gestossen, verloren gewesen wäre, glücklich nach *Clarence*, auf der Insel *Fernando Po*. Das Klima ist hier um 12° kühler als auf dem Niger und war daher der Genesung mehrer Kranken förderlich; doch starben auch einige und unter diesen, obwohl später, der teutsche Botaniker der Expedition Dr. *Vogel*. Auch der Wilberforce war vom Niger aus nach Fernando Po und von dort nach *Ascension* gegangen, wo er am 17. Nov. eintraf. Später hatte sich auch der *Albert* dahin begeben. Cap. *Trotter* war am 25. Jän. 1842 auf einem Kauffahrteischiffe in *Liverpool* angekommen. Auf Ascension wollten die sämmtlichen drei Schiffe auf weitere Befehle aus London warten, ob im Jahre 1842 eine neue Expedition nach dem Niger unternommen werden sollte.

Der Zweck der ganzen Expedition war nur zum kleinsten Theile erreicht worden. Mit einigen Häuptlingen hatte

man Verträge zur Abschaffung des Sklavenhandels geschlossen und der Mündung des *Tschadda* gegenüber am rechten Ufer des Quorra in angenehmer und gesunder Lage, eine kleine Niederlassung, aus einer Mustermaierei bestehend, gegründet. Sie bestand, als die Schiffe den Strom verliessen, gänzlich aus Negern und war noch im Nov. in gutem Zustande. Zum Schutze derselben liess Cap. Trotter das Begleitungsschiff *Amelia* zurück, nebst Lebensmitteln auf neun Monate und soviel Kauries, dass dafür noch mehr angekauft werden konnten. Die Besatzung der Amelia bestand ebenfalls aus Negern. Im Jäner waren jedoch in *Ascension* Nachrichten eingelaufen, dass die Niederlassung sich in bedrängten Umständen befinde und von der sie umgebenden Negerbevölkerung feindselige Angriffe zu erdulden habe. Cap. *W. Allen* war daher im Februar mit den Schiffen *Wilberforce* und *Sudan* wieder nach dem Quorra gegangen, um der Niederlassung zu Hilfe zu kommen und

die Mannschaft aus ihrer gefährlichen Lage wegzuführen. Die von England aus im April abgeschickten Gegenbefehle sind daher zu spät an Ort und Stelle gelangt. — Cap. *Trotter* nennt die Krankheit, welche so viele Leute auf allen drei Schiffen dahin raffte, das *Flussfieber* (*River fever*). Die Aerzte erklärten es insgesammt für eine Krankheit von eigenthümlicher Beschaffenheit, deren in keinem Werke noch Erwähnung geschehen und deren Symptome weder mit denen bei dem gewöhnlichen Afrikanischen Fieber noch bei dem Westindischen Fieber übereinkommen *).

Ueber die Fahrten des erwähnten Cap. *Becroft* mit dem dem Handlungshause Brüder Jamieson in Liverpool gehörigen Dampfschiffe *Ethiope* wurde in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft, vom 14. Febr. 1842, ein Bericht vorgelesen. Der Zweck dieser Pri-

*) *Lit. Gas.*, 1841, Oktbr., Nr. 1291 u. 1293; Nov. Nr. 1295. Dez., Nr. 1298, 1299, 1300 und 1301; 1842, Jäner, Nr. 1304, 1305 und 1306; April, Nr. 1319.

vatunternehmung war, die Mündungsarme des Quorra zu erforschen, auf demselben landeinwäts zu dringen und Handelsverbindungen mit den Eingebornen anzuknüpfen. Cap. *Becroft* fuhr im April 1840 zuerst den *Formosa* hinauf, einen schönen, sicher zu beschiffenden Fluss, der sich in zwei Arme theilt, welche beide, der eine gegen 50, der andere 70 Meilen aufwärts untersucht wurden. Er schloss aus der Klarheit des Wassers, mit der des Niger (Quorra) verglichen, dass er ein von diesem gänzlich verschiedener Fluss sei. Es wurde nun der *Warri* versucht und auf diesem gelang es, den Niger etwas unterhalb *Eboe* zu erreichen. Die Fahrt war schwierig und fünf Personen starben am Fieber. Sie verliessen Eboe am 26. Mai, konnten aber wegen geringen Wasserstandes erst am 25. August bis *Rabbah* kommen. Von hier fuhren sie am 7. Sept. ab und gelangten am 11. bis oberhalb *Neu-Badschibo*, unter 9° 40′ nördl. Br. Weiter aufwärts zu

kommen, war der starken Strömung des Flusses wegen unmöglich und so wurde denn nach Badschibo umgekehrt, wo man bei vier Faden Tiefe vor Anker ging. Die Einwohner wünschten zu kaufen, hatten aber nur wenig anzubieten. Nach *Rabbah* zurückgekehrt blieb *Becroft* hier bis 20. Sept. und erreichte die Küste auf dem Warri am 30. Okt. — Während dieser ganzen sechsmonatlichen Fahrt auf dem Niger widerfuhr ihm überall von Volk und Häuptlingen die beste Aufnahme, besonders aber in *Rabbah*. Das Land oberhalb der Stadt *Idah*, etwas über 200 M. von der Meeresküste, ist vortrefflich, das Klima angenehm und das Volk friedlich und zum Handel geneigt. Baumwolle und Indigo sind die Landes-Produkte, letzterer von guter Beschaffenheit und wohl zubereitet. Nur die verpestenden Ausdunstungen des Flusses hindern den Verkehr. Der Handel auf dem Niger kann überhaupt nur durch Dampfschiffe betrieben werden, welche durchaus mit Negern bemannt

sind, die unter der Leitung europäischer und ans Klima gewöhnter Offiziere und Ingenieure stehen. Aber auch auf diese Art stösst der Verkehr mit den Einwohnern auf furchtbare Schwierigkeiten. Cap. *Beecroft* hatte die Weisung, auch das Jahr 1841 in Afrika zu bleiben und den *Alt-Kalabar* und *Kreuzfluss* (*Cross-River*) zu versuchen. Die Ausführung dieses Unternehmens verzog sich bis spät ins Jahr, und eben als er sich dazu anschickte, traf er, wie oben gemeldet, mit dem *Prinz Albert* der *Niger-Expedition* zusammen, den er nach *Fernando Po* brachte. Bei der Fahrt den *Alt-Kalabar* aufwärts, oberhalb *Duke's Town* und den s. g. Dörfern der *Guinea-Gesellschaft*, fand er, dass es, die Zeit der Fluth ausgenommen, ein ganz unbedeutender Fluss war. Da er es für nicht rathsam hielt, den *Kreuzfluss* mit dem Dampfschiffe zu befahren, so miethete er ein Negerboot mit 50 Ruderern und ging damit, vom Arzte und zwei Steuermännern begleitet, aufwärts bis zu

einer volkreichen Stadt, Namens *Ommann*, etwa 70 M. von der Küste Nordwest gen West und auf einer Insel gelegen. Sie versorgt die Einwohner am Alt-Kalabar reichlich mit Palmöl und frischem Fleisch. Cap. Becroft und sein Arzt wurden, als die ersten weissen Männer, die des Handels wegen hieher kamen, freundschaftlich empfangen und eingeladen, bald wieder zu kommen. Im Dorfe *Etone* aber wollte man sie nicht landen lassen, weil man glaubte, dass der Arzt die Pocken bringe *).

In den südlichen Theilen *Abyssiniens* haben die Entdeckungen, deren in den letzten Jahrgängen gedacht wurde, weitere Fortschritte gemacht. Der Franzose *Rochet d'Héricourt* hat seine Reisen im Lande *Adel* und dem Königreiche *Schoa* umständlich beschrieben **) und *Eyriès*

*) *Ebendas.*, 1842, Febr., Nr. 1309.

**) *Voyage sur la côte orientale* (? occidentale) *de la Mer Rouge, dans le pays d' Adel et le royaume de Choa*, par *C. E. X. Rochet d'Héricourt*. Paris, 1841. Ein Octavband mit Karte und Abbildungen.

theilt davon in den *Nouvelles Annales des Voyages* (1841, Okt. S. 93 u. ff.) eine Uebersicht, so wie auch die Karte mit. Man erwartet, dass *Rochet* eine zweite Reise nach Schoa machen werde. Die methodistischen Missionäre *Isenberg* und *Krapf* waren noch dort.

Die ebenfalls nach Schoa bestimmte *brittisch-ostindische Expedition*, unter der Anführung des Cap. *Harris* (s. den vor. Jahrg. S. LV) hatte Bombay am 27. April 1841 verlassen und war laut Nachrichten aus *Tadschura* *) vom 12. Juli bei der Weiterreise genöthigt gewesen, die Hälfte der Mannschaft, so wie das Gepäck, aus Mangel an Lastthieren, zurückzulassen. Cap. *Harris* fand die Einwohner im Ganzen nicht günstig gestimmt, weil diese glaubten, der Zweck seiner Reise sei die Unterdrückung des Sklavenhandels. Ueberdiess war das Wetter unerträglich heiss und das Land äusserst un-

*) *Rochet* nennt diesen Hafenplatz *Tuschurra (Toujourra)*.

fruchtbar und von Wasser entblösst. Dennoch verloren die Reisenden nicht den Muth, sondern trösteten sich mit der Hoffnung bald die Gebirgsgegenden zu erreichen, wo kühlere Luft und Ueberfluss an Wasser herrscht *). Ein späterer Bericht, der in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft am 9. Mai 1842 gelesen wurde, enthält Bemerkungen über die Stadt *Harrar* (*Hurrur* **), welche Cap. Harris aus den Angaben eines Eingebornen entnommen hat. Nördlich wohnen die *Gurgurah*, welche Mohammedaner und den *Issa Somalis* unterworfen sind, südlich die *Orgabah*, *Gallas*, östlich die *Nulis* und *Alla-Gallas*. Diese sind meist Heiden und nur wenige Mohammedaner finden sich unter ihnen. *Harrar* ist etwa 150 (engl.) Meilen südsüdwestlich von *Zeila* entfernt, liegt in einem grünen, fast rings von Bergen eingeschlossenen Thale

*) *Lit. Gas.*, 1841, Sept., Nr, 1287.

**) Auf Rochets Karte *Harrar*. Sie liegt dieser zufolge unter 10° 14′ nördl. Br. und 39° 30′ öst. L. (von Paris).

und hat eine gute 12 Fuss hohe und 3 Fuss dicke Mauer aus Stein und Lehm, zu deren Umgehung man zwei Stunden braucht. Es sind fünf Thore, durch welche die verschiedenen Karawanen ein- und ausziehen. Die meist steinernen und weiss übertünchten Häuser haben flache Dächer. Der Emir und einige Vornehme haben zweistöckige Häuser. Auch giebt es zahlreiche Moscheen. Die Stadt ist aus der Umgegend gut mit Wasser versehen; im Innern aber sind weder Quellen noch Brunnen. Die männlichen Verwandten des regierenden Fürsten werden gewöhnlich eingesperrt gehalten. Die Kriegsmacht ist sehr unbeträchtlich und besteht bloss aus 150 bis 200 Mann mit Luntenflinten, 100 Lanzenreitern, 60 Pikenträgern zu Fuss und einigen Bogenschützen; aber die Mannschaft mit Luntenflinten allein macht den Fürsten allen benachbarten Stämmen überlegen, denn diese besitzen kein einziges Feuergewehr, fürchten sich aber sehr davor. Die *Gallas* sind

indess gute Reiter und es gelingt ihnen zuweilen die *Harraris* zu überfallen. Die Hauptbeschäftigung des Volks ist der Landbau; es werden jährlich 2000 Ballen Kaffeh ausgeführt, welche als Mokka-Kaffeh nach Europa gehen. *Harrar* kann als ein grosser Handelsplatz gelten. Grosse Karawanen kommen an und gehen ab; die stärkste zählt an 2000 Kameele. — Die Sprache des Landes ist mit dem *Amharischen* verwandt und wird mit arabischer Schrift geschrieben — Das Klima gleicht dem von *Schoa*, ist aber minder kalt. — Cap. Harris soll bereits im Namen der brittisch-ostindischen Regierung einen Handelsvertrag mit dem Könige von Schoa, *Sahlé-Salassi*, abgeschlossen haben *).

Auch von dem englischen Reisenden *Dr. Beke* sind wieder Nachrichten über seine Forschungen im nordöstlichen Afrika, namentlich in *Abyssinien*, zu London ein-

*) *Ausland*, 1842, Juni, Nr. 156.

getroffen. Ein Brief von ihm aus *Angolalla* (auf Rochets Karte *Angolola*) im Königreiche *Schoa*, vom 29. Mai 1841, meldet, dass er daselbst einen Sklaven des Königs, Namens *Dilbo*, kennen gelernt, welcher aus *Narea* (einem Hochlande, westsüdwestlich von Schoa, zwischen 8° und 9° nördl. Br. und etwa 32° und 33° östl. von Paris) vor zehn Jahren nach Schoa gebracht worden war. Dr. *Beke* erhielt von diesem Manne verschiedene Auskünfte über sein Land, namentlich über einen grossen, bisher unbekannten Fluss, *Godschob* genannt. Dieser entspringt südwestlich von Narea in dem Lande *Gobo*, fliesst dann, zwischen Narea und Kaffa, durch *Trifte* und *Thambara*, und hierauf jenseits *Dschandschero* (Gingiro, Zendero, Zindschero, auf Rochets Karte Dgingiro) „nach dem Lande der Araber," d. h. nach der Küste des Indischen Meeres, wohin die Araber zu kommen pflegen. Die Breite des *Godschob* ist nach Dilbo's Beschreibung drei eng-

lische Meilen. Man übersetzt ihn in Booten, welche 50 bis 60 Personen fassen und ausserdem auch Pferde, Maulthiere, Getraide und allerlei andere Waaren überführen. Diese Boote bestehen aus einem einzigen Baumstamm, und ihre Verfertigung braucht einen ganzen Monat Zeit. Welcher von den vielen Flüssen, die sich an der Ostküste Afrikas von 4° nördl. Br. südwärts bis zur Lagoa-Bay ins Indische Weltmeer ergiessen, deren Lauf im Innern aber unbekannt ist, die Fortsetzung des *Godschob* seyn möge, darüber lassen sich nur Vermuthungen aussprechen. Vielleicht ist es der *Quilmance* (*Quilimani*), der seine Mündung unter 2° 30′ südl. Br. hat und 40 geogr. Meilen weit aufwärts als schiffbarer Strom bekannt ist. Schon nach ältern Berichten, die die Portugiesen von den Arabern erhielten, soll dieser ansehnliche Strom aus dem südlichen Abyssinien kommen. *Barrow* hält den *Dschuba* (Juba) oder den *Dos Fogos* der Portugiesen, der ein wenig

südlich vom Aequator das Meer erreicht, für den *Godschob*. Er meint, da *go* eine Vorsylbe vieler Namen in jenen Gegenden zu seyn scheine, so könne, wenn man sie von *Go-dschob* trenne, füglich *Dschob*, *Dschub* und *Dschuba* daraus entstanden seyn. Auf jeden Fall ist der *Godschob* eine grosse Wasserstrasse, auf welcher aus dem Innern des Erdtheils Sklaven nach den mohammedanischen Märkten der Ostküste gebracht werden, und er verhält sich zu den dortigen Gallas-Ländern wahrscheinlich eben so wie der Quorra an der Westseite des Erdtheils zu den Negerländern. Unterhalb *Kaffa* empfängt der Godschob den aus dem Lande *Doko* kommenden *Omo*. Die Einwohner dieses Landes sind Wilde, die ganz nackt gehen, Mäuse und Ameisen essen etc. Es kommen Sklavenhändler bis hieher und suchen die Einwohner durch Lockspeisen von Fleisch, Getraide etc. in ihre Gewalt zu bekommen.

Weiter erfuhr *Beke* von dem erwähn-

ten Sklaven *Dilbo*, dass *Narea* weniger hoch liege als Schoa und daher auch wärmer sei. Der Boden ist sehr fruchtbar und mit grossen Wäldern von Kaffeh-Bäumen bedeckt. Es giebt auch Eisen, welches die Einwohner zu bearbeiten verstehen. Die Regenzeit dauert sechs Monate. Das Tauschmittel besteht in Stücken Steinsalz, die aus Tigré kommen; kleinere Käufe werden mit Getraide oder Kaffeh bezahlt. Ein guter Sklave hat einen Preis von sechs Pfund Sterling. Der Fluss *Gibbi* (oder *Kibbi*, *Kibber*), der auf den bisherigen Karten als nach Süden fliessend vorgestellt wird, geht nicht dahin, sondern in den *Abaï* (Blauen Nil, Bahr el Azrek *).

Ein späterer Brief desselben Dr. *Beke*, aus *Ankober* (*Ankobar*), der Hauptstadt von Schoa, vom 12. Juni 1841, wurde in der Sitzung der mehrerwähnten Geographischen Gesellschaft vom 13. Dez.

*) *Lit. Gaz.*, 1841, Oktober, Nr. 1289, und Dez., Nr. 1299.

vorgelesen. Der Reisende hatte, in Begleitung des Missionärs *Krapf*, nebst sechs Dienern und einem *Afero* (die Afe-ros bilden ein Corps von 400 Mann, welches zur Beaufsichtigung der Fremden bestimmt ist) Ankober am 26. April verlassen, um sich nach der noch nie von einem Europäer besuchten Provinz *Gedem* zu begeben. Nachdem sie von dem Gebirge, wo Ankober liegt, herabgestiegen waren, gingen sie über die grasreiche Flur und den Fluss *Machal* (*Makhal*) *Waus*, dann über den steilen Bergrücken, welcher diesen vom Flusse *Mankek* trennt; links am Berge *Emamret*, dem höchsten Gipfel der von Ankober nordwärts streichenden Bergkette, vorüber. Nun wurden nach einander die Flüsse *Mankek*, *Masal* und *Sanballet* überschritten. Auf einem schlechten Gebirgswege fortziehend kam *Beke* über einen kleinen Bergstrom, der einen 200 Fuss hohen Fall bildete, und erreichte das von Mohammedanern bewohnte Dorf *Aliu Amba*, wo grosse

Pflanzungen von *Capsicum* sind. Dann ging es über die kleinen Flüsse *Aramba* und *Dandschi*, und über weitläuftige Baumwollen-Felder nach *Korugusa*, wo ein Gouverneur, *Mohammed Scheich*, residirt. Dieses Dorf liegt am Fusse des Gebirges *Koremamet*. Die genannten Flüsse bilden mit dem *Schonkordschi* weiter nordwärts den *Auadi* (*Awadi*), welcher in den *Hauasch* (*Hawash*, bei Rochet *Auasch, Aouache*) geht. Längs dem *Endölie*, einem Nebenflusse des Schonkordschi fortziehend, kamen die Reisenden zur Kirche *St. Maria*, von wo sie ihren Weg bis zu dem Hochlande fortsetzten, das die Wasserscheide zwischen dem *Auadi* und dem *Robi* bildet. Das Land wurde jetzt schön. Fruchtbare Wiesen und Getraidefelder waren durch natürliche Hecken von Jasmin, Rosen und Geisblatt von einander getrennt und mit zerstreuten Bäumen besetzt. So ging es fort bis *Anthiskia*, wo die Reisenden für Sklavenhändler angesehen wurden. Sie

hielten sich aber nicht auf, sondern zogen weiter bis *Machfud* (*Makhfud*), wo ein Gouverneur wohnt, und wandten sich dann über eine fruchtbare und wohl angebaute Ebene gegen den *Robi*, der, wo sie ihn überschritten, zwar nur 15 Fuss breit und nicht über 2 Fuss tief war, aber durch ein sehr breites und flaches Thal ostnordöstlich floss. Hierauf kamen sie zu einer Stelle, wo sich Räuber aufhalten sollten; aber Dr. *Beke* läugnet diess, mit der Bemerkung, dass wie fehlerhaft auch die Regierung von Schoa in manchen Stücken seyn möge, doch ein einzelner Mann überall vollkommen sicher reisen könne. Ueber die Wasserscheide zwischen dem *Robi* und *Saupr* kamen sie zu dem letztern Flusse, der ebenfalls in mehre schmale Arme getheilt, durch ein weites Bett strömt, dann über noch ein paar andere Flüsse und eine weite Ebene nach *Felemba*. Alle diese Gewässer schwellen nach jedem Regen stark an und werden sehr reissend. In der Nähe

von Felamba sind zwei heisse Mineralquellen, *St. Abbo* und zur *heil. Jungfrau*, von beiläufig 100° Fahr. (30° R.) Temperatur. Erstere wird als Tropfbad, letztere als gewöhnliches Bad gebraucht. Auf der Weiterreise hätten die Reisenden, wenn reiner Himmel gewesen, einen schönen Ueberblick der Länder *Galla* und *Adel* gehabt. Links von der Strasse erhoben sich Gebirge, deren Thäler beinahe vollkommen trichterförmige Einsenkungen bildeten. In *Kok-Fara* war der hier residirende Gouverneur von Gedem in die Kirche nach *St. Georg* gegangen, hatte aber, da er von der Ankunft der Reisenden früher benachrichtigt worden, Befehle zu ihrem Empfang hinterlassen. *Ephrata*, eine Tagreise nördlich von Kok-Fara, ist der letzte Sitz eines Gouverneurs, obschon die nördliche Gränze des Königreiches Schoa vom Flusse *Berkina*, eine Tagreise nördlich von Ephrata, gebildet wird. Die Provinz *Gedem* liegt östlich und südlich von Kok-Fara und wird gemasen-

theils von *Gallas* bewohnt, die dem Könige *) zinspflichtig sind. Beke hatte zwar einen Sextanten bei sich, konnte aber des stets trüben Himmels wegen keinen Gebrauch davon machen. Der Gouverneur schlug den Reisenden eine Elephantenjagd vor, auf die er sie selbst begleitete. Aber das zahlreiche Gefolge machte so starken Lärm, dass die Elephanten verscheucht wurden und keiner zum Schuss kam. Auf dem Rückwege nach Kok-Fara kamen sie durch eine grosse Stadt, die der Wittwe des vorigen Königs gehört, welche überhaupt ansehnliche Besitzungen in verschiedenen Theilen des Königreichs hat. Die Weiterreise ging von Kok-Fara, zum Theil durch sum-

*) *Beke* giebt dem Könige von Schoa den Titel *Negus*. Gewöhnlich nannte man sonst nur den in *Gondar* residirenden König von ganz Abyssinien Negus. Aber schon seit vielen Jahren haben sich die Häupter der einzelnen Provinzen von seiner Oberherrschaft befreit und er hat nur noch die Provinz Gondar, deren Einkünfte sich aber, nach Rüppel, jetzt nicht höher als auf etwa sechshundert Gulden unsers Geldes belaufen.

pfiges Land, bis *Sebtscha* im Bezirk *Kaot*, wo Beke die Breite bestimmen konnte; sie war 10° 11′ nördl.; er hält sie für ziemlich genau. Von Sebtscha ging es weiter vorwärts bis zur Wasserscheide zwischen dem *Abaï* und dem *Hauasch*. Es war eine sumpfige Fläche, deren Meereshöhe die von Ankober zu übersteigen scheint. Der Weg führte nach einander durch die Quellenbezirke des *Mofer*, *Gift*, *Wotkwascha* und einiger andern Zuflüsse des Abaï und nach einigen Tagen trafen die Reisenden wieder in *Ankober* ein. Da die Richtung der Wasserscheide in diesen Gegenden dieselbe ist, wie im nördlichen Abyssinien, so schliesst Dr. *Beke* daraus, dass beide Wasserscheiden durch ein und dasselbe zusammenhangende centrale Hochland gebildet werden. Uebrigens bemerkt er, dass der Name *Abaï* der allein gebräuchliche in ganz Abyssinien ist, und hält es für zweckmässig, den Namen *Nil* nur dem

westlichen Hauptstrome, dem Bahr el Abiad, beizulegen *).

Unsere Kenntnisse des innern *Asiens* dürften, was insbesondere *Afghanistan* und *China* betrifft, in nächster Zukunft durch mehrfache Berichte brittisch-ostindischer Militärpersonen erweitert werden, welchen in der letzten Zeit mancherlei Gelegenheit dargeboten worden, Land und Volk, mehr als ihnen wahrscheinlich lieb gewesen, kennen zu lernen. Ein Schreiben des unsern Lesern durch die letzten Jahrgänge (1841, S. XCVI, und 1842 S. LXXXVIII) bekannt gewordenen Major *Rawlinson*, aus *Kandahar*, aber ohne Datum, welches in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft am 8. Nov. 1841 gelesen wurde, ist zunächst archäologischen Inhalts. Er berichtet, dass er an einer Stelle, die jetzt *Schahir-i-Gokik* heisst, die alte Stadt *Arachosia* entdeckt habe. Auch hält er das

*) *Lit. Gaz.*, 1841, Dezember, Nr. 1300.

jetzige *Kandahar* für das *Alexandria Arachosiae* oder *Alexandropolis* des Ammianus Marcellinus, welches von *Arachosia* ganz verschieden war. Eben so vermuthet er, dass *Zamin Dauer*, wo sich Ruinen einer grossen Stadt befinden, das *Taxora* der Peutingerischen Tafeln seyn möge. Der *Helmend*, der *Hermandus* oder *Etymander* der Alten, verspricht ihm einige wichtige Entdeckungen. *Beyhram* ist ganz sicher das *Alexandria ad Caucasum*, welches von *Eukratides* wieder aufgebaut und dann *Eucratidia* genannt wurde. *Perwan Durreh*, wo das letzte Gefecht mit *Dost Mohammed* Statt fand, ist das *Capisa* des Plinius (und Ptolemäus); *Kabul* ohne Zweifel *Ortospana* (des Strabo). Auch südwärts am Hindu Kusch hat Rawlinson die Lagen vieler alten Städte entdeckt *).

Einen zunächst wissenschaftlichen Zweck hat auch die Reise des Orientalisten *Boré* nach *Klein-Asien*, *Armenien*

*) *Ebendas.*, 1841, Nov. Nr. 1696.

und *Persien*, welche derselbe im Auftrage des französischen Unterrichts-Ministeriums und der Akademie der Inschriften und Schönen Wissenschaften im Jahre 1837 angetreten hat. Wir haben davon bereits im XVIII. Jahrgange (1840) S. CXXIV. eine kurze Erwähnung gemacht. *Boré* ist noch nicht nach Frankreich zurückgekehrt, aber ein Bericht über seine Reise und die Ergebnisse seiner Forschungen ist im Jahr 1840 zu Paris erschienen *) und die *Nouvelles Annales des Voyages* theilen im Märzhefte 1842, S. 328 u. ff. eine Uebersicht davon mit.

Der Reisende ging von Paris über *Wien* und *Venedig* nach *Konstantinopel*, von wo er am 6. Dez. 1837 zuerst Nachricht von sich gab. Am 2. Mai 1838 überschritt er den Bosporus und setzte seine Reise längs der Nordseite von *Klein-Asien* fort. *Aktschè Tscharschu*, am

*) *Correspondence et mémoires d'un Voyageur en Orient*, par *Eugène Boré*; 2 Voll. Mit einer Karte.

Ufer des Schwarzen Meeres, hat grosse Werkstätten, wo das Tau- und Segelwerk für die türkische Flotte verfertigt wird. Sechs Stunden davon landeinwärts liegt *Uskub* mit den Ruinen der alten Stadt *Prusias ad Hypium*. Der Weg dahin führte durch eine einförmige mit Wald bedeckte Ebene, welche die Türken das „Meer der Bäume“ nennen. Anmuthiger sind die Umgebungen von *Erekli* (*Heraclea pontica*); Hügel mit Fichten, Buchen und Platanen wechseln hier mit Thälern ab, wo der Nussbaum, die Linde und die Kastanie gedeihen, an denen sich die wilde Weinrebe emporwindet. Der nur nachlässig bearbeitete und nie gedüngte Boden bringt eine Fülle von Waizen, Haber und Flachs hervor. Die reine Luft, der blaue Himmel und der erquickende Seewind verleihen dieser Gegend die Reize der schönsten Landschaften Italiens. Das Hauptgewerbe der Stadt Erekli ist die Maroquin-Gärberei. Das Meer ist reich an trefflichen Fischen, aber die

Türken, die überhaupt wenig Fische essen, wissen die Hilfsquellen der Fischerei nicht zu benützen. Auf einer antiken Strasse, deren Pflaster noch theilweise zu erkennen war, ging es südöstlich nach *Tschurbambé*, in dessen Nähe einige Ruinen liegen, die Boré für *Claudiopolis* hält, welches man seiner Meinung nach irrig viel weiter von hier, nach *Bartan*, versetzt hat. Der *Falios* (*Billaeus* oder *Billis* der Alten), der grösste und reissendste aller bithynischen Flüsse, wurde auf einem rohen türkischen Fahrzeuge übersetzt, das aus einem grossen ausgehöhlten Fichtenstamme bestand. — *Bartan*, am Flusse Bartine (*Parthenius*, der einst Bithynien von Paphlagonien trennte) war die ansehnlichste Stadt, die Boré seit Konstantinopel angetroffen. Sie zeichnet sich durch eine im Orient seltene Reinlichkeit und Wohlhabenheit aus. Unter den 500 Häusern sind etwa 30 griechische und armenische. Von hier gehen Hanf, Früchte und Bauholz nach Konstantinopel. — Von

Amasserah (einst *Amastris*) ging es nur See nach dem Hafen des alten *Cytoris* (oder *Cytorum*). Die Stelle der Ruinen heisst jetzt, so wie der eine Lieue vom Ufer entfernte elende Flecken, *Kydros*. Ehemals waren die benachbarten Berge mit den schönsten Wäldern bewachsen, aus denen die türkische Flotte ihr Bauholz bezog. Diese sind aber schon längst ausgehauen und nichts ist wieder nachgepflanzt worden. Bei dem Mangel an Strassen gewähren die andern Waldungen weiter im Innern des Landes nur wenig Nutzen. — Zu Lande nach *Bartan* zurückgekehrt, wandte sich Boré südöstlich gegen *Kastamuni*. Jenseits *Olos* ging der Weg längs dem Bette eines Flusses aufwärts und dann steil über einen Berg, wo er, wie in einigen Theilen der Alpen, mit quererüber gelegten Fichtenstämmen gepflastert war, die aber schon so abgenutzt und schadhaft geworden, dass man nicht ohne Gefahr darüber wegkommen konnte. — Die Gegend, wo der Reisende

Paphlagonien betrat, war eine einförmige kalte Hochebene, welche, nur hie und da mit Tannengebüschen besät, sich von den noch schneebedeckten Wäldern am Meeresufer südwärts bis zur Tauruskette erstreckte. Die Saaten waren hier kaum aufgegangen und die Wiesen fingen erst an, sich mit einigem Grün zu schmücken. In *Istani* sah Boré beim Bey einen Polen, der auf seiner Flucht aus den Kaukasischen Provinzen von den Lesghiern gefangen und als Sklave an einen türkischen Kaufmann aus Trebisond verkauft worden war, der ihn wieder an den Bey verkauft hatte. —

Ueber *Kastamuni* (einst als *Germanicopolis* die Hauptstadt Paphlagoniens) und *Tasch Kupriai* (*Pompeiopolis*) ging der Reisende südlich gegen *Ladik*, wo sich Ruinen befinden, die in Verbindung mit dem Namen andeuten, dass sich hier eines der vielen *Laodicea* der Alten befand, dessen Beinamen aber die neuern Geographen noch nicht ausfindig gemacht

haben. Von *Amasieh* (*Amasia*, *Amaseä*, der Geburtsstadt Strabo's, in Pontus) zog Boré am 21. Juni aus, um das alte *Magnopolis* aufzusuchen. Er entdeckte es in der Nachbarschaft mehrer türkischer Dörfer und in einer unangebauten Ebene, welche der nicht mehr durch Dämme gebändigte *Iris* (jetzt *Kasalmak*) überschwemmt. Die Stadt lag in dem Winkel, welchen die beiden hier zusammenfallenden Flüsse *Iris* und *Lycus* machen. Die Citadelle verdankte dieser Lage ihre Festigkeit. Im Jahre 1828 wurde sie durch ein Erdbeben zerstört. Die Bauart ist byzantinisch und türkisch. Von Römerwerken ist nichts mehr vorhanden. — Ueber zwei kleine Dörfer, *Buhama* und *Ladik*, bei welchem Letztern sich ebenfalls Skulpturen, aber von neuerer Arbeit, fanden, führte die Strasse bis *Estin* über den Kamm eines mit Wäldern bedeckten Gebirges. Dieses Gebirge ist die Gränze der Waldländer, die sich von hier gegen die Mitte des westlichen Asiens ausbrei-

ten. Der Reisende hat von hier an zweihundert Lieues bis zum südlichen Abhange der Gebirge von *Kurdistan* zurückzulegen, ehe er wieder die Stille und erfrischende Kühle der Wälder antrifft.

Das Dorf *Ziverct*, wo der heilige *Johann Chrysostomus* starb, ist eine armenische Niederlassung. Die Zeit hat das Grabmahl des Heiligen geschont, obwohl seine Gebeine und das Gebäude, wo sie ursprünglich beigesetzt waren, verschwunden sind. Die Armenier haben das Grab mit einer einfachen Kapelle überbaut. — Weiterhin bezeichnen Bruchstücke von Skulpturen, die an die schönste Epoche der griechischen Kunst erinnern, die Stätte von *Comana pontica*. Die benachbarten, ehemals durch ihren Wein berühmten Hügel sind jetzt kahl und unfruchtbar, und erst an den Thoren von *Tokat* wird das Auge wieder durch den Anblick reich angebauter Fluren erfreut.

Tokat ist bekanntlich von einer gewissen Zahl europäischen Reisenden besucht wor-

den. Die von *Tournefort* gegebene Beschreibung dieser Stadt soll die richtigste seyn; die von *Ker Porter* wird theilweise für übertrieben und im Ganzen für wenig treu erklärt. Als Tournefort Asien bereiste (1700 bis 1702), war *Tokat* der Mittelpunkt des Handels von Klein-Asien. Die Erfindung der Dampfschifffahrt hat diesen Zustand verändert. Konstantinopel schickt jetzt seine Waaren, anstatt durch Karawanen, welche 21 Tage bis Tokat brauchten, jede Woche zur See nach *Trebisond*, wohin die Dampfschiffe in drei Tagen gelangen. Dieser Platz und *Erzerum* sind die wichtigsten Niederlagen für die europäischen Waaren geworden, vorzüglich, seitdem Russland, das die Concurrenz der auswärtigen Einfuhren nicht ertragen konnte, ihnen den Hafen von *Redut-Kalé* verschlossen hat. Die Kaufleute müssen nun, anstatt, um nach *Persien* zu kommen, die Strasse über *Tiflis* einzuschlagen, nothwendig nach *Trebisond* und von da nach *Tauris* (Tabris)

gehen, welcher kürzere Weg jedoch nicht selten den räuberischen Anfällen der *Kurden* ausgesetzt ist. Die letztern Gegenden haben daher, auf Kosten *Tokats* und der südlichen Provinzen Russlands, durch diese neue Handelsstrasse gewonnen. Die Kaufleute aus Georgien, welche die Leipziger Messen besuchen, schicken jetzt ihre gemachten Einkäufe durch Oesterreich nach *Triest*, von wo sie mittelst der Dampfschiffahrt unmittelbar nach *Trebisond* gelangen.

Der Weg, welchen die Reisenden von Tokat aus nahmen, wandte sich südwärts über eine hohe Hügelkette. Hier erblickten sie eine Landschaft, ganz verschieden von den Gegenden des Pontus und Paphlagoniens. Die Bergketten laufen und verzweigen sich nach allen Richtungen. Ihre kahlen Gipfel und Kämme sind entweder zerrissene Felsen oder sie bieten von der Sonne ausgedörrte und durch die Ueberschwemmungen der Schneeschmelze von aller Dammerde entblösste

Flächen dar. Auch die schmalen Thäler und engen Bergschluchten sind wenig angebaut, jedoch von klaren Bächen durchflossen, deren köstliches Wasser die Nachbarschaft *Armeniens* verkündigt. Hier hört mit der (thatsächlichen) Herrschaft der Pforte auch die Sicherheit für den Reisenden auf. Zwar finden seit der Aufstellung von Truppen unter Reschid-Pascha und Hafiz-Pascha, in Diarbekir und an den Gränzen von Kurdistan keine grossen Einfälle von Turkmanen und Kurden mehr Statt, aber einzelne berittene Räuber durchstreifen noch immer das Land und nöthigen den Reisenden, auf seiner Hut zu seyn.

Am 21. Juli wurde *Siwas* (*Sebastia*) erreicht. Der Handel und die Industrie dieser Stadt sind gänzlich vernichtet. Seit der Pascha in *Karpuh* wohnt, hat die Stadt keine politische Bedeutung mehr. Nordöstlich fortgehend, findet man schon in der Entfernung einer Wegstunde, dass hier die Gränzen Kappadociens sind und

ein neues Land anfängt. Es ist *Klein-Armenien*, welches nach dieser Seite vom *Kizil-Irmak* und dem *Euphrat* eingeschlossen wird. Ganze Dörfer sind armenisch, ohne dass man einen einzigen Türken fände. Auch sind die Weiber und die Kinder der türkischen Sprache ganz unkundig. Der Boden wird nach allen Richtungen von Hügelketten und hohen, mit Schnee bedeckten Gebirgen durchschnitten, deren Abhänge aber fette Weiden für die schönen Schafheerden darbieten, die zur Versorgung von Konstantinopel dienen und den Hauptreichthum des Landes ausmachen. Am Fusse der Gebirge breiten sich weite und flache Thäler aus, wo, je nach der verschiedenen Meereshöhe, trefflicher Waizen, Gerste oder Korn im Ueberfluss gewonnen werden. Ueberall entquillt dem Boden das köstlichste Wasser. Auch eine grosse Anzahl heisser Quellen gehören zu den Reichthümern des Landes, werden aber nicht benutzt. Es giebt eigentlich nur

zwei Jahreszeiten, der gewöhnlich acht Monate dauernde Winter und der schnell eintretende, oft übermässig heisse Sommer, der das Wachsthum der Saaten und die Aerndte beschleunigt. Im Ganzen aber macht das wüstenkahle einförmige Land einen unbeschreiblich melancholischen Eindruck und das Volk, dessen Wohnungen unter der Erde versteckt liegen, scheint dem Reisenden ein wenig beneidenswerthes Loos zu haben. Sechs Lieues von Siwas ändert sich der Anblick des Landes. Die Bergketten, welche wie Aeste von dem riesenmässigen Stamme des *Kuzé-Dagh* auslaufen, sind von Tannen, Fichten und Buchen beschattet und bilden zehn Lieues weit eine Oase bis zum Dorfe *Kurdatschi*, wo ein breiter Bach fliesst, den Boré für einen Quellenstrom des am Kuzé-Dagh entspringenden *Iris* erklärt. Boré übernachtete unter einem Zelte, in einer Meereshöhe von 5525 Par. Fuss, zu *Heibesch*, eine Art von *Jaïla* oder Sommerwohnung, wo Kurden und Grie-

chen friedlich bei einander lebten. — Auf der Winterreise entdeckte Boré die Quellen des *Lycus* und die einige Meilen davon entfernten Ruinen der alten von Pompejus gegründeten Stadt *Nikopolis*.

Allmählich näherte man sich dem Gebiete der Kurden. *Tortan* ist bei den Armeniern durch seine Kirche berühmt, wo die Leichname des *heil. Gregor* und mehrer anderer durch Frömmigkeit oder hohen Stand ausgezeichneten Männer ruhen. Ein Besuch im Kloster *Lusavoritsch*, wo die Mönche sich geflüchtet hatten, um den unaufhörlichen Erpressungen der Kurden zu entgehen, brachte die Reisenden unmittelbar in Verbindung mit einem Bey dieser Nomaden. Er benahm sich sehr höflich und bot ihnen seine Gastfreundschaft an, von der sie indess aus Mangel an Zeit keinen Gebrauch machen konnten. Das Kloster sah wie ein gewöhnliches Haus und die Kirche wie eine Scheuer aus. Dennoch ist Lusavoritsch seit vielen Jahrhunderten ein stark be-

suchter Wallfahrtsort der Armenier. Der hohe mit Schnee bedeckte Spitzberg *Sebuk* wurde den Reisenden von einem Armenier als der echte *Masis* oder *Ararat*, mit der Arche Noahs, bezeichnet.

Auf der Strasse über *Erzinghan* und *Erzerum*, welches noch immer seinen Platz unter den wichtigsten Städten des Osmanischen Reichs behauptet, kamen die Reisenden am 8. Sept. an die Gränze des *Russischen Armeniens* und mussten in *Alexandropol* 20 Tage Quarantaine halten. Das Haus war schmutzig und feucht; statt des Bettes diente der mit einigen Brettern bedeckte Fussboden, statt der Fenster offne Löcher. Die Umgebung war eine baumlose von der Sonne verbrannte Ebene. Der Ort ist das ehemalige *Gumru*, in der Ebene von *Schirag*, an der Gränze von Georgien. Kaiser Nikolaus gab ihm den Namen *Alexandropol*. Es ist jetzt eine starke Festung daraus gemacht worden, die grösstentheils *polnisches* Militär zur Besatzung hat. Am

14. Sept. (?) reiste Boré mit einer Karawane ab und wandte sich, den schneebedeckten *Alaghes* umgehend, südöstlich gegen *Etschmiadsin*. Am Fusse des südlichen Abhanges des Gebirges breitete sich die Landschaft *Arkadzoden* aus, wo er die Trümmer der kleinen Stadt *Garpi* und mehrer berühmten Klöster sah. Nur eines war den Verheerungen des Krieges entgangen, *Mugni*, wo der Patriarch von Etschmiadsin einen Theil des Sommers zubringt. Boré wurde von diesem Oberhaupte der armenischen Kirche wohlwollend empfangen und erhielt die Erlaubniss, die Bibliothek von *Etschmiadsin* zu besichtigen. Er hat das Ergebniss dieser literarischen Forschung der königlichen Akademie der Inschriften etc. in einem eignen Berichte gemeldet.

Die Zahl der Mönche in Etschmiadsin ist, in Vergleich mit den europäischen Klöstern, sehr klein. Ungefähr zwölf führen den Titel Erzbischof oder Bischof, ohne Bisthümer zu haben. Eben so viel

rechnet man auch Wartabeds, deren Rang nach Massgabe ihrer Kenntnisse wieder abgestuft ist. Boré (der selbst Armenisch versteht) fand nur zwei oder drei, die von der Sprache und Geschichte ihrer Nation gründliche Kenntnisse hatten. Darunter gehörte der Bibliothekar Dr. *Johann*. Bekanntlich hat der russische Kaiser 1837 eine *heilige Synode* zu Etschmiadsin eingesetzt, welche die kirchlichen Angelegenheiten aller armenischen Gemeinden im ganzen russischen Reiche in höchster Instanz zu leiten hat.

Von Etschmiadsin ging Boré weiter nach *Wan* (im türkischen Theile Armeniens), wo er dem Pascha seine Absicht erklärte, die Insel *Agathamar* (nach Andern *Igtamar*) im See Wan, die Residenz des südlich-armenischen Patriarchen, zu besuchen. Es war am 8. Oktober, als er den See erreichte. Der Winter war schon eingetreten und die Berge ringsum hatten bereits eine Schneedecke. Auf der genannten Insel ist von den Prachtgebäuden,

deren die armenischen Geschichtsschreiber erwähnen, nur noch die Kirche, oder vielmehr Kapelle, übrig. Die Bauart derselben zeichnet sich durch groteske und unförmliche Basreliefs aus, die an der äussern Mauer angebracht sind und Begebenheiten aus der biblischen Geschichte darstellen. In dem Ehrenzimmer, welches man den Reisenden anwies, bestanden die Wände und der Fussboden, wie bei allen Gebäuden dieses Landes, aus gestampfter Erde mit Stroh vermischt. Zum Sitzen diente eine Binsenmatte. Die nur durch ein Gitter geschlossenen Fenster standen dem Winde offen. Auch der Patriarch wohnt nicht besser; nur haben seine Fenster Scheiben von ölgetränktem Papier, wozu man alte Handschriften genommen hat. Ein einziger Mönch verstand die Büchersprache, deren Kenntniss zur Verrichtung des Gottesdienstes nöthig ist. Die Bibliothek bestand aus etwa hundert vermoderten und grossentheils unvollständigen Handschriften, die in einem Winkel

der Sakristei unordentlich aufgestapelt lagen; es waren Psalmen, Evangelien, einige Schriften der Kirchenväter und Predigten. Boré fand nur vier seltene Werke von eigentlichem Werthe.

Am Anfange des Jahres 1839 kam der Reisende nach *Tauris*, wo er sich lange aufhielt. Er hat in dieser grossen Stadt des westlichen Theils von Persien eine Lehranstalt für junge Perser errichtet, welche unter dem Schutze des Gouverneurs von *Urmiah* guten Fortgang hat. Im August begab er sich, einen geschickten Eingebornen als Stellvertreter in der Schule zurücklassend, nach *Chosrowa*, einem von chaldäischen Christen (Nestorianern) bewohnten Dorfe an der Gränze von Kurdistan, drei Lieues von Tauris, in herrlicher, von Obstgärten und fruchtbaren Fluren umgebener Lage. Er hatte die Absicht, hier eine ähnliche Lehranstalt zu gründen; auch in *Ardischer*, im Thale von Urmiah, wurde unter dem Schutze des *Melik Mansur Mirza*, Oheim des

Schahs, eine Schule errichtet. Der Schah bedrohte mit schweren Strafen jeden, der ihm Hindernisse in den Weg legen würde. Am 21. Okt. erfolgte die feierliche Eröffnung dieser und einiger andern Schulen in benachbarten Dörfern, und Boré ging darauf, weil die aus Frankreich zugesagten Lehrer noch nicht eingetroffen waren, nach Tauris zurück. Die Anstalt in Tauris soll eine Art Universität für die persische Jugend seyn, um diese in den europäischen Wissenschaften zu unterrichten. Auf religiöse Proselytenmacherei ist gänzlich verzichtet.

Gegen das Ende 1839 wurde Boré durch die Ankunft des Hrn. *Texier* und zweier andern französischen Reisenden erfreut. Am 22. Jäner 1840 hielt auch die französische Gesandtschaft, den Grafen *de Sercey* an der Spitze, ihren feierlichen Einzug in Tauris. Im Gefolge derselben befand sich der Lazarist und Missionär *Scafi*, Borés früherer Reisegefährte in Klein-Asien, dem er, wie es scheint,

die Oberleitung der Lehranstalt in Tauris übergab, während er selbst mit der Gesandtschaft weiter zog. Die Reise ging theils des vielen Gepäckes, theils der strengen Jahreszeit wegen nur langsam vorwärts; es wurden im Durchschnitt täglich nicht über 6 Lieues gemacht. Ueberall, besonders auf der medischen Hochebene, die bis zur Gebirgskette *Kaplanku* geht, lag tiefer Schnee. Man kam durch die Städte *Zingham*, *Sultanié* und *Kasbin*. In *Teheran* traf man den Schah nicht mehr an; er war mit einem Heere von 30000 Mann nach *Ispahan* gezogen, um diese Stadt, die ihm bisher immer noch den Gehorsam verweigert hatte, zu unterwerfen. Die Gesandtschaft folgte ihm am 22. März nach und erreichte am 1. April ebenfalls Ispahan. Die Nachrichten über die Reise durch Persien und besonders über *Ispahan*, das damals 60000 Einwohner zählte, enthalten nichts Neues. Die armenische Vorstadt *Dschulfa* gefiel dem Reisenden unter allen persischen

Städten, die er gesehen, am besten. Er beschloss sich hier längere Zeit niederzulassen und sein Brief vom 29. April 1840, worin er diess meldet, ist der letzte des zweiten Bandes.

Im *Asiatischen Russland* sind im Verlauf des Jahres 1841 die im vorigen Jahrgange erwähnten Forschungen fortgesetzt worden. Aber auch die *Polarländer* des *europäischen* Russlands haben in der letzten Zeit die besondere Aufmerksamkeit der Petersburger Akademie der Wissenschaften erregt. Der Conservator ihres botanischen Museums, Dr. *Ruprecht*, erbot sich für ihre Rechnung *) eine Reise in jene Gegenden zu machen und das *westliche Samojeden-Land*, namentlich die bis jetzt noch von keinem Naturforscher betretene *Halbinsel Kanin*, zu untersuchen, welches Anerbieten angenommen wurde. Der Reisende verliess

*) *Ausland*, 1842, Nr. 103. In der Beilage zu Nr. 166 der Augsburger Allgemeinen Zeitung steht „auf eigene Kosten.“

St. Petersburg im Mai 1841 in Begleitung eines Hrn. *Saweljew*, der aus wissenschaftlichem Interesse an der Reise Theil nahm, und magnetische, astronomische und barometrische Beobachtungen machte. Von allen besuchten Gegenden wurden Karten entworfen, die die Mängel auf den bisherigen herausstellen. Viele Höhen, die sonst als hohe Berge bezeichnet waren, verdienen kaum Hügel genannt zu werden. Der angebliche Bergrücken, der die Halbinsel Kanin von Norden nach Süden durchschneiden soll, ist gar nicht vorhanden. Auf der Insel *Kalgujew* fanden die Reisenden, dass der Boden selbst im Sommer bis $1\frac{1}{2}$ Arschinen ($3\frac{3}{8}$ Wien. Fuss) tief gefroren war; doch konnten sie sich über denselben Gegenstand auf der Halbinsel Kanin und im Samojeden-Lande keine Gewissheit verschaffen. In geognostischer Hinsicht waren diese Länder bisher ganz unbekannt. Die Reisenden fanden zwei ganz verschiedene Formationen, einen an Versteinerungen rei-

eben Steinkohlen-Kalk (?) in der Nähe des Meerbusens von Mesen und zu beiden Seiten der aus Mandelstein bestehenden Höhen von Tschaizin-Nos. Die vom nordwestlichen Ende der Halbinsel, vom Cap Kanin, ins Innere derselben streichenden Höhenzüge bestehen aus Urgebirgsarten, namentlich Glimmer- und Thonschiefer. Granit findet sich nur auf einigen kleinen Felseninseln in der Nähe von Cap Mikulkin. Am nördlichen Ende der Halbinsel entdeckte man bituminöses Holz und gelben Bernstein. Dr. Ruprecht untersuchte hauptsächlich auch die Pflanzenwelt dieser Gegenden, welche zwar wenig neue Arten darbietet, aber doch im Ganzen nicht arm zu nennen, übrigens von der lappländischen merklich verschieden ist. Merkwürdig ist die Beobachtung, dass die Wälder sich im Laufe der Zeit immer mehr von der Meeresküste entfernt haben. Man fand deutliche Beweise, dass einst sehr dickstämmige Bäume dicht am Meere gestanden haben, während jetzt

bis 30 und mehr Werste landeinwärts keine Wälder gesehen werden. — Die Halbinsel Kanin zeigte in Menge eine neue Gattung des Lemmings von Nowaja Semlja (*Mus Lemmus*), die auf der Insel Kalgujew nicht anzutreffen war. Es wurden 64 Vögelgattungen und auch einige neue Insekten mit nach Hause gebracht. Mit Ausnahme eines Unterkiefers von einem jungen Mammuth fand sich keine Spur von urweltlichen Thieren. Die schon zu Anfang des Septembers eintretende schlechte Jahreszeit zwang zur Rückreise nach St. Petersburg, wo beide Gelehrten Ende Oktober wieder eintrafen.

Für die Erweiterung unserer Kenntnisse von *Amerika* ist unter den neuesten Werken über diesen Erdtheil das wichtigste die Beschreibung der Reise, welche der Nord-Amerikaner *Stephens* in den Jahren 1839 und 1840 durch die noch wenig bekannten Staaten von *Mittel-Amerika*, so wie durch einen Theil des *Mexicanischen Freistaaten-Bundes* ge-

macht hat *). Mit einer diplomatischen Sendung, um einen Handelsvertrag abzuschliessen, von der Regierung der Vereinigten Staaten an die Regierung von Guatemala (oder Mittel-Amerika) beauftragt, verliess Stephens am 3. Okt. 1839 New-York an Bord einer nach den brittischen Niederlassungen der Honduras-Bay segelnden Brigg und kam am 30. dess. M. im Hafen von *Balize* an, von wo er nach einigen Tagen auf einem Dampfboote den Hafen *Yzabal* (*Yzaval*), am gleichnamigen Strandsee des Staates Guatemala, erreichte. Hier empfing er Nachrichten über den zerrissenen Zustand des Landes, welche für einen Diplomaten nichts weniger als aufmunternd waren.

Die vornehmsten politischen Partheien waren die des *Morazan*, ehemaligen Präsidenten der Republik, in Salvador, die des *Ferrera* in Honduras, und die des

*) *Incidents of Travels in Central America, Chiapa and Yucatan, by John L. Stephens.* 2 Voll. New-York, 1841.

Carrera, in Guatemala. Die beiden Letztern, jener ein Mulatte, dieser ein Indier, waren durch gemeinschaftlichen Hass gegen Morazan vereinigt, obschon unter sich selbst wieder durch Partheienwuth getrennt. Morazan hatte so eben die Truppen des Ferrera in einem Gefechte bei San Salvador geschlagen, war aber wegen schwerer Verwundung nicht im Stande, seinen Sieg zu verfolgen. Der Commandant von Yzabal gab dem Reisenden zwar einen Pass nach der Hauptstadt, sagte ihm aber voraus, dass ihn Morazan nicht respectiren werde. Stephens verliess sich auf seinen diplomatischen Charakter und ging muthig vorwärts. Ein höchst beschwerlicher und gefahrvoller Weg über das *Mico-Gebirge* (gewöhnlich nur *la Montaña*, das Gebirg genannt) führte ihn nach *Gualan*, einer Stadt am Zusammenflusse zweier Gewässer, mit etwa 10000 Einwohnern, fast sämmtlich Mestizen. Von hier begab er sich längs dem linken Ufer des Ma-

tagua nach *Zakapa*, welches mitten in einer schönen, mit dem reichsten Pflanzenwuchse geschmückten Ebene liegt. Hier erfuhr Stephens so mancherlei von den merkwürdigen Ruinen beim Dorfe *Copan*, dass er sich entschloss, statt gerade nach Guatemala zu gehen, einen Umweg zu machen und diese Ruinen zu besuchen.

Copan besteht nur aus etwa 10 oder 12 Hütten. Das einzige anständigere Haus gehörte dem reichsten und einflussreichsten Manne des Landes, *Don Gregorio*, der aber den Reisenden kalt empfing und ihm zu verstehen gab, dass ihm an seinem Besuche nichts gelegen sei. Dieser aber hoffte, dass die Reste altspanischer Gastfreiheit nicht ganz vertilgt seyn würden, quartierte sich daher ganz ruhig ein und liess seine Maulthiere in den Stall führen. Don Gregorio machte gute Miene zum Spiel. Was Stephens über die merkwürdigen *Ruinen von Copan*, die sich am gleichnamigen Nebenflusse des in die Honduras-Bay gehenden

Matagua in einer Länge von mehr als zwei (engl.) Meilen ausbreiten, mittheilt, ist, da wir keine Abbildungen geben können, keines Auszugs fähig *). Man darf sich nicht wundern, dass der Reisende einige Tage hier verweilte; endlich fiel es ihm aber doch ein, dass er ein politisches Geschäft zu verrichten habe und er trat nun seine Weiterreise an. Nachdem er den Fluss Copan überschritten, der die Staaten *Honduras* und *Guatemala* von einander trennt, erklimmte er die hohe Bergkette, welche, eine Fortsetzung der Cordilleren, ganz Mittel-Amerika durchzieht, und erblickte, nach zwei Stunden auf dem höchsten Punkte angelangt, die durch ihr wunderthätiges Madonnen-Bild berühmte Kathedrale von *Esquipulas*, wohin jährlich am 15. Febr. ehemals Wallfahrer aus dem ganzen spanischen Amerika kamen; eine Pilgerreise, die so lange

*) Vergleichen finden die Leser, nebst Plan und einer Abbildung, in der Zeitschrift *Ausland*, 1842, Jänerheft, Nr. 1, 2, 6 bis 9.

dauern und so beschwerlich seyn mochte, als die der Mohammedaner nach Mekka. Der Weg ging dann abwärts und durch die Ebene, wo Eskipulas liegt, worauf abermals ein Gebirge überschritten werden musste, um nach *Quetzaltepec* zu gelangen. Hier beginnt das schöne und fruchtbare Thal, welches sich bis Guatemala erstreckt und wegen der Nähe der Hauptstadt der am besten angebaute Theil der Republik zu seyn scheint.

Stephens bezog in *Guatemala* eine Wohnung, die der verstorbene Geschäftsträger der Vereinigten Staaten, *de Witt*, inne gehabt hatte, und es lag ihm nun daran, die Regierung ausfindig zu machen, bei welcher er beglaubigt war. Aber das hielt ziemlich schwer. Es giebt schon seit der Gründung des mittelamerikanischen Bundesstaats, wie in allen übrigen Staaten Amerikas, zwei grosse Partheien, die *centrale* oder aristokratische, und die *föderale* oder demokratische. Jene wollte den Einfluss der Central- oder

Unionsregierung verstärken, diese vertheidigte das Recht der einzelnen Staaten. Jene hatte die Geistlichkeit und die alten Familien auf ihrer Seite; diese dagegen bestand aus unterrichteten und thatkräftigen Männern, die das Joch der alten Vorurtheile und Missbräuche abschütteln wollten. Schon in der Versammlung des dritten Congresses kam es zu ernstlichen Zwistigkeiten und die Deputirten von *San Salvador*, des liberalsten aller Staaten des Bundes, glaubten sich zurückziehen zu müssen. Bald darauf erfolgte in der Kathedrale zu *Quetzaltenango* die Ermordung des Vicepräsidenten der Republik, *Flores*. Der Staat San Salvador griff zu den Waffen, um ihn zu rächen und am 16. März 1827 erschien seine Armee vor den Thoren der Hauptstadt, wurde aber mit grossem Verlust zurückgeschlagen. Dennoch erfocht dasselbe Heer zwei Jahre später unter dem Befehl des General *Morazan*, der damals an der Spitze der liberalen Parthei stand, einen vollständigen Sieg

über die Centralisten und zog in *Guatemala* ein. Alle Häupter der Gegenpartei wurden verbannt und der General, der 1831 und wiederholt 1835 zur Präsidenten-Würde gelangte, regierte das Land acht Jahre hindurch.

Unterdessen waren die Verbannten allmählich zurückgekommen und hatten ihren vorigen Einfluss zu erhalten begonnen. Im Monate Mai, vor der Ankunft Stephens, waren die Vollmachten des Präsidenten, der Senatoren und der Deputirten-Kammer des Congresses erloschen, ohne dass zu neuen Wahlen geschritten worden wäre. Die Staaten *San Salvador* und *Quetzaltenango* *) waren die einzigen, die die Föderal-Regierung vertheidigten, von welcher sich die vier andern für unabhängig erklärt hatten. *Morazan* befehligte ihre Truppen, hatte

*) Es bestanden sonst nur *fünf* Staaten: *Guatemala*, *San Salvador*, *Honduras*, *Nicaragua* und *Costa Rica*. *Quetzaltenango*, ein Distrikt von Guatemala, war später davon getrennt und zu einem eignen Staate erhoben worden.

Ferrera, den General der Gegenpartei geschlagen und hielt den Staat *Honduras* militärisch besetzt. Die Staaten waren also drei gegen drei, eine sehr fatale Stellung für unsern Diplomaten, da nicht einmal eine faktische Regierung vorhanden war, an die er sich, ohne sich um das Uebrige zu bekümmern, hätte wenden können. Freilich war schon im vorhergehenden Monat März *Carrera*, ein aus einer Vorstadt von Guatemala gebürtiger Indier, der sich vom Trommelschläger zum General aufgeschwungen hatte, an der Spitze einer Horde Indier in die zur Central-Parthei gehörige Stadt eingedrungen, hatte den Gouverneur des Staats, *Sataxar*, vertrieben und sich selbst zum Oberhaupte desselben ernannt. *Stephens*, der diese bestehende Regierung nicht amtlich anerkennen, zugleich aber auch dem Scheine einer solchen Verweigerung entgehen wollte, half sich à la Yankii: Er reichte bei *Carrera* eine Klage gegen den Offizier und den Alcalden von *Co-*

matan ein, die ihm auf der Reise von Copan nach Guatemala verhaftet und ungebührlich behandelt hatten. Statt Genugthuung erhielt er höfliche Entschuldigungen und das Versprechen, dass die Schuldigen bestraft werden sollten. Um weitere Zeit zu gewinnen und den Verlauf der Unruhen abzuwarten, machte *Stephens* Ausflüge in die Umgegend, unter andern auch nach den Ruinen von *Alt-Guatemala*, wo er den *Volcan de Agua* bestieg, vergass aber nicht, sich von Zeit zu Zeit zu erkundigen, was aus der Regierung geworden. Man versicherte ihn, dass die Föderal-Regierung nicht mehr bestehe, zitterte aber vor der Ankunft *Morazan's*, der in *San Salvador* Truppen versammelte. Stephens entschloss sich, ebenfalls dahin zu gehen und ein französischer Handels-Capitän, der im Hafen *Istapa* eben segelfertig lag, gab ihm einen Platz auf seinem Schiffe.

In *Sonsonate* (*Zonzonate*) traf er zu seinem Erstaunen das, was er suchte, die

Regierung nämlich, in der Person des Vicepräsidenten *Diego Vigil*, des einzigen Staatsbeamten, dessen Vollmacht noch nicht erloschen war. Er war nach Sonsonate gekommen, um diese Stadt von einem Räuberhauptmann, Namens *Chico-Rascon* loszukaufen, dem er ein Obersten-Patent und 4000 Piaster, *in Papiergeld*, dafür gab, so dass man nicht genau wusste, ob der Räuber am Ende nicht der Geprellte war. *Stephens* trug indessen Bedenken, dem Vicepräsidenten sein Beglaubigungsschreiben zu überreichen, und schützte den Mangel eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten vor, an den er sich dem diplomatischen Herkommen gemäss wenden könnte. *Don Diego* meinte zwar, dazu liesse sich bald jemand auftreiben, bestand aber nicht darauf, als er die Verlegenheit des Reisenden bemerkte, sondern ersuchte ihn bloss, so lange zu warten, bis die neue Regierung eingesetzt seyn werde. — *Stephens* besuchte abermals einen benachbarten Vul-

kan und als er bei der Rückkunft nach Sonsonate fand, dass der Zustand der öffentlichen Angelegenheiten noch derselbe war, schiffte er sich auf einer Goelette ein, um *Costa Rica*, den südlichsten Staat der Republik, zu besuchen.

Längs der Küste hinschiffend sieht man nach und nach die Vulkane *San Salvador*, *San Vicente*, *San Miguel*, *Telega*, *Momotombo*, *Managua*, *Nindiri*, *Masaya* und *Nicaragua*, und kommt endlich in der *Nicoya-Bay* an, wo die Goelette im Hafen *Caldera* ankerte, der für den ungesundesten am ganzen Stillen Meere gilt. Hier erfuhr Stephens vom Hafen-Capitän, dass wirklich eine Regierung bestehe; niemand durfte ohne Erlaubniss derselben ans Land steigen. Mit Stephens wurde indessen, da er sich als Gesandter legitimirte, eine Ausnahme gemacht. Er sollte in Caldera auf die Antwort der Regierung warten, an welche ein Eilbote abgeschickt wurde. Aber schon am folgenden Tage erhielt er die Erlaubniss,

selbst nach *San José*, der Hauptstadt von Costa Rica, zu gehen. Die Strasse dahin führt über die Flüsse *Surubris* und *Rio Grande*, und geht dann bei der Maierei *San Mateo* vorüber, wo sie sich aufwärts ins Gebirge wendet. Hier wird unter der Oberleitung eines Tirolers, *Johann Barth*, ein Gold-Bergwerk betrieben, für Rechnung der „*Anglo-Costarican-economical-Mining-Company*“ und die Scheidung geschieht mittelst einer Vorrichtung nach dem „*Zillerthal-patent-self-acting-cold-amalgamation-process.*“ — Man weiss, nicht, ob die Zahlen der Dividenden so viel Ziffern haben, als diese Namen Wörter.

San José ist vielleicht die einzige Stadt, die durch die Revolution seit Vertreibung der Spanier gewonnen hat, hauptsächlich, weil der Sitz der Regierung hieher verlegt worden, der sonst in *Cartago*, am Caraibischen Meere, war. Der Staats-Präsident *Carrillo* empfing unsern Reisenden aufs beste. Er hatte 1838 seinen Vorgänger *Aguila* vertrieben und mit

Aufhebung der Wahlen, als eines unnützen Räderwerks in einer Republik, seinen Schwiegervater zum Vicepräsidenten gemacht. *Stephens* nennt ihn, voll republikanischen Zorns, einen Usurpator und Despoten, gesteht aber, dass das Land ruhig und gedeihlich war. Da er auch mit dieser Regierung nicht diplomatisch verkehren konnte, so beschloss er, nach einem Ausfluge auf den Vulkan von Cartago, zu Lande nach *Guatemala* zurückzukehren.

Von *Esparza* bis *Nicaragua* geht der Weg durch eine öde Landstrecke, mehr als 300 engl. Meilen weit, wo man, mit Ausnahme der kleinen Stadt *Guanacaste*, an der Gränze des Staates Costa Rica, nur einige zerstreute Maiereien antrifft. *Stephens* wich etwas von der geraden Strasse ab, um den Hafen *San Juan* zu besuchen, wo der längst projektirte Kanal durch den Isthmus ausmünden soll. Er fand, dass Niemand im ganzen Lande sich für dieses Unternehmen besonders

interessirte. *Nicaragua* ist ein Haufen von Hütten, wo Stephens sich weiter nicht aufhielt, sondern sich nach *Granada*, der wichtigsten Stadt am See Nicaragua, begab, von wo er den Vulkan *Masaya* bestieg. Der Zustand des Landes ist im Wesentlichen noch so, wie ihn vor 300 Jahren der spanische Missionär *Oviedo* geschildert hat. Mit dem Nicaragua steht der See *Managua* in Verbindung, welcher 35 Lieues im Umfang hat und durch den *Tipitapa* in den Nicaragua abfliesst. Wenn der Kanal jemals zu Stande kommen sollte, so muss er durch den Managua gespeist werden. Von den kleinen Städten an der nach *Leon*, der Hauptstadt des Staates Nicaragua, führenden Strasse ist keine einzige bemerkenswerth. Leon selbst aber zeichnet sich durch die Zahl und Pracht seiner Kirchen aus. Die Strassen sind von grossen steinernen Palästen gebildet, die ehemals reichen Spaniern gehörten, seit der Revolution aber verfallen. Keine Stadt der Republik

hat so viel gelitten als *Leon*, weil die Centralisten und die Föderalisten hier fast immer in gleicher Zahl vorhanden waren. Auch jetzt noch konnte man sich nicht auf der Strasse zeigen, ohne von der Soldateska beleidigt zu werden. *Stephens* hielt sich trotz seines diplomatischen Charakters nicht eher für sicher, als bis er zum Thore hinaus war und sich auf der Strasse nach *Realejo* befand, die ihn auch bald nach *San Salvador* führte.

Hier war kurz zuvor ein grosser Theil der Einwohner durch ein Erdbeben umgekommen und die Ueberlebenden lagerten im Freien. *Stephens* machte sogleich dem Vicepräsidenten *Vigil* seinen Besuch; aber die Dinge hatten sich seit der Zusammenkunft mit ihm in Sonsonate sehr geändert. Die föderalistischen Truppen waren in Honduras geschlagen worden; *Carrera* hatte den Staat *Quetzaltenango* erobert; *San Salvador* hielt allein die Föderal-Regierung noch aufrecht, und der General *Morazan* ging auf *Guatemala*

los. Da war es nun schwer für Stephens, einen Entschluss zu fassen. Seine Reise fortzusetzen war so viel als dem Bürgerkriege entgegen gehen und einer ungezügelten Soldateske in die Hände laufen. Blieb er dagegen in *San Salvador*, so lief er Gefahr das Schicksal dieser Stadt zu theilen, die jeden Tag von den in Schnellmärschen herbeieilenden Truppen aus Honduras angegriffen werden konnte. Das Erste schien indess noch immer das Rathsamste, da er, sobald er durch die beiden Armeen gekommen, den Krieg hinter sich und eine Gegend erreicht haben würde, die vergleichungsweise noch ruhig war. Bis *Aguachapa* ging Alles gut, aber hier erfuhr der Reisende, dass *Morazan* bei seinem Angriffe auf *Guatemala* von *Carrera* geschlagen worden und von diesem, den man jeden Augenblick hier erwartete, verfolgt wurde. Alles flüchtete mit seinen besten Sachen in die Gebirge und nur einige Greise und Kranke blieben nebst Stephens in der Stadt

zurück. Bald traf auch wirklich der Oberst *Figueroa* mit einer Truppe Reiter ein, die *Viva Carrera* schrien und vor das Stadthaus zogen, wo der Oberst abstieg. Stephens ging sogleich, ihn zu begrüssen und wurde besser empfangen, als er gehofft hatte. Die Ursache aber war ein gutes Frühstück, das er ihm anbieten und das ein Mann, der 24 Stunden nichts gegessen, unmöglich ausschlagen konnte. Auch vergalt es der Oberst auf der Stelle durch einen Pass, den er im Namen *Carreras* ausstellte. Es war hohe Zeit; denn kaum war der Pass untérzeichnet, als *Morazan*, auf einem andern Wege von Guatemala kommend, die Indier-Truppen angriff und nach einem hitzigen Gefecht sich der Stadt bemeisterte und die Einwohner haufenweise zurückkehrten. Aber dieser Triumph war von kurzer Dauer. *Morazan* wurde einige Tage darauf wieder besiegt und entkam mit einigen Offizieren nach *Libertad*, dem Hafen von San Salvador, und von da schiffte

er sich nach *Chili* ein, wo er noch jetzt in der Verbannung lebt.

Stephens, der diesen Gang der Dinge vorausgesehen, hatte es nicht für rathsam gehalten, das Ende abzuwarten. Nach einer kurzen Unterredung mit *Morazan* war er nach *Guatemala* zurückgegangen. Die Reise war trotz dem von *Figueroa* erhaltenen Passe nicht ohne Gefahr. *Carreras* Truppen verwüsteten und plünderten überall; eine Menge anderer Indier schlossen sich an, und bald wäre die Armee so weit gegangen, ihn zum *Könige der Indier* (*Rey de los Indios*) auszurufen, wenn nicht die Geistlichkeit noch einige Gewalt gehabt hätte, diess zu verhindern. Man begreift, dass unter solchen Umständen an keinen Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten zu denken war. *Stephens* beschloss daher über *Mexico* nach Hause zu gehen, unterwegs aber die vielen Reste des Alterthums zu besuchen, woran dieser Theil von Amerika so reich ist. Ehe er Guate-

mala verliess, machte er einen Ausflug zu den Ruinen von *Quirigua*, die man ihm als sehr merkwürdig geschildert hatte. Sie liegen am Flusse *Matagua*, in geringer Entfernung von der Strasse, die von Yzabal nach der Hauptstadt führt, und gleichen im Wesentlichen denen von *Copan*.

Auf der Reise nach *Mexico* waren die Ruinen von *Tecpan-Guatemala* die ersten, welche Stephens antraf. Sie befinden sich eine Lieue weit von dem grossen indischen Dorfe *Petzum*. Tecpan-Guatemala lag auf einer von tiefen Schluchten umgebenen Anhöhe und war die Hauptfestung der *Kaschikels-Indier*. Die Grundfläche hat 3 engl. M. Länge und 2 M. Breite. Man erkennt noch die Richtung der Strassen, die sich rechtwinkelig kreuzten; auch sieht man Reste eines steinernen Palastes, dessen vier Seiten je 100 Fuss lang sind etc. Von ähnlicher Beschaffenheit sind die Ruinen von *Santa Cruz del Quiche* (Kitsche), der ehemaligen Hauptstadt von *Utatlan*. Sie sind so wie

die von Tecpan-Guatemala und von allen andern Städten, die zur Zeit der spanischen Eroberung, unter Cortez im XVI. Jahrhunderte, noch bewohnt waren, wesentlich von den Ruinen von *Palenque*, *Copan* und einigen andern verschieden. Letztere gehören einer weit frühern Periode an und zeugen für eine höhere Stufe von Civilisation als die, welche die Spanier antrafen.

Während Stephens die Ruinen von Santa Cruz del Quiche untersuchte, gesellte sich der Pfarrer des benachbarten Indier-Dorfes San Tomas zu ihm, ein spanischer wohl unterrichteter Geistlicher, der schon vor der Revolution nach Guatemala gekommen war. Er sagte, bei seiner Ankunft seien diese Ruinen noch wohl erhalten gewesen; als aber ein Indier zufällig hier ein goldnes Bild gefunden, sei die Sucht nach Schätzen rege geworden und habe Alles verwüstet. Der nämliche Pfarrer erzählte auch unserm Reisenden, dass er ehemals in *Coban*,

in der Provinz Vera Paz (also nicht mit *Copan* zu verwechseln), gewohnt habe und dass sich 4 Stunden von dort eine *verlassene indische Stadt* befinde, deren Gebäude noch vollständig vorhanden seien. Er fügte (was übrigens bis auf Weiteres zu bezweifeln seyn möchte) hinzu, dass in derselben Provinz, hinter den Gebirgen und vier Tagreisen seitwärts von der nach Mexico führenden Strasse, noch gegenwärtig eine *bewohnte indische Stadt* liege, die ihre Unabhängigkeit und ihre alterthümliche Civilisation erhalten habe. Als ihm die Einwohner des Dorfes *Chajul* davon erzählt hätten, sei er auf einen hohen Berg gestiegen, der die ganze Ebene gegen Yucatan hin beherrscht, und habe dort wirklich in der Entfernung eine grosse Stadt mit hohen Thürmen gesehen. Die Indier in Chajul behaupten, dass die Einwohner jener Stadt die Maya-Sprache reden und dass sie, als sie einst von der Ankunft eines fremden Volkes unterrichtet worden, alle Weissen, die ihr Gebiet

zu betreten versucht, unerbittlich gemordet und dadurch ihre alterthümliche Verfassung und Civilisation bewahrt hätten.

Diese Thatsache wäre, wenn sie sich bestätigte, für die Geschichte von Amerika wichtiger als es die Entdeckung von Herculanum und Pompeji für die römische gewesen ist. Es wäre übrigens wohl möglich, dass es in abgelegenen Gegenden des Innern noch einzelne Dörfer, wenn auch nicht grosse Städte gäbe, die nie mit den Europäern in Berührung gekommen sind und ihre Eigenthümlichkeiten unversehrt erhalten haben.

In *Quetzaltenango*, wo *Carrera* vor Kurzem eingezogen war, hielt es *Stephens* gleichfalls nicht für gerathen, zu verweilen, sondern eilte über die mexicanische Gränze zu kommen. *San Antonio de Guista*, an der Sierra Madre, war das letzte mittelamerikanische Dorf. Auch hier wirkte der Name „Carrera" so zauberhaft, dass der Reisende nur seinen Pass vorzuzeigen brauchte, um von dem Alkalden

sogleich Alles, was er verlangte, zu erhalten. Unweit von Guista ist eine *Hangebrücke* aus Seilen von Schlingpflanzen, die im Lande unter dem Namen *la hamaca* bekannt ist. Sie besteht seit undenklichen Zeiten und ist wahrscheinlich schon vor der Entdeckung Amerikas vorhanden gewesen; eine bemerkenswerthe Erscheinung, da man gewöhnlich glaubt, nur die *Peruaner* hätten sich auf den Bau solcher Hangebrücken verstanden.

Ueber den Gränzfluss *Rio Lagartero* auf mexicanischem Gebiete angelangt, erfuhr Stephens in *Comitan*, dass nach einer Verordnung der Central-Regierung kein Fremder mehr die Ruinen von *Palenque* besuchen dürfe und dass die Staaten *Tabasco* und *Yucatan*, durch die er reisen wollte, dem Bürgerkriege preisgegeben wären. Indessen liess er sich, auf sein bisheriges gutes Glück vertrauend, durch diese Nachrichten nicht abschrecken. Bei *Ocosingo* sind die Ruinen von *Tonila*, welche Stephens besuchte und

grossentheils noch ziemlich erhalten fand. Leider war es ihm nicht möglich, Arbeiter und Werkzeuge zum Nachgraben zu erhalten. Er glaubt, dass diese Ruinen höchstens aus den letzten Jahrhunderten vor der spanischen Eroberung herrühren. Merkwürdig war an einem grossen steinernen Gebäude die Entdeckung, dass die Oberschwelle der Thüre aus einem regelmässig zugehauenen *hölzernen* Balken bestand.

Von *Ocosingo* begab sich Stephens auf einem höchst beschwerlichen Wege nach *Palenque*, wo er vierzehn Tage mit Untersuchung der Ruinen zubrachte und dann nach *Yucatan* ging. Auch hier wüthete der Bürgerkrieg. Zwei Strassen führten nach diesem Staate, die eine über *Tabasco*, die andere über *Campeche*. Beide Städte waren damals von den Truppen der liberalen Parthei belagert. Da die Schwierigkeiten dieselben waren, so wählte Stephens die letztgenannte Strasse, als die kürzeste, und gelangte über das Indier-

dorf *Las Playas*, dann zu Wasser auf dem *Rio Chico* und dem *Rio de la Palisada* nach dem Dorfe *Palisada*. Hier schiffte er sich auf einem *Bungo* (einem kleinen zweimastigen Fahrzeuge) nach der kleinen Stadt *Laguna* auf der Insel del Carmen ein, und reiste von dort auf einer fahrbaren Strasse in einem Wagen nach *Merida*, der Hauptstadt von Yucatan. Diese Stadt ist gut gebaut; es sind hier viel steinerne Häuser von zwei Stockwerken und mit Balcons geziert. *Stephens* suchte sogleich *Don Simon Peon* auf, einen der ersten Gutsbesitzer des Landes, den er früher in New-York kennen gelernt hatte. Dieser verschaffte ihm Gelegenheit, die auf seinem Landgute befindlichen Ruinen von *Uxmal* zu besuchen. Der Baustyl und die Verzierungen sind hier wesentlich von denen in Copan und Palenque unterschieden. — Die Rückreise von *Merida* nach den *Vereinigten Staaten* bietet nichts Bemerkenswerthes dar.

Stephens hatte früher auch *Aegypten*

bereits; er macht auf den Unterschied aufmerksam, der zwischen den grossen Denkmählern dieses Landes und denen von *Central-Amerika* Statt findet. Die Hieroglyphen haben nicht die geringste Aehnlichkeit. Die in *Aegypten* stellen wirklich vorhanden gewesene Gegenstände dar; die von *Yucatan* und *Guatemala* sind fast überall nur Fantasie-Gebilde. Die in den amerikanischen Ruinen so häufig vorkommenden Pyramiden sind stets abgestutzt und tragen auf der obersten Fläche einen Tempel oder Altar. Sie scheinen zu dem Zwecke erbaut worden zu seyn, damit alles bei den religiösen Feierlichkeiten versammelte Volk Zeuge von den verrichteten Opfergebräuchen seyn könne.

Ternaux-Compans, der Berichterstatter über Stephens Work in den *Nouvelles Annales des Voyages*, bemerkt am Schlusse, dass diese amerikanischen Bauwerke den Spaniern keineswegs unbekannt geblieben, und dass sehr Vieles darüber in Büchern stehe, die leider Niemand liest.

Die wichtigsten historischen Dokumente müsse man häufig in dem Leben eines Missionärs oder in einer Chronik des Franziskaner-Ordens suchen *).

Die mittelamerikanischen Alterthümer sind in den letzten Jahren auch von dem k. k. österreichischen Legations-Sekretär in Mexico, *Emanuel* Ritter von *Friedrichsthal*, besucht worden, der bereits im vorigen Jahre nach Wien zurückgekehrt ist und die Ergebnisse seiner Forschungen in einem besondern Werke bekannt machen wird **).

Der aus den letzten Jahrgängen dieses Taschenbuches den Lesern ehrenvoll bekannte Naturforscher *Schomburgk* ist neuerdings nach *Süd-Amerika* abgereist und beschäftigt sich mit der weitern Untersuchung der Flüsse von *Guyana* ***).

In der Sitzung der Königlichen Institution vom 11. Febr. 1842 sprach

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1841, Okt. S. 57 u. ff., Nov. S. 221 u. ff. und Dez., S. 357 u. ff.

**) *Ebendas.*, Dez., S. 291 u. ff.

***) *Lit. Gaz.*, 1841, Dez., Nr. 1299, und 1842, April, Nr. 1317.

Dr. *King*, welcher den Cap. *Back* auf seiner Landreise durch *Nord-Amerika*, in den Jahren 1833 bis 1835 als Naturforscher und Arzt begleitete, über die amerikanischen Gränzen des Eismeers, namentlich über das, was seit den letzten Entdeckungen von *Simpson* und *Dease* von der Nordküste des Festlandes noch zu entdecken übrig geblieben ist. Wenn die Halbinsel *Melville* das nordöstliche Ende des Festlandes ist, so beträgt jener Rest nur noch 7 Längengrade und 1 Breitengrad. Sollte sichs aber zeigen, dass das Land *Nord-Somerset* zum Festlande gehört (was *King* behauptet), so würden noch 4 Breitengrade und so viel Längengrade zu erforschen seyn, als die Westküste von *Boothia-Felix* sich nach Osten hin erstrecken dürfte. *King* glaubt, dass eine Expedition zu diesem Zwecke in einem Sommer ausgeführt werden könne und nicht über 1000 Pf. St. kosten würde *).

*) *Ebendas.*, 1840, Febr., Nr. 1309.

In der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft am 24. Jäner 1842 wurde ein Aufsatz des *Sir James Alexander* über das Land westlich von den *Felsengebirgen* (*Rocky Mountains*) vorgelesen. Es geht daraus hervor, dass die *Amerikanische Pelz-Compagnie* (*American Fur Company*) keine Häfen an diesem Theile der Meeresküste hat. Die *Hudsonsbay-Company* hat das ganze Stromgebiet des *Columbia* vom 54. Breitengrade, der russischen Gränze, bis südlich an Californien, inne. Die Amerikanische Gesellschaft beschränkt ihre Unternehmungen auf die Felsengebirge und die Länder an dessen Ostseite. „Eine angelsächsische Colonie" — sagt *Sir James* — „könnte am nördlichen Ufer des Columbia, wenn freundliche Verhältnisse mit *China* hergestellt würden, sehr gedeihen." Von dem ehemaligen Agenten der Brittischen Nordwest-Gesellschaft erfuhr er, dass die Berge um den Fluss *Flat Head* (Flachkopf) bis 25000 engl. Fuss (?)

Höhe erreichen. Das Bäffel scheint nicht westwärts von den Felsengebirgen zu gehen. Oestlich von den *Tvpis Tetons* fliesst der *Bighorn*, unter 44° Br., 40 Meilen weit durch ein sehr schmales Gebirgsthal. Im J. 1826 fuhren ihn zwei Pelzhändler auf einem Floss hinab, und Hr. *Ashley* baute hier lederne Boote, auf welchen er seine Pelze nach *St. Louis* brachte. Südlich von den Trois Tetons, ungefähr unter 42° Br., ist der vor Kurzem entdeckte, sehr wichtige, Einschnitt in den Felsengebirgen, durch welchen ein Wagen fahren kann. Den Trappers von *Sta. Fé* zufolge ist das Land zwischen dem *Colorado* und dem *Arkansas* und *Platte* sehr gebirgig und die Thäler sind schmal *).

Von dem, was in den letzten Jahren zur Erforschung einzelner Theile von *Europa* geschehen ist, verdienen die Schriften nachstehender Reisenden als die be-

*) *Ebendas.*, Juli, Nr. 1806

merkenswerthesten angeführt zu werden: *Augustin*, Freiherr von, (Malta und das südliche Spanien); *Baumann* (Italien und Sizilien); *Boclo* (Fichtelgebirge); *Bory de St. Vincent* (Attika, Morea und die Cycladen); *Castello* (Auvergne); *v. Decken* (Südteutschland, Schweiz, Lombardei und Piemont); *Dethmar* (Holland); *Elsner* (Ungarn); *Fröbel* (Penninische Alpen); *Goracuchi* (Südfrankreich etc.); *Greverus* (Italien u. Griechenland); *v. Heeringen* (England); *Janin* (Italien); *Jungkans* (Teutschland, Frankreich und Spanien); *Klemm* (Italien); *Kobbe* (Helgoland); *Kohl* (Süd-Russland); *Kröger* (Sachsen, Böhmen, Oesterreich mit besonderer Beziehung auf höhere und niedere Schulen); *Laing* (Frankreich, Preussen, Schweiz, Italien etc.); *Lengerke* (Teutschland, mit besonderer Beziehung auf Ackerbau u. Industrie); *Mundt* (Schweiz und Provence); Graf P. (Ungarn und die Walachei); *Petersen* (Schleswig, Holstein und Lauenburg); *Ployen* (Shetländische und Ork-

neyische Inseln und Schottland); *v. Raumer* (Italien); *Ross* (Griechische Inseln); *Schneider* (Rhöngebirge); *Seidl* (Steiermark und Tirol); *Smidt* (Helgoland); *Staffler* (Tirol und Vorarlberg); *Ulrichs* (Griechenland); und *Zachariä* (Griechenland, Türkei etc.).

Geschlossen am 6. Juli 1842.

Der Herausgeber.

I.

ALGERIEN.

Nach Wagner und Baude *).

Die Regentschaft Algier war bis zum Jahre 1830 ein Bestandtheil der Afrikanischen Türkei und gehörte nebst Tunis, Tripolis und Marokko zu den s. g. Barbaresken-Staaten, deren Bewohner den *Seeraub* gegen christliche Schiffe im Mittelländischen Meere und in den benachbarten Theilen des Atlantischen Ozeans, als ein von ihren Beherrschern gebilligtes Gewerbe und unter deren

*) *Dr. Mor. Wagner Reisen in der Regentschaft Algier, in den Jahren 1836, 1837 und 1838.* 3 Bände. Leipzig, 1841. Mit Atlas. — *L'Algérie.* Par le Baron *Baude,* Cons. d'état, ex-commissaire du Roi en Afrique. 3 Tomes. Bruxelles, 1841.

Schutze betrieben, daher diese Staaten auch unter dem Namen der *Raubstaaten* bekannt waren. Im Juli 1830 wurde die Stadt *Algier* von den Franzosen erobert, der Dey mit seinen türkischen Truppen aus dem Lande geschafft und die Seeräuberei hat seit dieser Zeit, da auch die andern Staaten durch Verträge derselben entsagt haben, aufgehört. In geographischer Hinsicht führen die genannten Länder zusammen den Namen *Berberei* und gehören zu den *Atlas-Ländern*, welche ausserdem noch die grosse Wüste von Nord-Afrika oder die *Sahara* umfassen.

Algerien insbesondere erstreckt sich von 15° 40′ bis 26° 30′ östlicher Länge von Ferro und reicht von 37° 8′ bis ungefähr 35° nördlicher Breite. Die Nordgränze bildet überall das *Mittelländische Meer*, wo das *Cap Bugaroni* der nördlichste Punkt des Landes ist. Auf der Landseite stösst Algerien in Osten an Tunis, in Westen an Marokko und in Süden an die Sahara. Aber die Gränzen sind hier grossentheils sehr unbestimmt. An der Meeresküste wird zwar, gegen Marokko, der Fluss *Aggerut*, welcher westlich vom Cap Milonia mündet, und gegen Tunis der *Wad el Zaine*, der sich der Insel Tabarka gegenüber ins Meer ergiesst, als Gränze angenommen; aber landeinwärts verlieren sich sowohl hier als dort die Gränzen mitten unter Stämmen, welche ohne Unterschied bald auf diesem bald auf jenem Gebiete

plündernd einfallen und nach Umständen von jedem Nachbarstaate als unter seiner Botmässigkeit stehend betrachtet werden. Da es sich um Ländereien handelt, die wenig oder gar nicht angebaut sind und keine Steuern zahlen, so bekümmern sich auch die beiderseitigen Regierungen wenig darum, und was in Europa Anlass zu einem Kriege geben würde, geht hier unbeachtet vorüber. Als im Jahre 1836 einige Kabylen-Stämme, die man für Unterthanen des Kaisers von Marokko hielt, sich mit Abd-el-Kader gegen die Franzosen verbündet hatten, glaubte die französische Regierung darin eine feindselige Absicht des Sultans zu entdecken, und schickte sogleich einen Gesandten ab, der sich darüber beschweren musste. Aber der Sultan, der eben mit Unterdrückung eines Aufstandes im Süden seines Reiches beschäftigt war, achtete nicht auf diese Beschwerden und wunderte sich, wie man wegen eines so unbedeutenden Gegenstandes aus so weiter Ferne her einen Botschafter abschicken könnte. Die Kabylen, über die sich Frankreich beschwerte, bezeigten ihrerseits auch keine Lust, den Befehlen des Sultans zu gehorchen, und dieser hätte mit Vergnügen ihre Köpfe preisgegeben, wenn Jemand das Geschäft übernommen hätte, sie ihnen abzuschlagen.

An der östlichen Seite sind die Gränzen nicht minder unbestimmt, namentlich in der Gegend von *La Calle*, wo Frankreich seit 1520 die Korallen-

fischerei betreibt und von der Pforte verschiedene Male Gebietsabtretungen und andere Bewilligungen erhalten hat. Es gibt hier, wie *Bauds* in Einzelnen nachweist, mannichfache Anlässe zu Beschwerden gegen *Tunis*, welche mit der Zeit, sobald Frankreich sich gehörig festgesetzt haben wird, ernsthafte Schritte gegen diesen Nachbarstaat zur Folge haben dürften. Auch sind die französischen Schriftsteller und Karten, sowohl ältere als neuere, nicht übereinstimmend in der Angabe der Gränzen auf dieser Seite des Gebietes von Algier; nur darin treffen *Poiret* und *Desfontaines* zusammen, dass nach ihrer Versicherung in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zwischen *La Calle* und *Tabarka* der Stamm der *Nadis* hauste, ein Gebirgsvolk von etwa 7- bis 800 streitbaren Männern, welches weder dem Dey von *Algier* noch dem Bey von *Tunis* Tribut entrichtete.

Am unsichersten ist die Bestimmung der südlichen Gränze, gegen die Sahara. Das *Blad-al-Dscherid* (*Biled-ul-Dscherid*), ein dürres Hügelland mit weitläuftigen unfruchtbaren Ebenen, welches den Uebergang vom Gebirge zu der eigentlichen Sahara bildet und in seinem westlichen Theile *Kobla* heisst, soll nach der Behauptung der Eingebornen von *Constantine* die südliche Gränze dieser Provinz etwa 40 teutsche Meilen in gerader Linie von der Meeresküste berühren. Das Land der *Mosabiten* (*Beni Msab*) und der Staat von

Ain-Maadi (beide zwischen 33° und 34° Breite und schon zur Sahara gehörig) haben ihre Unabhängigkeit gegen die Deys von Algier stets zu behaupten gewusst.

Bei dieser Unbestimmtheit der Gränzen, vorzüglich an der südlichen Seite, sind auch alle Schätzungen des *Flächeninhaltes* sehr unsicher und von einander abweichend. Während ihn einige Geographen bis zu 9000 geogr. Geviertmeilen angeben, berechnen ihn andere nur zu 4- bis 5000! *Baude* schätzt ihn nur im Allgemeinen zu einem Drittel von Frankreich oder ungefähr 3300 Geviert-Meilen.

Von Westen nach Osten wird die Regentschaft Algier von Bergketten durchschnitten, deren mittlere Höhe über dem Mittelländischen Meere nicht 3000 Pariser Fuss übersteigt. Diese Gebirge führten schon im grauesten Alterthume den Namen *Atlas* und es knüpfte sich an sie die Mythe von dem gleichnamigen Riesen, der den Himmel auf seinem Rücken trug. Das Wort bedeutet in der Bobersprache so viel als »Steigen.« Die seit Ptolemäus Statt gefundene Annahme zweier Atlas-Ketten, einer nördlichen, welche der *Kleine Atlas*, und einer südlichen, welche der *Grosse Atlas* genannt wird, hat Wagner schon im Jahre 1837 von Algier aus für unrichtig erklärt *), und er beweist

*) *Augsburger Allgem. Zeit.* 1837, Ausserord. Beilage Nr. 605 und 606.

diesen im ersten Bande seiner Reisebeschreibung S. 452 u. ff. noch ausführlicher. Was die frühern Reisenden, namentlich *Desfontaines*, *Shaw*, *Peyssonnel* und *Bruce* darüber gesagt haben, beruht keineswegs auf eignen Beobachtungen, denn keiner von ihnen ist über 40 teutsche Meilen von der Küste nach Süden vorgedrungen. Die Erzählungen der Eingebornen sind hier eben so verworren und abweichend, wie in Nubien und den Sudan-Ländern. Etwas zuverlässiger sind die, im Ganzen ziemlich genau übereinstimmenden Aussagen der Renegaten, von denen namentlich die Mittheilungen *Baudouins*, der in das Land der Mosabiten gedrungen war und deren Sprache erlernt hatte, so wie die einiger Teutschen und Franzosen im Dienste *Abd-el-Kaders*, welche 1837 dessen Zug durch den Kobla begleiteten, Aufmerksamkeit verdienen. Alle diese Renegaten stimmten in ihren Versicherungen überein, dass es weder zwischen dem *Auras* und *Bûkara*, noch im Süden der Provinz *Titeri*, noch auch an der Gränze des *Kobla*, hohe Gebirge gebe. Im Gegentheile würden, sagten sie, die Bergzüge von *Constantine*, *Setif*, *Medeah*, *Miliana* und *Mascara* immer niedriger, je weiter man sich den Ebenen des Blad-el-Dscherid oder Kobla nähere, und die Nordgränzen dieser Steppen beständen aus öden, wellenförmigen, mit Disteln und Palmen bewachsenen trockenen Hügeln. »Dasselbe bestätigten« — sagt Wagner — »alle *Biskris* und *Mosabiten*, die ich

in *Algier* gesprochen, alle Beduinen der *Sahara* und des *Kobla*, die ich in *Masoura* sah. Dasselbe sagten die Renegaten in Abd-el-Kaders Heere zu *Adrian Berbrugger* und zum Doktor *Bodichon*, welche den Emir zu *Hamza* besuchten. Derselben Ansicht sind alle der arabischen Sprache kundigen Offiziere, welche die Eingebornen oft hierüber ausgeforscht haben, wie *Pellissier*, *Lamoricière*, *Sainte-Marie*, oder Militärs, die im Innern des Landes Commandos hatten und die Expeditionen begleiteten.« . . . .

Der höchste Berg im östlichen Theile des zu Algier gehörigen Atlas soll der *Dschurdschura* (*Dschibel-Dschurdschura*) oder wie ihn der Engländer Shaw schreibt, *Jurjura*, seyn, welcher für den *Mons ferratus* der Peutingerischen Tafel gehalten wird *). Er liegt unter 36° 30′ Br. und 21° 30′ östl. Länge. Wagner schätzt den höchsten seiner sieben Gipfel 7000 Fuss. Seine Abhänge sind bebaut, aber der Rücken wird durch eine Kette nackter Felswände und Abgründe gebildet, die im Winter mit Schnee bedeckt sind und dadurch ganz unzugänglich werden. Nächst diesem Berge hält Wagner den *Auras* (Prokops *Mons Aurasius* und Ptolemäus *Audon*), im südlichsten

*) Der dortige Kabylen-Stamm *Beni Labes* nennt ihn *Gurgura*. Baude will diesen Namen mit Unrecht von dem slawischen Worte *Gura*, Berg, abgeleitet wissen. (S. weiter unten.)

Theile der Provinz Constantine, und den *Zbkar*, bei Miliana, für die höchsten Gipfel des östlichen Atlas. Im westlichen Theile des Atlas soll nach Shaw der *Wannashtise*, in der Provinz Oran, der höchste Berg seyn. Von keinem dieser Gipfel sind Messungen angegeben. Der *Umm-el-Setas*, in der Provinz Constantine, soll nach Sir Grenville Temple 3575 und der Berg, auf dem sich die Kasbah von Constantine erhebt, 2300 engl. Fuss hoch seyn. Der *Ras el Akba*, zwischen Constantine und Medschez el Hammar, hat nach französischen Messungen eine Meereshöhe von 2920 Pariser Fuss.

Die Gebirge laufen meist der Meeresküste entlang und bilden dann die Uferklippen und Vorgebirge. Häufig sind sie aber auch davon durch mehr oder minder breite, grösstentheils bogenförmige, *Ebenen*, wie bei *Bona*, *Stora*, *Budschia*, *Mostaganem* und *Oran*, davon getrennt. Ausser diesen Ebenen sind die Gebirge auch durch s. g. *Sahels*, Hügelgruppen, oder *Massifs*, wie sie die Franzosen nennen, vom Meere und die Letztern unter sich wieder durch Ebenen geschieden.

Die uns durch Zeitungsberichte am bekanntesten gewordene Ebene ist die *Metidscha*, südlich von Algier. Sie ist 20 bis 25 Lieues lang, aber nur 3 bis 4 Stunden, und in der Mitte etwas über 6 Stunden breit. Sie hat die Form eines Bogens. Die Endpunkte, in Osten und Westen,

berühren das Meer, während der mittlere Theil sich immer weiter von demselben entfernt. Den innern Raum des Bogens, zwischen der Ebene und dem Meere, füllt das Algierer Massif oder *Sahel* aus, ein Hügelland, welches in Norden längs der Küste hinzieht (wo an dem Abhange gegen die Bay von Algier die Stadt liegt), und nach Süden, mit der Entfernung der Metidscha vom Gestade, an Breite zunimmt. In Südosten und Westen ist die Metidscha durch das Gebirge begränzt, welches, dieselbe Bildungsform befolgend, einen noch weitern Bogen beschreibt, dessen Endpunkte in Osten und Westen das Meer so nahe berühren, dass der flache Küstensaum dort verschwindet.

Cavaignac, ehemaliger Commandant in Tlemsen, beschreibt den Atlas als ein ungeheures *Massengebirge* von 50 und mehr Lieues Ausdehnung, dessen Aeste nach *allen* Richtungen auslaufen und in Norden lange und fruchtbare Thäler einschliessen, durch welche zahlreiche Gewässer ihren Lauf zum Meere nehmen. Nach Süden verlieren sich die Verzweigungen in weite Ebenen von zweifelhafter Fruchtbarkeit, bis zur Sahara, wo auch die in dieser Richtung fliessenden Gewässer zuletzt im Sande der Wüste verschwinden. Das Innere des Gebirges bildet zum Theil ansehnliche Hochebenen, wie z. B. zwischen dem *Ras el Akba* und *Constantine*, wo das Land fortwährend ansteigt und

selbst die Thäler gegen 1500 Fuss hoch über dem Meere liegen.

Schiffbare *Flüsse*, sagt Wagner, gibt es in der Regentschaft Algier keine, aber desto mehr kleine Gewässer, von denen die meisten ihren Lauf nach dem Mittelländischen Meere nehmen. Ihre Mündungen sind sämmtlich durch Sandbarren verengt oder verstopft, deren Höhe nach der Jahreszeit steigt und fällt, und die sich nur mit sehr bedeutenden Kosten würden entfernen lassen. Dieser gänzliche Mangel einer Binnenschiffahrt wird dem Aufblühen des Landes stets hinderlich seyn und die Menge der vielen kleinen Gewässer macht die Unterwerfung des Landes sehr schwierig, da die Stämme der Eingebornen überall Wasser finden und sehr zerstreut leben.

Unter den bemerkenswerthesten Gewässern steht der *Schelif* oben an, welcher im westlichen Theile des Landes, bei *Sebaun Aïun* (»siebzig Quellen«) südöstlich von *Tekedemt*, entspringen soll. Er hat das ganze Jahr hindurch eine schmutziggelbe Farbe, soll ohne Fische und überhaupt sein Wasser ungesund seyn. Auf seinem gegen 250 Lieues langen Laufe, welcher erst nordöstlich, dann nordwestlich und westlich geht, nimmt er eine Menge kleiner Flüsschen und Bäche auf. Sein Bett wird an manchen Stellen sehr breit, ist aber überall voll Untiefen, so dass selbst zur Regenzeit, wo

der Fluss oft sehr stark anschwillt, an keine Schiffahrt zu denken ist.

Nach dem Schelif ist die unweit der marokkanischen Gränze fliessende *Tafna* zu bemerken. Sie wird, nachdem sie die Flüsse *Barbata*, *Isser* und *Sikak* aufgenommen, ein ziemlich bedeutendes Gewässer, kommt aber doch an Breite und Wassermenge dem Schelif nicht gleich. Sie soll auf dem Berge *Tafza*, zwei Tagmärsche südlich von Tlemsen, entspringen. Zwischen der *Tafna* und der Stadt *Oran* soll, nach Wagner, der *Wad el Maydah* fliessen, der ganz salziges Wasser hat und daher von den Spaniern, welche ehemals diese Küstengegend besetzt hielten, *Rio Salado* (Salziger Fluss) genannt wurde. Auf der Karte bei Wagners Reise ist jedoch dieser Fluss nicht angegeben. Die *Makta*, welche zwischen den Städten *Arzew* (*Arzeu*) und *Masagran* ins Meer fällt, wird aus den Flüssen *Sig*, der ein trübes und ungesundes Wasser hat, *Habrah* und dem Bache *Wad-el-Tlelat* gebildet. Oestlich vom Schelif, näher gegen Algier, entsteht der *Massafran* durch die Vereinigung der kleinen Flüsse *Schiffa*, *Wad-el-Dschar* und *Wad-Sidi-el-Kebir*, durchströmt die Provinz Algier und ergiesst sich unweit *Koleah* ins Meer. Sein Wasser ist im Winter saffrangelb. Oestlich von der Stadt Algier fallen die unbedeutenden Flüsschen *Arasch* und *Hamis* in die Bay von Algier. Weiter östlich mündet der nach Wagner eben

fälls unbedeutende, nach seiner Karte aber als Fortsetzung des *Wad-Zeitun* die beiden vorigen an Länge beträchtlich übertreffende *Wad-Isser*. Der *Summam* soll in einem Zweige des Dschurdschura entspringen, und vereinigt sich, nachdem er die Hochebene Hamza durchflossen, sechs Stunden oberhalb seiner Mündung mit dem *Wad-Adschebbi*. Beide Flüsse sollen ein tief eingeschnittenes und schmales Bett haben. Im Ganzen ist die Gegend, durch welche sie ihren Lauf nehmen, sehr unbekannt. Dasselbe ist der Fall mit dem Laufe des *Rummel*, welcher Constantine bespült und das Meer westlich vom Cap Bugaroni erreicht. Oestlich von Constantine fliesst der *Seybus* in nordöstlicher Richtung dem Meere zu, in welches er sich bei Bona ergiesst. Wagner beschreibt das Thal dieses Flusses in der Nachbarschaft von *Hammam-Berda* als äusserst fruchtbar und mit zahlreichen Trümmern von Städten und einzelnen Gebäuden erfüllt, welche auf eine starke Bevölkerung in alter Zeit hindeuten. An manchen Stellen ist er sehr tief und wegen der steilen Ufer schwer zu übersetzen. In der Nähe seiner Mündung ist er über 300 Fuss breit. Der Hauptarm des Seybus entspringt im Innern der Provinz Constantine, auf dem Gebirge *Taladi*, südöstlich von der Stadt Constantine, und wechselt in seinem Laufe mehrmals den Namen. — Sechs Stunden östlich vom Seybus fliesst der *Mafragg* gleichfalls in den Golf

von Bona. Er ist in der Nähe seiner Mündung nicht ganz so breit wie der Seybus, aber etwas reissender. — Der östlichste Fluss ist der schon oben als theilweise Gränze gegen Tunis erwähnte *Wadel-Zaine.*

Ueber die *Landseen* bemerkt Wagner bei Gelegenheit eines Ausflugs, den er von Bona nach dem einige Meilen südwestlich davon gelegenen See *Fezzara* machte: »Der europäische Leser möge sich unter den afrikanischen Seen keinen Lago Maggiore oder Bodensee vorstellen. Ich habe in der Berbérei ausserdem den *See Alula* (westlich von Algier), die grossen Morastweiher von *La Calle* und die *Salzseen* der Provinz *Oran* gesehen. Der Charakter derselben ist in Afrika überall der gleiche. Im Winter, wo die Regenbäche von den Bergen rinnen und, einen Ausfluss suchend, über das Land hereinbrechen, da zeigen jene wirklich das Gemälde eines Sees nach unsern Begriffen. Aber im Sommer sind es nur grosse Moräste, aus deren schlammigem Wasser eine zahllose Menge grüner, bodenloser Inseln, von den Wipfeln der Schilfpflanzen gebildet, emporsteigen. Der See *Fezzara* scheint in der Ferne gesehen bei weitem grösser als er wirklich ist. Derselbe hat höchstens vier teutsche Meilen im Umfange. Meine französischen Begleiter waren nicht wenig erstaunt, als sie den See vor uns fliehen sahen, je weiter wir vorrück-

ten. Ein morastiger Grund und hohe schneidende Schilfpflanzen hemmten unsern Marsch und wir sahen, immer mit unsern europäischen Ideen von einem See im Kopfe, noch nichts von dem eigentlichen Wasserbecken. Da glaubten meine Begleiter, es sei Alles nur Täuschung gewesen, und dieser grosse Sumpf vor ihnen sei eben das Gewässer, welches sie von dem Hügel Drean aus für das Bett eines Sees gehalten hatten. Inzwischen waren sie bald für ihre Täuschung getröstet, denn während wir so, dem morastigen Ufer folgend, die südliche Richtung einschlugen, fing im Innern des Schilfgrundes das wunderlichste Leben an. Ein ungeheurer Schwarm von Wasser- und Sumpfvögeln erhob sich mit Schreien, Pfeifen und Schnattern aus dem Wasser. Die jüngern Offiziere unserer Gesellschaft, die alle leidenschaftliche Jäger waren, verbrannten hier das den feindlichen Beduinen zugedachte Pulver auf wilde Enten, Reiher und Wasserhühner. Zwei Stunden lang dauerte das Knallen fast ohne Aufhören fort. Der grossen Vögel gab es dort in so bedeutender Menge, dass Anfangs selten ein Schuss, auch von der ungeübtesten Hand, ohne Wirkung blieb. Nur Schade, dass all dieses gefiederte Wildpret mitten in das Wasser und Schilf stürzte, so dass man ausserordentliche Mühe hatte, seine Beute zu bekommen, und über die Hälfte derselben verloren ging. Wir

erreichten endlich einige arabische Duars *) und fragten die Bewohner über die Lage des Sees aus. Nach ihren Aeusserungen hätten wir noch drei Stunden in derselben Richtung fortgehen müssen, um an den tiefern Theil desselben zu gelangen, wo es vielleicht möglich gewesen wäre, mit einer Schaluppe über den See zu fahren. An der Stelle, wo wir verweilten, konnte man fast eine halbe Stunde in das Wasser hineinreiten, ohne dass die Pferde zum Schwimmen gezwungen waren. Der Boden war ziemlich fest, nur erschwerten die Schilfpflanzen das Weiterkommen. Das Wasser hat keinen Salzgeschmack und nach allem Anscheine steht der See mit dem Meere in keiner Verbindung.« . . . . . .

Baude nennt den See *Ksara* und sagt, dass er zur Regenzeit durch das Thal der *Charezas* ins Meer abfliesse.

Der Atlas ist reich an *Mineralquellen*, worunter auch heisse, die zum Theil schon den Römern bekannt waren und als Bäder gebraucht wurden. Am bekanntesten sind gegenwärtig die *Hammam-Berda* und die *Hammam-Meschuth* (*Meskhutin*) in der Provinz Constantine, an der Strasse von Bona nach der Stadt Constantine. Wagner

*) *Duar* heisst ein arabisches Zeltdorf; *Dschewa* ist ein aus Häusern oder Hütten bestehendes Dorf; *Dschirah* ist ein Gebirgsdorf der Kabylen; *Hauech* ein einzelner Maierhof.

hatte als wissenschaftlichen Theilnehmer an der zweiten Expedition nach Constantine, unter dem General *Damrémont*, Gelegenheit, diese Bäder zu besuchen. Zuerst kam man nach *Hammam-Berda* *). »Mit dem Namen *Hammam* — heisst es in seinem Reiseberichte — »bezeichnen die Araber alle heissen Quellen im Lande **); Berda ist der Name eines Stammes der Gegend. Ziemlich zahlreiche Ruinen in der Nähe beweisen, dass die Quellen von den Römern sehr besucht und hier ansehnliche Badewohnungen gewesen seyn müssen. Ein massiv gebautes Bassin, das offenbar römischen Ursprungs ist, steht fast noch ganz unversehrt. Die Thermal-Quelle sprudelt aus dem Felsen durch ein Loch, in welches man den Arm strecken kann, in horizontaler Richtung. Es scheint, die Quelle entspringt einem tiefern Theil des Hügels und wird aus einem engen Kanal in das Bassin geleitet, denn man kann aus dem Loch gemauerte Stücke brechen. Aus dem ersten Bassin fliesst das Wasser in ein grösseres Behältniss, welches aber jetzt zerstört und mit Gebüsch und Unkraut überwachsen ist. . . . Das Thermometer, in die Quelle getaucht, zeigte eine Temperatur von 29° R. Diese Quellen wer-

*) Richtiger ist nach *d'Avezac* die Schreibart *Hhammam-el-Berda. Nouv. Annales des Voy.*, 1841, Sept. S. 289.

**) In der Türkei heissen die *Bäder Hamami*. S. den VII. Jahrgang dieses Taschenb. (1839). S. 99 u. f.

den für die *Aquae Tibilitanae* der Römer (im *Itinerarium* des *Antonin*) gehalten. Cap. *Mangave* — bemerkt Wagner in einer Note — »will die *Aquae Tibilitanae* nach *Hammam Mesohutin* versetzen. Wenn diese Ansicht sich bewährte, so wäre der römische Name von *Hammam-Berda* unbekannt, da kein alter Geograph eines andern ähnlichen Etablissements in dieser Gegend erwähnt.«

Etwa 5 oder 6 Lieues südwestlich von Hammam-Berda, näher an Constantine, liegen die *Hammam-Meschutin (Meskhutin)*, d. h. mit Beziehung auf eine arabische Sage, »die verfluchten Quellen.« Sie befinden sich in einem kleinen Gebirgsthale voll schöner Pflanzen und Gebüsche. Der Ort ist mit seltsamen pyramidenförmigen Felsenkegeln angefüllt, die wie ein Haufen einzelner arabischer Zelte aus dem flachen Boden sich erheben. Die kleinsten sind zwei bis drei, die grössten beinahe zwanzig Fuss hoch. Der Sage zufolge soll einst ein arabischer Scheich seine Schwester geheurathet und hier an dieser Stelle das Hochzeitfest gefeiert haben; die ganze Gesellschaft aber soll durch Allah, aus gerechtem Zorn über diese blutschänderische Verbindung, in Steine verwandelt worden seyn. Die kochenden Kessel, worin das Gastmahl bereitet werden sollte, wurden verdammt, ewig zu kochen und zu sieden. Das Wasser, welches kochendheiss an den verschiedensten Punkten aus der Erde sprudelt und über das Thal hin-

fliesst, enthält eine bedeutende Masse kohlensauren Kalk, welcher sich in dem Masse, wie das Wasser verdampft, auf dem Erdboden absetzt. Auf diese Weise sind ganz so, wie z. B. in Karlsbad die Sprudeldecke und der Sprudelstein, die Pyramidenkegel entstanden, die sich so lange vergrössert haben, bis das ausströmende Wasser an der Spitze die Oeffnung durch seine eigene verhärtete Kalkmasse verstopft hat. Das unterirdische Wasser sucht sich dann einen neuen Ausgang. Ein französischer Offizier, welcher die Entstehung eines solchen neuen Sprudels beobachtete, fand die Temperatur desselben 80° R. An allen übrigen Punkten zeigen die Quellen selten über 70° R. Obwohl noch keine chemische Zerlegung des Wassers gemacht worden, so lehrt doch schon eine flüchtige Beobachtung, dass es eine bedeutende Menge kohlensauren Kalk, kohlensaures Eisen und ziemlich viel Schwefelwasserstoff enthält. Man gewahrt auf einem beträchtlichen Umfange neue in der Bildung begriffene Felsen. Die zunächst an den Mundlöchern der Quellen befindlichen Massen sind schneeweiss, noch ziemlich weich und rein aus kohlensaurem Kalk bestehend. Etwas weiter entfernt sieht man weissröthliche Kegel, deren Bildung erst kürzlich vollendet ist. Endlich gibt es in grosser Zahl schon längst gebildete Pyramiden, deren Quelle völlig versiegt und deren graue Masse fast so hart ist wie Granit.

Wagner erklärt *Hammam Meschutin* in geologischer Hinsicht überhaupt für einen der merkwürdigsten Punkte des Erdbodens. Man gewahrt auf der Hochebene am rechten Ufer des *Seybus*, zwischen *Medschez-Hammar* und *Hammam-Meschutin* zwei Felsensysteme, bei welchen die Pyramiden und übrigen Steinbildungen der »Verfluchten Quellen« sehr deutlich wieder erscheinen. Sie sind unstreitig auf dieselbe Art entstanden, obwohl sich heutiges Tages keine Spur mehr von Quellen zeigt. Auf jeden Fall hat der Ausgangspunkt der Gewässer im Laufe der Zeit sich öfters geändert. »Möglich wäre es vielleicht« — sagt Wagner — »zu erfahren, zu welcher Epoche die letzte Versetzung der Hauptmündung erfolgte; denn ausser den römischen Ruinen des alten Bad-Etablissements bei den heutigen Quellen existiren noch, eine halbe Stunde südöstlich von *Hammam-Meschutin*, die Reste eines andern römischen Landhauses. Die Nähe zweier solcher Anstalten ist nur durch die Vermuthung erklärbar, dass die Gebäude bei *Hammam-Meschutin* erst errichtet wurden, als die Quellen hier überflüssig zu werden und bei den entferntern Landhäusern zu versiegen anfingen. Nicht unmöglich wäre es, dass Nachgrabungen auf der Stelle der beiden Ruinen-Ueberreste auf die Entdeckung der Zeit führten, wo diese Gebäude errichtet wurden. Auf der ganzen Gebirgslinie von *Medschez-Hammar* bis zum Berge *Mannor*, unweit

Ghelma, findet man an der Erdoberfläche die Felsenbildung von *Hammam-Meskutin*. Der dortige Hauptfelsen mag, wenn die Zeit seiner Entstehung mit der Gründung des römischen Badhauses zusammentrifft, nahe an 2000 Jahr alt seyn. Nimmt man nun an, es habe stets nur, wie heutiges Tages, eine einzige Hauptquelle bestanden, und die Versetzung derselben sei die Ursache dieser sämmtlichen bizarren Kalkstein-Bildungen: in welche Epochen mag dann die Entstehung aller jener Felsen von denselben Formen fallen, die in einem Umfange von vier Stunden den dortigen Boden bedecken? Die Nachgrabungen bei dem Lager *Medschez-Hammar*, welche an mehren Stellen den untersten Felsgrund zu Tage förderten, sind nur geeignet, das Räthsel dieses unermesslichen Kalkfelsen-Baues noch unauflöslicher zu machen, denn die tiefsten Schichten zeigen völlig dieselben Kalkbestandtheile, wie die Felsen von *Hammam-Meskutin*. Es ist kaum anders denkbar, als dass diese Massen von Felsenschichten, die aber nur das Werk einer Reihe von Jahrtausenden seyn können, von dem Quellabsatze nach und nach auf einander gethürmt wurden.«

Eine dritte bekannte heisse Mineralquelle ist die von *Sidi Mimun*, unweit der Stadt Constantine, nordwestlich im Thale des Flusses Rummel. Die alten Cirtenser (die Bewohner von *Cirta*, wie das heutige Constantine zur Zeit der alten Numi-

dier heiss) hatten hier Bäder, von welchen noch gemauerte Wölbungen und ein Becken vorhanden sind. Das Wasser zeigt, so wie bei der benachbarten Quelle von *Ain-el-Ghudir*, eine Temperatur von 29° R. Es ist noch heutiges Tages bei den Eingebornen wegen seiner Heilkräfte gegen Rheumatismen, Brustkrankheiten und Geschwüre berühmt.

Im westlichen Theile der Regentschaft befinden sich, südlich von *Mascara*, im Gebirge, die wegen ihrer Heilkräfte und der in der Nähe liegenden heiligen Grabstätten unter den Eingebornen hochberühmten heissen Quellen von *Hanimam-Sidi-Ben-Hanefith*, welche bis zum Jahre 1837, wo Wagner in diese Gegend kam, noch kein Europäer hatte besuchen dürfen. Auch die französischen Officiere und Aerzte, welche sich nach dem bekannten Frieden mit Abd-el-Kader in Mascara aufhielten, waren trotz aller Bemühungen nicht so glücklich gewesen, eine Erlaubniss dazu auszuwirken. Erst unserm Landsmann gelang das schwierige Unternehmen. Die Quellen liegen an der Strasse von *Mascara* nach *Tlemsen*, in einem breiten Thale, zwischen Bergen von 3- bis 4000 Fuss Höhe. Nahe dabei ist das Grab des *Sidi-Ben-Hanefith*, eines berühmten Marabuts oder mohammedanischen Heiligen, um welches mehre andere geringere Gräber wie um einen Thron gruppirt stehen. Es ist mit einer Mauer umgeben und hat

zur Seite eine kleine Moschee und ein Häuschen für Wächter, welche die Aufsicht führen und dem Pilger, der hieher wallfahrtet, Obdach geben. Die Quelle fliesst etwa 30 Fuss über dem Boden aus der Höhlung eines Felsens und füllt ein kleines Becken von 2 Zoll Tiefe und 5 Fuss im Umfang Dieser Behälter muss früher weit gröser und tiefer gewesen seyn; der Boden war von einer festen Kalkkruste bedeckt, welche sich durch den Absatz der Quelle gebildet hatte und nach und nach das Becken ganz ausfüllen und die Quelle verstopfen wird. Inzwischen ist dieser Absatz von kohlensaurem Kalk, der einen Theil des Felsens bildet, bei weitem geringer als zu *Hammam-Meschutin*. Die Quelle von Sidi-Hanefiah hat auch nicht den hundertsten Theil des Wasserreichthums, wie jene Thermalquellen der Provinz Constantine. Sie rieselt sehr schwach aus mehren Mundlöchern und läuft dann in einer ausgehauenen Rinne in den Grabhof des Marabuts, wo mehre Bassins für Badende gebaut sind. Die Temperatur des Wassers ist 65° R. Wagner durfte den Marabut selbst nicht betreten und man gestattete ihm überhaupt nur wenige Minuten zu verweilen, so dass er kaum Zeit hatte, die Krüge und Lederschläuche zu füllen, von gründlichen Beobachtungen also gar keine Rede seyn konnte. Der Wächter erzählte, dass noch fünf solcher Quellen im Thale entspringen,

aber keine sei reicher an Wasser, auch sei keine so heiss wie die beim Marabut.

Das *Klima* von Algerien ist, nach Massgabe der höhern oder tiefern Lage der Gegenden, so wie der Bodenbeschaffenheit, sehr verschieden, daher im hohen Gebirge rauh, an der Nordküste und in den Vorgebirgen ziemlich gemässigt, im Süden aber, längs der Sahara, heiss und trocken. Was insbesondere die Gegend von Algier betrifft, so fand der Engländer *Wilde*, der zur Weihnachtszeit hier war, die tägliche Temperatur von 57° Fahr. (= 11¼° R.) Morgens um 9 Uhr, bis 63° F. (= 13⅞ R.), Nachmittags um 3 Uhr; die mittlere Wärme war 60° F. (= 12⅘ R.) Aber die Nächte waren kalt und das Quecksilber sank bis auf 53° F. (= 9⅗° R.) Es fiel auch starker Thau; aber dennoch hielten die Einwohner die damalige Witterung für sehr angenehm und sagten, dass die Weihnachten selten ohne heftiges Regenwetter vorübergehen. Im Sommer steigt die Hitze von 85 (23½° R.) bis 90° F. (25⅞° R.) und die Luft ist, wenn Südwinde herrschen, was aber nur ein paar Tage dauert, im höchsten Grade trocken. Am gesündesten ist die Luft bei Nord- und Westwinden. Letztere herrschen vom September bis in den Mai, worauf Ostwinde eintreten, die besonders im Juli und August am häufigsten wehen. Der windstillste Monat ist, wenigstens zwischen Algier und Bona,

soweit Wagners Erfahrungen gingen, der Juni. Die Regenzeit beginnt in der Regel im November, zuweilen auch schon, wie diess Marschall *Clausels* erste Expedition nach *Constantine* zu ihrem Schaden erfuhr, im Oktober, und dauert mit kleinen Unterbrechungen bis in den Jänner. Die kältesten Monate sind Jänner und Februar, wo auch in den tiefern Gegenden der Boden am Morgen stark mit Reif bedeckt ist. Die Gebirge behalten den Schnee bis zum April und Mai. Auf den höchsten Gipfeln des *Dschurdschura* ging er 1837 erst im Juli weg, in dem ungewöhnlich heissen Sommer 1838 aber im Juni. Die schönsten Monate sind bei der Stadt Algier April und Mai, wo die frischgrünende Landschaft einen unbeschreiblichen Reiz darbietet, der selbst Eingeborne des südlichen Europas, z. B. Siciliens und Andalusiens, in hohem Grade zu entzücken fähig ist. Bei *Oran* beginnt die heisse Jahreszeit schon im März und die Pflanzenwelt vertrocknet hier schneller als an andern Punkten, da der sonst fruchtbaren Erde die nöthige Bewässerung fehlt.

Das Klima ist im Ganzen gesund, nur einzelne Gegenden des Tieflandes leiden in Folge des sumpfigen Bodens an Wechselfiebern. So hat z. B. die Ebene Metidscha hinter dem Massif von Algier eine von Süden gegen Norden etwas abhängige Lage und die vom Atlas kommenden kleinen Gewässer werden durch das Massif abgehalten,

sich ins Meer zu ergiessen, wodurch Sümpfe und Moräste entstehen, an deren Austrocknung jedoch die französische Verwaltung fleissig arbeitet. Schlimmer sieht es in dieser Hinsicht bei *Bona* aus. Zwar bildet hier kein Hügelland zwischen dem Gebirge und den Gewässern einen unübersteiglichen Damm, aber die vielen Quellen haben nicht Wassermasse genug, sich ein eignes Bett zu graben, und eben so wenig können sie sich mit den grössern Flüssen, z. B. dem *Seybus*, vereinigen, da kein Abhang gegen diese sieht. Sie bilden daher grosse Moräste, deren Ausdunstungen die Luft verpesten und das Klima Bonas höchst ungesund machen. Indessen herrscht unter den Stadtbewohnern das Wechselfieber bei weitem nicht so mörderisch als unter den Truppen der Lager und überhaupt unter jener Klasse der Bevölkerung, welche ihre Beschäftigungen auf dem Lande zu leben nöthigen. Gleichwohl leiden zur heissen Jahreszeit selbst zwei Drittel der Städter an mehr oder minder starken Anfällen, die jedoch selten einen tödtlichen Ausgang haben. Wagner bemerkt, dass diejenigen neuen Ansiedler, welche das Fieber im ersten Jahre verschont, später selten mehr davon befallen werden. Die Austrocknung der Sümpfe durch die Franzosen hat hier noch wenig Fortschritte gemacht.

Die *Naturerzeugnisse* des Landes sind von grosser Mannichfaltigkeit und die meisten auch sehr werthvoll. Am wenigsten erforscht ist noch

das *Muselreich*. Die Felsarten des Atlas bestehen an den höhern Punkten hauptsächlich in Granit, z. B. im südlichen Theile der Provinz Oran, in Glimmerschiefer, Gneus und Uebergangskalk. Letzterer kommt namentlich bei *Bona* vor und enthält hübsche Marmorarten. Das Vorgebirge *(Ras) El-Hameah* besteht ganz aus röthlichem Marmor. Etwas östlich davon sind noch drei alte Marmorbrüche vorhanden. Zwei davon sind von weissem Marmor, mit grauen Adern, und zeigen sogar einiges sehr reines weisses Gestein, welches dem Carrarischen nicht viel nachsteht. Diese Marmorbrüche scheinen von den alten Hipponern sehr eifrig ausgebeutet worden zu seyn, denn man findet dort noch viele grob gehauene Säulen, die von der Hauptmasse losgetrennt worden, und andere Spuren weisen nach, dass diese Felsen im Laufe so vieler Jahre eines blühenden Zustandes der römischen Colonie, wo viel gebaut wurde, merklich kleiner geworden sind. Bekanntlich war *Numidien* wegen seines Marmor-Reichthums berühmt. Die berühmtesten Brüche befanden sich zu *Sigus*, an der Strasse von *Karthago* nach *Cirta* (Constantine), etwa 25 römische Meilen von letzterer Stadt entfernt. Der gelbe oder safranfarbige purpurgefleckte Marmor Numidiens war eine der kostbarsten Zierden der römischen Bauwerke. — Andere Gebirgsarten des Atlas sind Sandstein, Thonschiefer und Dolomit, letzterer besonders bei

Oran und *Mers-el-Kebir*. In den tiefern Gegenden ist viel junges Flötzgebirge, namentlich tertiärer Kalkstein, mit zahlreichen Mollusken-Versteinerungen. Von Metallen kennt man Eisen, welches vorzüglich im Dschurdschura-Gebirge vorkommt, daher dasselbe auch von den Römern *Mons ferratus* genannt wurde. Die besten Yatagane werden von den Kabylen aus Dschurdschura-Eisen geschmiedet. Die Vorberge des Atlas zunächst um Algier enthalten ebenfalls etwas Eisen, aber noch mehr Kupfer. Auch die Berge drei bis vier Stunden südlich von Budschia sollen sehr metallreich seyn, Kupfer, Blei und Eisen kommen hier in bedeutender Menge vor. Ein sehr verbreitetes Mineral ist das Salz. Man findet es theils in festem Zustande, als Felsart, theils und zwar am häufigsten, als Bestandtheil vieler Gewässer und des Bodens. Drei Stunden südwestlich von *Arzew*, in der Provinz Oran, liegen bedeutende Massen von Steinsalz, die aber Niemand ausbeutet, obschon das Mineral von trefflicher Beschaffenheit und die Berge daran unerschöpflich seyn sollen. Die benachbarten Araberstämme versehen sich hier mit ihrem Salzbedarf, treiben aber keinen Handel damit ins Innere, weil die übrigen Stämme sich mit diesem Bedürfniss lieber aus dem Salzsee bei *Messerghin* versorgen, wo jeden Sommer das Wasser verdunstet und eine dicke Kruste von Salz auf dem Boden zurückbleibt, welches zwar dem

der Saline von Arzew an Güte nachsteht, aber auch mit viel leichterer Mühe zu gewinnen ist. Dieser Salzsee wird von den Arabern *El-Sehgha* genannt. Er ist acht Stunden lang und zwei Stunden breit. Die Salzkruste ist auch im Winter auf dem Grunde sichtbar und schimmert in den buntesten Farben, weiss, schwefelgelb und roth, durch das Wasser. Die Tiefe ist selbst zur Regenzeit nicht über sechs Fuss.

Was die Erzeugnisse des *Pflanzenreiches* betrifft, so finden wir zuvörderst die bekannten Getreidearten, welche sowohl von den Eingebornen, namentlich von den Arabern und Mauren, als von den europäischen Ansiedlern gebaut werden. Die vorzüglichste Feldfrucht ist der Waizen, von welchem schon in frühern Zeiten, als das Land noch unter türkischer Herrschaft stand, beträchtliche Mengen für Rechnung des Dey nach Frankreich und Spanien ausgeführt wurden. Die Hauptmärkte waren Oran und Bona. In der Provinz Algier ist das linke Ufer des Masafran ein fruchtbares Gebiet mit vielen Waizen- und Gerstenfeldern. Auf der grossen Ebene Metidscha, hinter Algier, haben sich seit der französischen Eroberung eine Menge europäischer Ansiedler niedergelassen und Landbau zu treiben begonnen, aber die letzten Ueberfälle der benachbarten Stämme in den Jahren 1840 und 1841 haben die meisten dieser Niederlassungen zerstört, und es steht zu erwarten, ob in Zukunft

besser für die Sicherheit der Ansiedler gesorgt werden wird. In der fruchtbaren Umgebung von *Dschischelli* gedeiht der Waizen schlecht, so dass die Einwohner lieber Gerste und Flachs bauen und einen Theil der Aerndten zum Tausch gegen Waizen ausführen. Bei *Mostaganem*, in der Provinz Oran, ist die benachbarte Ebene von *Ceirat* für den Waizen der ergiebigste Boden in der ganzen Regentschaft Algier. Die dortigen Araberstämme der *Medschars*, der *Flita*, die *Haschems*, die *Beni-Ammer* u. a. m. brachten zu der Zeit, als Wagner sich in Mostaganem aufhielt, beträchtliche Vorräthe an Getraide auf den Markt. Spanische Handelsleute kauften dasselbe und schafften es nach dem Hafen von *Arzew*, von wo es in kleinen Schiffen nach den catalonischen Häfen gebracht wurde. Die genannten Stämme hatten, nach zuverlässigen Nachrichten, in den verborgenen unterirdischen Behältern (den s. g. *Silos*) ungeheure Vorräthe für den Bedarf vieler Jahre aufgehäuft.

Der reiche Ertrag der Aerndten ist nur der Fruchtbarkeit des Bodens zuzuschreiben. Dieser empfängt von der Hand des Arabers meistens nur eine sehr oberflächliche Bearbeitung. In der Provinz Constantine begnügt man sich auf der weiten Strecke fruchtbaren Landes zwischen dem *Ras-el-Abba* und der Stadt *Constantine* bloss mit einer leichten Umgrabung des Landes und der Samen

wird eben so nachlässig zugedeckt. Dennoch ist der Ertrag nicht geringer als fünfsechsfältig; zuweilen wird sogar das fünfundzwanzigste Korn geärndtet. *Baude* schreibt diese grosse Ergiebigkeit der Seltenheit des Unkrautes zu, welche diese Gegend vor andern voraus hat, wo besonders, wie z. B. in der Ebene von *Bona*, ganze ungeheure Strecken von Disteln und andern Schmarozerpflanzen bedeckt sind, oder die üppig wuchernde, gar nicht auszurottende Zwergpalme den Kulturgewächsen ihre Nahrung entzieht. Beträchtliche Strecken lässt der Araber mehre Jahre lang brach liegen, und diese Brache vertritt die Stelle des Düngers. Die Stoppeln des Waizens werden nach der Aerndte sorgfältig eingesammelt und dienen im Winter als Viehfutter.

Andere Nahrungspflanzen, welche gebaut werden, sind verschiedene Küchengewächse, deren Cultur aber mehr von den eingewanderten Europäern, namentlich von Spaniern aus den Balearischen Inseln und von Provençalen, als von den Arabern und Mauren betrieben wird. Sie haben sich hauptsächlich in und bei *Algier* niedergelassen und ihre Erzeugnisse waren schon vor mehren Jahren für die Stadt hinreichend. Aber ein grosser Theil der in Algier und Oran verzehrten Melonen und selbst der Kartoffeln wird aus *Spanien* und besonders aus den *Balearen* eingeführt. Die französischen Truppen haben in ihren verschiedenen

Garnisonen ebenfalls verschiedene Küchengewächse für den eignen Bedarf anzubauen begonnen. Sehr zahlreich sind, in vielen Gegenden mancherlei Fruchtbäume, besonders in der Umgebung von *Algier*, *Bona*, *Belida* etc. Orangen-, Citronen-, Bananen-, Granaten-, Feigen- und Mandelbäume, welche von Arabern und europäischen Ansiedlern, am meisten und besten aber von den Mauren, in Gärten sowohl als im Freien gezogen und zum Theil auch ausgeführt werden. Von den köstlichen Orangen bei Belida kostet das Hundert auf dem Baume nicht mehr als einen Franc. *Baude* zeigt, dass dieser Culturzweig grosser Verbesserungen fähig ist und sehr einträglich gemacht werden kann. Die Gärten um Algier enthalten grösstentheils nur Wildlinge. Die Eingebornen verstehen sich nicht auf das Pfropfen. Auch köstliche und grosse Weintrauben, zum Theil bis 5 und 6 Pfund schwer, werden gezogen, aber von den Mohammedanern nur als Obst verbraucht. Man sieht Weinstöcke, deren Stamm den Eichen an Dicke wenig nachsteht. In dem merklich kältern Thale von *Koleah*, wo sich seit 1839 teutsche Ansiedler, meist Elsasser, niedergelassen haben, gibt es viele Gärten von Apfel- und andern europäischen Obstbäumen, weniger Orangen- und sonstige Südfruchtbäume und auch diese nur in kümmerlichem Zustande. Andere einheimische Früchte, die besonders einen grossen Theil der Nahrung des ge-

meinen Volks ausmachen, sind die Schoten des Johannisbrod-Baums und die Cactusfeigen. Die Cactuspflanze (*Cactus Opuntia*) wächst bei Algier in einer Ueppigkeit, die vielleicht nur in Mexico und Brasilien übertroffen wird. Die ungeheuren, mit langen Stacheln und kleinen, ebenfalls stacheligen Warzen besetzten Blätter werden oft zwei Zoll dick und so gross wie ein Pferdekopf. Gewaltige Mauern, Schanzen und Wälle in den verschiedensten und wunderlichsten Formen bauen sich aus seiner Blättermasse. Der Cactus wird oft um den Rand der Gärten gepflanzt und bildet eine undurchdringliche Hecke. Dattelpalmen kommen in der Nähe von Algier nur einzeln vor, eben so der Maulbeerbaum, der aber eine gewaltige Grösse erlangt. Johannisbrod-Bäume wachsen sowohl wild als in cultivirtem Zustande. Der Granaten-Baum gedeiht vorzüglich bei *Constantine*, wo er kleine Wälder bildet.

Ein besonders nutzbarer Baum ist der *Oelbaum*, von welchem man sehr zahlreiche und weit ausgedehnte Pflanzungen in der ganzen Regentschaft, namentlich in den Umgebungen von *Budschia*, *Tlemsen* und am Fusse des *Atlas*, längs der Ebene von *Metidscha*, antrifft; aber die Eingebornen verstehen sich nur schlecht auf die Gewinnung des Oels und was sie liefern, ist von der schlechtesten Beschaffenheit. Ein französischer Artillerie-Offizier, *d'Armandy*, welcher 1833 in *Bona* befehligte, hat

geneigt, dass bei einer zweckmässigern Behandlung aus denselben Oliven, welche bisher nur Oel zur Seifenbereitung lieferten, sich ein Tafelöl gewinnen lässt, das dem besten Provencer-Oel gleich kommt. Am nördlichen Abhange des Atlas bilden die Olivenbäume ganze Wälder, deren Früchte von den Kabylen um Algier zur Oelbereitung eingesammelt werden. Aber auch anderwärts im Lande wachsen diese Bäume wild. Sie sind unvertilgbar und da, wo die Beduinen den Pflanzenwuchs nicht niederbrennen, schiessen sie zu einer riesenmässigen Höhe empor. Die höchsten Olivenbäume soll es bei *Tlemsen* geben, wo sie den grössten teutschen Eichen an Umfang des Stammes und Ausbreitung der Aeste wenig nachstehen. In den letzten Jahren haben die Einwanderer aus *Minorka* und der *Provence* eine Menge Pflanzungen von jungen gepfropften Oelbäumen angelegt.

Seit der Besetzung des Landes durch die Franzosen sind auch verschiedene Versuche mit Einführung neuer Culturzweige gemacht worden. Ein Hr. *Mercier*, welcher die landwirthschaftliche Ansiedlung *Reghaia*, 13 Lieues nordöstlich von Algier (früher ein Eigenthum des Dey) gegründet und sie zur grössten Anstalt dieser Art im Lande erhoben hat, betrieb schon seit 1832 besonders stark den Bau der *Baumwolle*. Die ersten im Kleinen angestellten Versuche sind, was die Güte der erzeugten Baumwolle betrifft, über alle Erwar-

tung gelungen und Wagner spricht die Ueberzeugung aus, dass, wenn Frankreich seine Eroberung zu behaupten und vor Allem Sicherheit herzustellen weiss, in zwanzig bis dreissig Jahren Algiers Baumwolle auf den europäischen Märkten neben der nordamerikanischen und bengalischen ihren Platz behaupten wird.

In *Reghaia* sind auch Versuche mit *Zuckerrohr* und *Indigo* gemacht worden. Die im Jahre 1835 gepflanzten Zuckerrohr-Stengel waren 1838 schon vortrefflich gediehen und hatten sich, ungeachtet des ziemlich rauhen Winters, in Algier eben so kräftig wie auf Bourbon und Martinique entwickelt. Dagegen waren die ersten Versuche mit Indigo vollkommen gescheitert; die Pflanze schoss zu hoch auf und lieferte eine magere Aerndte. Bei *Mostaganem* in der Provinz Oran hatte 1837 der französische Maire *Texier* einen Versuchsgarten angelegt, wo die Baumwolle noch weit besser als bei Algier gedeiht. Die Proben, welche Wagner auf seiner Rückreise nach Marseille mitbrachte, wurden von allen dortigen Kennern bewundert. In den Privatgärten bei Mostaganem wird auch die *Henna* gepflanzt, welche den röthlichen Färbestoff gibt, mit dem die Frauen der Eingebornen sich Nägel und Hände, und ihren Kindern die Haare bemalen. In der Umgegend von Algier kommt die Henna nicht fort.

Die tiefern Gegenden und die Flussthäler sind

zum Theil sehr reich an Futtergewächsen. Besonders erinnert das Thal des *Summam*, bei *Budschia*, in seiner grünen Fülle an die schönsten Matten der Schweiz und von Tirol. Wagner fühlte sich beim Anblick des kräftigen Graswuchses und der Gebirgsblumen aller Farben, neben rauhem Gestein, so wie der zahlreichen Quellen und Wasserstürze vom Gebirge, bald in das Gollinger Thal, bald in eine Gegend unweit Meran, versetzt, nur fehlten die Jodellieder, das Heerdengeklingel und der Kuhreigen. Auch die grosse Ebene des *Sybus* und die kleinere bei *Bona* sind im Mai mit einem Kräuterwuchse von $1\frac{1}{2}$ Fuss Höhe bedeckt, aber nicht der zwanzigste Theil davon wird gemäht, weil es an Arbeitern fehlt, und die französische Verwaltung muss das Heu für die Cavallerie- und Zugpferde zu einem verhältnissmässig hohen Preise kaufen. Nicht minder ergiebig an reichem Graswuchs ist die Ebene der *Metidscha*, bei Algier.

Andere wildwachsende Pflanzen, Sträuche und Bäume sind Zwergpalmen, Aegyptische Weiden, Oleander, Stachelginster, Schlingpflanzen, mancherlei Iris- und Orchisarten, Pistacien, Myrten, Meerzwiebeln, Eichen, Korkeichen, Tannen, Tamarisken, Mastixbäume etc. Die Zwergpalme (*Chamaerops humilis*), ein kaum ausrottbares Gewächs, verdrängt mit ihren Wucherwurzeln und fächerförmigen Blättern fast alles übrige Gesträuch. Nur manche Stellen haben, am Sahel bei Algier, der Pistacien-

Strauch und der Stachelginster schon so sehr in Besitz genommen, dass kein Verdrängen mehr möglich ist. Die herrschende Pflanze auf dem Atlas bis zur halben Höhe ist der schon erwähnte wilde Olivenbaum, der ungemein hoch wird und, wie der Cactus, auch zur Umzäunung der Felder und Gärten dient. Steigt man höher hinauf, so verdrängen kleine Wälder von grünen Eichen den Oelbaum; sie sind aber von zwergartigem, kümmerlichen Wuchs. Den Gipfel des Gebirges bedeckt überall die Korkeiche, die aber in der Nähe von Algier ebenfalls ein ziemlich unansehnlicher Baum ist. Besonders reich an hochstämmigen Hölzern ist das Thal des *Massafran*, in der Provinz Algier. Namentlich liegt bei der Furth vor *Mokta Kera* ein sehr schöner Wald, *Kerasa* genannt, voll hoher Tannen (*Pinus silvestris* und *maritima*), Korkeichen, Tamarisken, Ulmen, Silberpappeln und Myrten-Bäumen. Es ist diess der einzige, bisher im Lande entdeckte Wald, welcher Bauholz und zwar Stämme von 60 und mehr Fuss Höhe enthält, die als Schiffsmasten gebraucht werden können. Selbst der Oleanderstrauch wächst hier zu einer wahren Baumesgrösse empor. Der Mastix-Baum (*Pistacia Atlantica*) erreicht bei Constantine eine Höhe von 50 Fuss. Ein sehr schätzbarer Baum, der besonders in der Gegend von *Belida*, *Mascara* und *Tlemsen* sehr häufig vorkommt, ist die *Ballota-Eiche*, oder die Eiche mit essbaren Früchten

(*Quercus ballota Desf.*) Letztere werden in grosser Menge auf die Märkte gebracht. Die Mauren essen sie theils roh, theils in heisser Asche gebraten, und rühmen sie als sehr nahrhaft und wohlschmeckend. In einigen Gegenden soll man ein Oel daraus pressen, welches dem gewöhnlichen Oliven-Oel, wie es die Eingebornen bereiten, nicht nachsteht. Das Holz dieser Eiche ist hart, dicht und schwer; man kann es zu Wagner- und Tischlerarbeiten verwenden.

»Wenn man das Land durchreist« — sagt *Baude* — »und das Verfahren der Eingebornen in Hinsicht der Wälder beobachtet, so kann man sich nicht genug über die Kräftigkeit der Pflanzenwelt verwundern, die so anhaltenden und wirksamen Angriffen widersteht. . . . . Ganze Heerden von Rindern, Schafen und Ziegen durchstreifen unablässig das Land und fallen vorzugsweise die mit Gehölz bedeckten Gegenden an. Sie fressen das Laub, die Zweige und die Stängel ab, so hoch als sie nur immer hinaufreichen können. Ueberall sieht man Gewächse, die sich durch die Kraft ihrer Wurzeln erhalten und fortpflanzen, während Aeste und Zweige verstümmelt sind; man sieht die Spuren des unaufhörlichen Kampfes, der zwischen der Kraft des Wachsthumes und dem verheerenden Hunger der Heerden Statt findet. Wo der Mensch dem Letztern nicht zu Hilfe kommt, da behauptet freilich die Erstere das Feld. Die

Araber wissen den Werth des Holzes durchaus nicht zu schätzen. Um ihrem Viehe reichlichere Weide zu verschaffen, stecken sie bei Annäherung der Regenzeit unermessliche Strecken von Gebüsch und Strauchwerk in Brand. Die Grasflächen werden dadurch zugänglicher und durch die Düngung mit Asche fruchtbarer, und was anderwärts durch die Gesetze verboten seyn würde, ist bei den Arabern bloss ein durch das Herkommen geheiligter Gebrauch. Dieses planmässige Anzünden hat ausserdem in ihren Augen noch den Vortheil, die Gegend von allerlei schädlichen Thieren zu befreien, deren Schlupfwinkel sonst nicht erreicht werden könnte. In der Nachbarschaft der Städte, wo das Holz mehr Werth hat, wird der Gebrauch des Anzündens durch andere Beweggründe unterstützt. Die Eingebornen, welche weder Axt noch Säge kennen, wissen sich des Holzes nicht anders zu bemächtigen, als indem sie es abbrennen, und sie stecken eine Fläche von ein paar Tausend Geviertklaftern in Brand, um ein Dutzend verkohlte Holzbündel zu erlangen.«

Bauds zeigt, was durch Einführung einer regelmässigen Forstwirthschaft aus den Wäldern des Landes werden könnte. Auch alle Forstbäume des südlichen Europa, z. B. die schönen Lärchen von Corsica, selbst die Nadelhölzer der Alpen und die Cedern vom Libanon würden sich mit Vortheil nach Algier verpflanzen lassen.

Nicht minder mannichfaltig und eigenthümlich als das Pflanzenreich ist die *Thierwelt* Algeriens, wie der Berberei überhaupt.

Unter den Hausthieren steht das *Pferd* oben an, welches vorzüglich zum Reiten gebraucht wird. Das Berberische oder Lybische Pferd gehört zur Arabischen Rasse und zeichnet sich vornehmlich durch einen kleinen Kopf und dünnen Hals aus. Wagner rühmt es als ein sehr lenksames, unermüdliches, genügsames und sicheres Thier, auf welchem man über Büsche, Sümpfe und steile Anhöhen wegsetzen kann. Während der vielen Ausflüge und grössern Reisen in das Innere des Landes, wo er Pferde vom verschiedensten Werthe und Alter ritt, begegnete es ihm nicht ein einziges Mal, dass ein Pferd unter ihm gestürzt wäre, ungeachtet diese Thiere nach der grössten Ermüdung und tagelangem Hungern oft über die abschüssigsten Wege im Trabe laufen mussten. Das äussere Ansehen täuscht nicht selten über die Kraft dieser Thiere. Als Wagner den oben erzählten Ausflug von Mascara nach den heissen Quellen *Hammam-Ben-Hanefiah* machte, hatte man dem Führer, einem jungen riesigen Reiter, ein Pferd gegeben, so ungeheuer mager und elend, dass es den Anschein hatte, es werde bei jedem Schritte zusammensinken. »Wir waren recht unwillig darüber« — sagt der Reisende — »und äusserten diess dem jungen Beduinen. Dieser aber stachelte sein Pferd mit den

langen Spornspitzen, warf seine gewichtige Flinte hoch in die Luft, und seinen Schlachtruf jauchzend sprengte er wie der Sturmwind über die Ebene fort. Sein magerer abgelebter Gaul wurde nun mit Einem Mal zum feurigen Wüstenross, er knirschte in den Zügel, hob den Schweif und seine lange Mähne flatterte im Wind, während sein Reiter uns einen recht triumphirend verächtlichen Blick zuwarf. . . . . .

Baude betrachtet die Pferdezucht der Berberei in Beziehung auf die Bedürfnisse der französischen Cavallerie und findet, dass in dieser Hinsicht noch viel zu thun sei. Bei dem Missbrauch, den die Araber von den Kräften dieses edlen Thieres machen, indem sie es schon von zarter Jugend an übertrieben anstrengen, wird es frühzeitig abgenutzt. »So lange die Pferde keinen Werth hatten« — sagt Baude — »und nicht über 60 oder 80 Francs kosteten, brauchte man darauf keine grosse Rücksicht zu nehmen; gegenwärtig aber, wo der Krieg ganze Provinzen erschöpft und die Menge unserer Einkäufe den Preis auf das Fünffache gesteigert hat, sind die Araber genöthigt, zwischen ihren Gewohnheiten und ihrem Vortheil eine Wahl zu treffen, und wahrscheinlich wird sich diese für den Letztern entscheiden. . . . Schöne Pferde sind sehr selten und man findet sie nur bei den vornehmsten Scheichs. Das Volk hat nur ausgeartete Pferde und diess ist eine von den Ursachen, die

sie unfähig machen, sich im Gefecht mit einer gut berittenen Truppe zu behaupten. . . . Wenn wir, ohne unsere Reiterei zu vermehren, ihr kräftigere, schnellere und dauerhaftere Pferde als die unserer Gegner geben können, so wird der Krieg in Afrika bald geendigt seyn und wir werden den Arabern gegenüber ein moralisches Uebergewicht erlangen, das sie verhindern wird, den Krieg von neuem zu beginnen. Der Wiederersatz der Pferde, den wir bisher zu beachten verschmäht haben, wird also der erste Gegenstand der Aufmerksamkeit für eine sorgsame Verwaltung des Landes seyn müssen. Ungarn ist hauptsächlich durch die auf seine Pferdezucht verwendete Sorgfalt im Stande gewesen, den Schwertern der Osmanen Trotz zu bieten und seine Unabhängigkeit gegen die Pforte zu behaupten. Wären seine Rassen erloschen und seine Stutereien zu Grunde gegangen: wie hätte es den Einfällen der Türkei widerstehen können? . . . Die Militär-Gestüte, welche die österreichische Cavallérie in Hinsicht der Pferde der unsrigen so überlegen machen, sind nichts weiter als jene aus alter Zeit stammenden, und nur planmässiger eingerichteten Anstalten. . . . Das Pferd ist in Afrika eine weit nützlichere Kriegsmaschine als die Kanone.«

Esel und *Maulthiere* sind nicht häufig und werden theils in den Städten angetroffen, wo sich ihrer die Europäer als Last- und Zugthiere bedienen, theils dienen sie im Küstenlande als Last-

thiere der Handels-Karawanen. *Baude* glaubt, dass das Maulthier, welchem ein heisses und trockenes Klima günstiger ist als den grossen und starken Pferderassen, bestimmt seyn dürfte, in Afrika, wie in Spanien, der Provence und Italien, das gewöhnliche Zugthier zu werden. Er erinnert an die spanische Artillerie, die zu einer Zeit, wo sie die beste Bespannung in Europa hatte, nur mit Maulthieren versehen war.

Die Zahl der *Kameele* ist unter den südlichen Stämmen weit grösser als unter denen des Küstenlandes, wo man sie fast nur als Lastthiere, aber selten zum Reiten gebraucht. Das Reiten auf dem Kameele ist bekanntlich wegen des unsanften, stossenden Trittes dieser Thiere sehr unangenehm und ermüdend. In der Wüste dagegen sind sie unentbehrlich.

Rindvieh giebt es in zahlreichen Heerden, aber das, was *Wagner* auf dem stark besuchten Markte von *Buffarik* sah, war klein und schmutzig, und auch die Milch, die Butter und das Fleisch fand er sehr schlecht. Mehr als der theilweise Mangel an guten Weiden dürfte wohl die grosse Nachlässigkeit der Eingeborenen in Hinsicht der Einsammlung von Wintervorräthen Ursache von dieser schlechten Beschaffenheit des Rindviehes seyn. Auch ist man erst seit der französischen Eroberung auf den Werth des Rindfleisches aufmerksam geworden. Vor 1830 kostete ein Ochs etwa 20

Francs und viele Stämme lösten nur Geld aus dem Verkaufe der Häute. »Gegenwärtig,« sagt Baude, »hat unser starker Verbrauch von Fleisch das ehemalige Gleichgewicht des pastoralen Reichthums des Landes aufgehoben und der Preis des Rindviehes hat sich in den Gegenden, aus welchen wir unsern Bedarf beziehen, verdrei- und vervierfacht. Indessen ist diess andererseits vielleicht nicht ohne Nutzen für die Araber gewesen. Der grössere Werth des Viehes treibt die entferntern, mit uns noch nicht in Verbindung getretenen, so wie auch die benachbarten Stämme an, ihren Viehstand auf Kosten der gewöhnlichen Pferde zu verbessern.«

Die *Schafe*, welche in grosser Anzahl auf den Markt von Buffarik gebracht wurden, fand *Wagner* sehr fett und schön, und ihre Wolle vorzüglich. Auf den grossen Ebenen, welche der *Seybus* und der *Mafragg* durchströmen, unterhielt der ehemalige Bey von *Constantine* während der grünen Jahrszeit mehre Hunderttausend Rinder und Schafe, deren Hüter ein eignes Corps bildeten. Nach der Eroberung *Bona's* zogen sich Hirten und Heerden in das Innere des Landes zurück. Der Bey konnte den Verlust dieses schönen Bodens nie verschmerzen. Eine seiner ersten Fragen an den Juden *Busnac* (welchen General *Damrémont* wenige Monate vor dem Abmarsch der bekannten Expedition als Unterhändler nach Constantine gesandt hatte), war: »Wie sieht es in der Ebene bei

Anapa (Bona) aus?« Als Busnac erzählte, dass nur noch drei Stämme dort wohnten, der bei weitem grösste Theil des Bodens völlig unbenutzt liege und die Franzosen nur um der Eberjagd willen hinkämen, strich der Bey sich ganz erstaunt den Bart und rief: »Wozu verlangen denn die Franzosen meine Felsen und Wüsten, wenn sie den schönsten Theil meines Gebietes nicht nützen können oder wollen?«

Baude glaubt, dass die französische Verwaltung ein vorzügliches Augenmerk auf die Wollerzeugung Algeriens richten müsse. Die Einfuhr fremder Wolle für die Manufakturen Frankreichs hat in der Zeit von 1834 bis 1838 jährlich $27\frac{1}{2}$ Mill. Francs an Werth betragen. Davon kamen in allen diesen fünf Jahren für beinahe 800000 Fr. aus Algerien und für etwa $10\frac{1}{2}$ Mill. aus Tunis und Tripolis. Was in derselben Zeit aus Algerien nach andern Ländern als Frankreich ausgeführt wurde, war gänzlich unbedeutend. »Man würde sich indess« — heisst es weiter — »sehr täuschen, wenn man diese geringe Ausfuhr als Massstab für diesen Zweig des landwirthschaftlichen Ertrages der Regentschaft annehmen wollte. Eine Menge Wolle, die in gewöhnlichen Zeiten auf die Märkte von *Algier*, *Bona* und *Oran* gebracht wurden, hat seit zwölf Jahren ihren Weg nach *Tunis* und den Häfen von *Marokko* genommen. Diess bestätigte sich im Jahre 1835,

als *Abd-el-Cader*, einen Theil der Wolle, die er als Tribut empfangen, in *Oran* verkaufen liess. Uebrigens weiss man, dass bei der Einnahme Algiers im J. 1830 in den Magazinen des Dey 130000 Centner Wolle, in einem Werthe von 18 Mill. Fr., angetroffen wurden *). Anhäufungen dieser Art deuten keineswegs auf ein heerdenarmes Land. .... Diese für uns so schätzbare Waare ist diejenige, welche die Araber am vortheilhaftesten und leichtesten erzeugen können. Sie ist der vornehmste oder vielmehr der einzige Reichthum der südlichen Stämme längs den Gränzen der Wüste. Diese sind, wie ihre Vorfahren, Nomaden; die Beschaffenheit ihres Landes gestattet keine andere Lebensweise. Alles wäre noch wie zu den Zeiten Virgils, .. wenn Flinte, Pulver und Blei nicht an die Stelle der Bogen und Pfeile getreten wären.... *Constantine* war vor Kurzem noch einer der Hauptmärkte für die Wolle der Wüste, aber das Vliess von etwa 2 Kilogrammen (4 Pfund) kostete, theils in Folge der Tyrannei der Beys, theils wegen der grossen Entfernung der Käufer, je nach seiner Güte, nur $^1/_2$ bis 1 Frank. Gegenwärtig sind diese Preise auf mehr

*) „Es wurden daraus 7000 Ballen gemacht und davon 4000 für Rechnung des Gouvernements verkauft. Es ist nicht klar, was aus den übrigen 3000 geworden ist." (*Dix huit mois à Alger*, par M. le Lieut. général *Berthezène*, S. 127.)

als das Doppelte gestiegen. . . An der Spitze der entfernteren südlichen Stämme, deren Reichthum ihre Heerden ausmachen, stehen die *Hamenschas*, die *Araschtas* und die *Ulad-Abdaher*. Man schätzt die Wollmenge, welche die Provinz *Constantine* jährlich zur *Ausfuhr* liefern kann, auf 20000 metrische Centner; sie ist das Erzeugniss von mehr als einer Million Schafe. Da die Kleidung der Araber hauptsächlich aus Wollenstoffen besteht, so ist auch ihr eigner Verbrauch sehr ansehnlich.«

Ueber die verschiedenen Rassen der algerischen Schafe äussert sich derselbe Schriftsteller in folgender Weise: »Die in der Nähe des Meeres haben im Ganzen eine äusserst grobe Wolle, und ich weiss nicht, ob ihr Fleischertrag und die geringen Kosten ihrer Unterhaltung einen Ersatz dafür gewähren. Weiter gegen *Constantine* hin habe ich Schafe mit höchst feinen und dichten Vliessen angetroffen, die sich mit den schönsten Rassen der Ost-Pyrenäen messen könnten. Uebrigens braucht man nicht einmal die Salons von Paris zu verlassen, um auf die Schönheit dieser Wollen aus der Feinheit jener afrikanischen Burnus zu schliessen, welche jetzt zum Putz unserer Modedamen gehören. Die vandalischen Stämme südlich und südwestlich von *Budschia* besitzen gleichfalls Schafrassen, die den spanischen in keiner Weise nachstehen und wahrscheinlich die Stammältern derselben gewesen sind.«

Die *Hunde* der Beduinen, welche zur Bewachung der Heerden gehalten werden, sind eine weisse langhaarige Rasse, halb Schakals und halb Bullenbeisser. — Unter den wilden Thieren führt Wagner die *Wildschweine* an, welche ein treffliches Fleisch geben, das von den französischen Offizieren stark für ihre Küche eingekauft wird. Auch gehört bei Bona die Jagd auf diese Thiere zu den Belustigungen der Europäer. Reissende Thiere sind *Schakals* und *Hyänen*, welche sich besonders häufig in den kleinen Wäldern der Gebirgsabhänge und in Felsenhöhlen aufhalten, mit Einbruch der Nacht aber in die Ebene hinabsteigen und aus den Heerden der Eingebornen sich ihre Beute holen. Seltener sind die *Panther*. Dagegen gab es bei Bona, Constantine und Oran sonst viel *Löwen*, die aber in neuerer Zeit ebenfalls abgenommen haben. Bei Algier sind sie gänzlich verschwunden. Der französische Oberst *Yussuf*, der sonst in Bona commandirte, veranstaltete von Zeit zu Zeit grosse Jagden nach dem Gestrüppe der Seybus-Ebenen und den Ufern des Mafragg, an welchen oft gegen hundert Reiter Theil nahmen und wo gewöhnlich mehre Löwen erlegt wurden. Jetzt aber darf man, nach Wagners Bemerkung, von Glück sagen, wenn man von sechs Ausflügen einmal mit einer Löwenhaut zurückkömmt. Häufiger noch sind die Löwen in den westlichen Theilen des Landes, besonders in der Umgebung von

Arzew. Es werden hier öfters von den Arabern Löwenhäute an die Offiziere der Garnison verkauft. Kurze Zeit vor Wagners Ankunft daselbst waren zwei Beduinen von diesen Raubthieren zerrissen worden. Auch im Gebirge südlich von Dreau gegen Constantine sieht man dreizehn Grabsteine, welche nach der Erzählung der dortigen Araber zum Andenken an dreizehn Personen errichtet wurden, die an dieser Stelle ihren Tod durch Löwen gefunden hatten. Die Hyänen lassen sich jung leicht zähmen und man findet diese Thiere in vielen Garnisonen und Lagern der Franzosen, wo sie die Soldaten zu ihrem Vergnügen, nebst kleinen Ebern, Ichneumons und Geiern, wie Hausthiere herumlaufen lassen.

Noch sind unter den wilden Thieren die *Affen* anzuführen. Ein nackter Fels an der Küste westlich von Budschia heisst der Affenfelsen, weil auf seinen Abhängen eine zahlreiche Affenbevölkerung nistet. Sie gehören zur ungeschwänzten Art der Berberei (*Inuus sylvanus*), die auch bei Gibraltar an der spanischen Küste vorkommt, bei Budschia aber häufiger als anderwärts angetroffen wird.

Was die *Vögel* Algeriens betrifft, so sind in mehren Gegenden besonders Sumpf- und Schwimmvögel sehr zahlreich. Namentlich ist der *Storch* bei den Arabern ein geheiligter Vogel, der sicher unter ihnen wohnt und, wie überhaupt bei fast allen Völkern der verschiedensten Religionen, Hindus,

Mohammedanern und Christen, volles Gastrecht zu geniessen scheint. Die Araber der Berberei glauben, die Störche seien ehemalige Marabuts, welche wegen eines Sündenfalls von Gott in Vögel verwandelt worden. Sie bewohnen in ungeheuern Schaaren alle hohen Gebäude und am liebsten die Moscheendächer, wo sie wie Schildwachen neben dem Halbmonde stehen. Es ist die gemeine Art *Cicohia alba*. In *Mostuganem* heisst eine in Trümmern liegende Citadelle *Bordschi-el-Mehal*, das Schloss der Störche, weil es von einem Schwarm dieser Vögel in Besitz genommen ist. Die riesenmässigen Störche *C. Marabu* und *C. Argala* scheinen viel weiter im Innern von Afrika zu leben.

Andere Sumpfvögel, die wir zum Theil schon oben bei der Beschreibung des Sees Fezzara erwähnt haben, sind der *Ibis* mit dem sichelförmigen Schnabel (*Ibis falcinellus*), der *Silberreiher*, der *Numidische Kranich*, das *Sultan-Huhn* und der grosse *Purpurreiher* (Ardea purpurea). Sehr häufig ist bei Bona auch der *Flamingo* (*Phoenicopterus antiquorum*), der König der Sumpfvögel, welcher mit seinen scharlachrothen Flügeln und seinem weissen Gefieder in Verbindung mit seiner bedeutenden Höhe ein wirklich majestätisches Ansehen hat. Die Flamingos sieht immer truppweise beisammen; ihre hohen Beine stehen gewöhnlich halb im Wasser. Den mächtig langen Hals trägt dieser Vogel mit

Majestät, fast wie der Schwan. Er ist ungemein schwer zu schiessen, lässt den Jäger fast nie näher als auf 150 Schritte kommen und flüchtet sich dann, die langen Beine im Fluge nach hinten streckend, in die Mitte des Sees. Von Sumpfvögeln, die auch dem Norden angehören, bemerkte Wagner namentlich den *Strandreiter* (*Himantopus rufipes*), der ebenfalls ein sehr scheuer Vogel ist. In Bona zeigte ihm ein Offizier dreizehn Arten von wilden Enten, die er durch die Beduinen vom See *Fezzara* erhalten hatte. »Die ungeheure Versammlung« — heisst es weiter — »gefiederter Sumpfbewohner von allen Farben und Formen am Ufer jenes einsamen Morastes ist wirklich erstaunlich. Eine unendlich buntscheckige Mischung der Federgewänder, die so äusserst mannichfaltigen Schnabel- und Beinformen, vom schlanken, sichelschnäbeligen Ibis bis zum schwerfälligen, breitschnäbeligen, wilden Schwan; endlich das tausendstimmige Concert oder vielmehr infernalische Gekreische, welches in hohen Lüften, aus der Tiefe der Fluthen und von dem Innersten des Sumpfpflanzen-Waldes zu gleicher Zeit ertönt, stellen die seltsamste Komödie dar. Man wähnt sich in eine antediluvianische Epoche zurückversetzt, wo die Existenz des Menschen noch eine Frage ist, und eine ungeheure Thierschöpfung, deren versteinerte Reste uns geblieben, in anarchischer Republik, ohne Gebieter und Vertilger, die Erdkugel beherrschte.«

Von *Raubvögeln* gibt es verschiedene Arten Falken, Adler und Geier. Unter den Letztern ist der *Aegyptische Aasgeier (Cathartes percnopterus)* bei Bona besonders häufig anzutreffen. Man sieht ihn, wenn Vieh geschlachtet wird, heerdenweise mitten unter den Schweinen herumgehen, an deren Seite er friedlich seine nie fehlende Speise verzehrt, und sich zuweilen sogar auf den Rücken dieser Thiere setzt, von denen er geduldet wird. Er ist ein schlauer Vogel, der den Jäger leicht wittert. Kommt ein Europäer, der einen Stab oder sonst etwas Flintenähnliches trägt, so fliegt die ganze Geierheerde auf, ehe man auf Schussweite sich genähert hat. Ueberhaupt ist dieser Vogel gegen alle europäisch gekleidete Personen, selbst wenn sie nichts Flintenähnliches in der Hand tragen, sehr auf seiner Hut. Er bleibt, wenn er sie erblickt, still stehen und mustert sie, den gelben kahlen Hals emporstreckend, von weitem schon aufmerksam, ob *es* wohl Jäger seyn könnten. Beduinen hingegen lässt er bis drei Schritte an sich vorüber gehen, ohne sich um sie zu kümmern. Der grosse *Weisshöpfige Geier (Vultur leucocephalus)* wird ebenfalls nahe bei Bona, auf dem Schlachtanger, Aas fressend angetroffen. Er ist bei weitem stolzer und scheuer; doch sah Wagner im Gebirge auch ganze Heerden von diesen Vögeln.

Unter den Amphibien sind die *Schildkröten* den französischen Soldaten willkommen, welchen

sie zur Speise dienen, indem sie sich schmackhafte Suppen daraus kochen. *Giftige Nattern* sind im Süden und Westen des Landes zahlreich, seltener in den nördlichen und östlichen Gegenden, wo dagegen die als giftig verschrieenen, übrigens sehr unschuldigen *Gekkos* weit häufiger sind. Es giebt bei Bona keinen alten Olivenbaum, der nicht mehren dieser Thiere zum Aufenthalte diente. Auf den Zweigen des wilden Oelbaums bemerkte Wagner oft eine grosse prächtige *Eidechse*, rosenfarbig, mit grünem Bauche, so gross wie die grüne Eidechse.

Merkwürdig sind unter den Mollusken die ungeheuern Massen von *Schnecken*, welche die Stengel verschiedener Gewächse oft so dicht, eine an der andern, bedecken, als ob sie angeleimt wären, so dass man kaum durch eine nadelkopfbreite Lücke den grünen Stengel erkennt und eine ganze Vegetation von diesen Schalthieren aus dem Boden wachsen zu sehen glaubt. Am häufigsten fand sie Wagner in der Ebene *Tlelat*, südlich von Oran. Die ungeheure Mehrzahl bildete hier die *Helix saffarina*, deren weisses Gehäuse mit saffranbraunem Munde alle Büsche und Bäumchen umher recht niedlich einfasste. Obwohl auf jeder Pflanze vorkommend, scheint doch ihr Lieblingsaufenthalt der Brustbeer-Strauch, das häufigste Gewächs in der Ebene Tlelat, zu seyn. Gleich einem viele Tausend Ellen langen Gewinde von Perlenschnüren

sieben sich diese zierlich weissen Schnecken durch das undurchdringbare Blätternetz der Brustbeer- und Mastixsträuche, der Zwergpalmen, der Philyrea-Staude und des Johannesbrod-Bäumchens. Dieser bewegliche Schneckenflor gestaltet sich oft zu den wunderlichsten Zierrathen. Bald sind es Blüthen, bald Schneeflocken, bald ganze Kronleuchter und Sterne, die an den Zweigen schweben. Manche entlaubte Gewächse sind so dicht besetzt, dass man durch keine Lücke die Rinde mehr entdeckt und nur einen ganzen Conchylien-Baum dem Boden entsprossen wähnt. Die französische Armee wurde 1837 durch diese Schnecke fast vom Hungertode gerettet. Auf dem Rückzuge von *Mascara*, wo das Heer des Marschalls Clauzel, matt vom Marsch und von magerer Kost, den Bivouac bezog, da schmauste Alles, vom Tambour bis zum Obersten, gekochte Schnecken.

Sehr häufig sind auch, wie im ganzen nördlichen Afrika überhaupt, die *Skorpione*, von denen es mehre Familien, Gattungen und Arten gibt. Sie halten sich am Tage in Erdlöchern und unter Steinen auf, und kommen nur des Nachts zum Vorschein, wo sie sehr schnell und mit emporgehobenem Schwanze und Stachel herumlaufen. Die grössten und häufigsten gehören zur Familie der zwölfäugigen. Die Arten *Androctonus Aeneas*, *A. Hector* und *A. Paris* haben mit Inbegriff des

Schwanzes eine Länge von $2^1/_2$ bis 3 Zoll. Am gefährlichsten soll der Stich des *A. Aeneas* seyn, ganz unschädlich dagegen der des *A. Paris*. Letzterer wird am meisten in den Ruinen der römischen Städte nahe an der Küste angetroffen. Bei den Ruinen von *Rusgonia*, östlich von Algier, fand sie Wagner in solcher Menge, dass er leicht ein Paar Hundert Stücke in einem Nachmittag hätte zusammenbringen können. Wenn ein Araber von diesem Skorpion gestochen wird, so reibt er die Wunde mit dem Safte des getödteten Skorpions. Nur Ein Fall ist bekannt, dass ein französischer Soldat, der sich bei starker Hitze auf den Boden gelegt hatte und von einem solchen Skorpion gestochen wurde, an den Folgen des Stiches starb.

Ein anderes sehr lästiges Insekt ist der *Floh*. Wagner beschreibt das furchtbare Ungemach, welchem der französische Soldat in Bezug auf dieses Ungeziefer preisgegeben ist. »*Campbell*, der englische Dichter,« — heisst es bei ihm — »welcher sich 1834 einige Monate in Algier aufgehalten, zu einer Zeit, wo die Franzosen noch wenig Fortschritte gemacht und die Ausflüge in das Innere sehr beschränkt waren, klagt in seinen Briefen über das entsetzliche Nachtquartier im Lager *Duera*, wo er mit zwei Lichtern neben sich und einer langen Peitsche in der Hand auf dem Stroh lag und die ganze Nacht hindurch gegen die Ratten fuchtelte, die beständig sein Lager umschlichen.

Heutiges Tages ist Duera noch ein kleines Paradies gegen *Dreau* (bei Bona), und die Ratten sind ein winziges Ungemach in Vergleich mit den Myriaden von Flöhen, die in dichterer Menge, als man je die Heuschrecken zur Zeit der ägyptischen Plagen gesehen, in die Betten, Baraken und Zelte sich eingenistet, jeden Winkel, jedes Loch unter und über der Erde occupirt haben und gegen deren Stiche durch kein Mittel Schutz zu finden ist. Hier wurde aller Erfindungsgeist der Militärs zu Schanden; gegen diesen Feind vermöchte selbst Hiobsche Geduld nichts; denn diese müsste auch wohl ausgehen bei dreissig und mehr Nächten ohne Schlaf, ohne die mindeste Ruheerquickung, gepeinigt, gefoltert von Legionen der schwarzen Springteufelchen, alle mit einem Gebiss, welches Hofmanns »Meister Floh« beschämte. . . . . Ich halte es für unmöglich, dass jene schrecklich geschilderte Musquitos-Marter in Amerika die Leiden dieser afrikanischen Flohhölle übersteige. Man denke sich das Loos des französischen Soldaten! In eine Wildniss eincasernirt, wo er den Tag zubringt unter dem Brennen der Sonne; mit Hacke und Schaufel arbeitet beim Schanzenbau oder dem Bahnen der Heerstrassen, in einer von Miasmen geschwängerten Luft, und dann nicht einmal den Schlummertrost hat, seine Leiden ein paar Stündchen vergessen zu können, sich schlaflos wälzen muss auf einer Folterbank, den Mond nicht an-

schauen darf, ohne ihn zu verwünschen, denn mit ihm kommen ja seine blutsaugenden Quäler ..... ein solches Leben, in welches nur die Bretterschenke einige Stunden Zerstreuung bringt: welch' eine fürchterliche Prüfung für eine thatkräftige Jugend, die ein schöneres Land und glücklichere Tage gewohnt, der Fahne gleichwohl leichten Sinnes nach Afrika gefolgt war, den Kopf von ehrgeizigen Rekruten-Träumen erfüllt, und nun hinsiecht ohne Ruhm, ohne den Kanonendonner-Trost, von Fieber, Hitze, Langweile und Flöhen langsam aufgerieben! .....

Die Klasse der *Fische* scheint in den Flüssen und Seen nicht besonders zahlreich und mannichfaltig oder von ausgezeichneter Wichtigkeit zu seyn, wenigstens finden wir sie bei *Wagner*, der das Land als Naturforscher bereiste, übergangen. Unter den Meeresbewohnern ist der *Thunfisch* derjenige, dessen Fang an den Küsten der Barbarei, besonders von den Bewohnern der gegenüber liegenden europäischen Küsten des Mittelländischen Meeres am stärksten betrieben wird und am einträglichsten ist. Er war bekanntlich schon in den Zeiten des klassischen Alterthums eine Hauptquelle des Reichthums für die Hispanier, die Gallier, die Römer, die Sicilier und die Bewohner der griechischen Inseln. Was die alten Schriftsteller über die Einzelnheiten dieser Fischerei berichten, hat sich im Laufe der Zeiten nur wenig geändert. Die

Thunfische sind Wanderfische, die in grossen Schaaren mit Anfang des März-Monats aus dem Atlantischen Ozean durch die Meerenge von Gibraltar in das Mittelmeer kommen. Ehemals zogen sie längs der spanischen Seite bis zur Höhe von *Cartagena* und theilten sich dann in zwei Heerden, deren eine nach den Küsten von *Frankreich*, die andere nach *Sardinien* ihre Richtung nahm. Aber seit dem Erdbeben von Lissabon, 1753, haben sie die andalusische Küste verlassen und sich nach der *afrikanischen* gewandt. Die Regentschaft *Tunis* war, nach *Baude*, die einzige, welche Nutzen aus dieser Veränderung zu ziehen wusste. Im Jahre 1772 vereinigte sich eine aus französischen und sardinischen Handelsleuten gebildete Gesellschaft mit *Sidi-Mustapha-Chodscha*, erstem Minister des Bey von Tunis, zur Errichtung einer Thunfischerei bei *Bizerta*. Die ersten Jahre waren sehr einträglich, aber das Unternehmen wurde später, theils in Folge schlechter Verwaltung, theils wegen der zur Zeit der Stürme sehr unsichern Fangstellen, ganz aufgegeben. Erst nach 1813 hat man die Fischerei von neuem begonnen und die tunesische Regierung lässt sie gegenwärtig beim *Cap Zebib*, so wie beim *Cap Bona* und bei *Monastir* mit sehr ansehnlichem Gewinn betreiben.

Zur Zeit der Türkenherrschaft war der politische Zustand von *Algerien* ähnlichen Unternehmungen nicht günstig; heut zu Tage aber, glau-

Baude, findet kein Hinderniss für die französische Verwaltung Statt, die Vortheile zu benutzen, welche mehre Einbuchten der Küste zum Betriebe der Thunfischerei darbieten. Der Thunfisch pflegt dicht an der Küste zu ziehen und in alle Vertiefungen derselben einzudringen. Die Busen von *Oran*, *Arzew*, *Algier*, *Budschia* und *Bona*, wo die Fische auf ihrem Zuge früher ankommen als in Tunis, entsprechen allen Anforderungen, die die Fischer machen können. Man braucht nur dem Beispiele des tunesischen Ministers *Mustapha-Chodscha* zu folgen und sardinische und genuesische Fischer herbeizurufen. . . . .

Ein nicht minder schätzbares Meeresprodukt sind ebenfalls schon seit alter Zeit die *Korallen*, über deren Gewinnung an der algerischen Küste Wagner und Baude sehr ausführliche Nachrichten mittheilen. Die Hauptstellen, wo die Korallenfischerei seit dem sechszehnten Jahrhundert von den Franzosen betrieben wird, sind *Bona* und *La Calle*. Schon vor undenklichen Zeiten gewann man an den Küsten von *Italien*, *Corsica*, *Sicilien* und *Sardinien* schöne Korallen, aber erst im eilften und zwölften Jahrhunderte erhielten die von der *afrikanischen* Küste den Vorzug vor allen übrigen des Mittelländischen Meeres. Schon 1167 schlossen die *Pisaner* einen Vertrag mit dem Sultan *Abdallah Bokoras* von Tunis, welcher ihnen die Insel *Tabarka* abtrat. Um das Jahr 1300

erwähnt *Abulfeda* der Korallenfischereien bei *Bona*. Im Jahre 1439 kam die tunesische Fischerei in die Hände der *Catalonier* und seit 1551 betrieben die *Genueser* dieses Gewerbe sowohl bei *Bona* als bei *Tabarka*, bis zum Jahre 1741, wo die Tunesen ihre Niederlassung zerstörten. Die Franzosen hatten 1520 unweit östlich von *La Calle* die erste Niederlassung, *Bastion de France* genannt, errichtet. Diese wurde aber wegen der ungesunden Lage aufgegeben und nach *La Calle* selbst verlegt. Eine Handelsgesellschaft, *Compagnie d'Afrique*, hatte sich in *Marseille* gebildet, und 1604 mit dem Gross-Sultan *Amurat* III. zu Constantinopel einen Vertrag geschlossen, vermöge dessen sie gegen eine jährliche Summe von 200000 Livres das ausschliessliche Monopol des Ausfuhrhandels erwarb und namentlich Getraide, Schafwolle, Häute, Oel, Wachs und rohe Seide aus dem innern Lande bezog. Den Hauptgewinn machte jedoch die Korallenfischerei aus, welche längs der Küste vom *Cap Rosa* bis zur Insel *Tabarka* äusserst ergiebig ist. Am ausgedehntesten wurde sie seit 1741, wo die genuesische Niederlassung zu Grunde ging, betrieben. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution, welche 1794 die Privilegien der Afrikanischen Handelsgesellschaft aufhob, nahm das Gewerbe, zu dem nun alle Franzosen und namentlich die Corsen, ohne Unterschied berechtigt waren, zwar für den Augenblick einen grössern

Aufschwung, gerieth aber in Folge des Seekrieges mit England, und da auch die frühern Zahlungen an den Dey von Algier nicht mehr so pünktlich geleistet wurden, bald wieder in Verfall und das französische Fort wurde zerstört. Erst mit dem allgemeinen Frieden, 1814, begann sie neu aufzuleben, hat aber, was den *französischen* Antheil an diesem Industriezweige betrifft, keineswegs die frühere Blüthe wieder erreicht, obwohl derselbe, wie *Baude* im Einzelnen nachweist, eines grössern Aufschwungs fähig wäre.

Wagner sagt: »Der Boden des Meeres bei *La Calle* starrt von Felsen verschiedener Höhe. Die Korallen erscheinen auf allen Theilen dieser Felsen, auf dem Südabhange aber, gegen das Land hin, reichlicher und besser, als auf dem Gipfel und dem Nordabhange. Der Fang geschieht zwischen dem *Cap Bizerta* und dem *Cap de Garde*, in der Nähe des (verfallenen) genuesischen Forts, in der grossen, 25 Lieues weiten Bucht zwischen beiden. In dieser Bucht befinden sich die Rhede von *Bona*, der kleine Hafen der ehemaligen Bastion (de France), der von *La Calle* und endlich der Hafen von *Tabarka*. Die Korallenfischer entfernen sich nie über 6 bis 8 Lieues von der Küste, und eine lange Erfahrung hat sie die Orte kennen gelehrt, welche dem Fange die günstigsten Aussichten darbieten. Die Fäden der Netze sind von Hanf, so dick wie eine kleine Schreibfeder, und

die Maschen sehr gross. Jedes Netz bildet einen grossen Bündel und wenn es ausgebreitet ist, zerfällt es gewöhnlich in sieben Abtheilungen, die an zwei ins Kreuz gelegten, 4 Zoll dicken und 4 Fuss langen Hölzern befestigt sind. Da, wo sich die Hölzer kreuzen, ist ein sehr langes und starkes Tau befestigt und auf der entgegengesetzten Seite ein schwerer Stein oder ein Stück Blei. Die Netze sind befestigt eines an dem mittlern Theile unter dem Stein, eines an jedem der vier Enden, und zwei an der Länge der Hölzer hin. Wenn man das Netz ausgeworfen hat und durch den Stoss, den das Schiff erhält, fühlt, dass es den Felsen gefasst hat, so rudert man, wie stark auch Strömung und Wind seyn mögen, gegen Norden, und die ganze Mannschaft zieht mit Anstrengung am Tau. Sobald der Unter-Capitän, der dieses mühselige Manoeuvre leitet, bemerkt, dass es geglückt ist, befiehlt er plötzlich loszulassen. Das Netz wird dadurch frei und schleppt sich gegen eine andere Seite des Felsens, bis es sich wieder festhängt. « . . . . . .

Die Zahl der Korallenschiffe ist in den einzelnen Jahren sehr verschieden. Im Jahr 1836, wo *Baude* in Afrika war, zählte man zusammen 245 Schiffe mit 2384 Mann, und zwar 122 neapolitanische, 78 toscanische, 10 französische (aus Corsica), 33 sardinische (aus Genua) und 1 spanisches. Dagegen erscheinen für das Jahr 1839 nur

139 Schiffe, mit 1364 Mann Besatzung, nämlich 85 aus Neapel, 36 aus Toscana (Livorno), 15 aus Genua und 3 aus Spanien, aber keines aus Frankreich. Zu der Zeit, als noch die *Compagnie d'Afrique* bestand, betrug die Zahl der Fahrzeuge alle Jahre 7- bis 800, von welchen ein Drittel von französischen Rhedern (aus Marseille) ausgerüstet war. Im Jahre 1825 zählte man 450, im Jahre 1826 nur noch 389. Die Verminderung erklärt sich durch den Missoredit, in welchen die Korallen in Frankreich gefallen sind, während sie in einigen andern Ländern einen grössern Werth behalten haben. *Livorno* ist jetzt der Hauptsitz ihrer Verarbeitung und des Handels damit, und zwar sind es hauptsächlich die Juden, die sich damit beschäftigen. Sie versenden grosse Mengen nach Galizien und über Brody nach Russland. Das Uebrige geht über London nach Ostindien, China und Japan, ein Theil auch nach Afrika, besonders nach Marokko. Nach Russland verkauft man vorzugsweise die grosse, runde Sorte, nach China die rosenrothe erster Klasse, nach Polen die der zweiten Klasse, nach Indien die Sorten *Barbaresco* und *Robe chiare*. Diese Letztern dienten lange Zeit auch zum Betriebe des Negerhandels. Gegenwärtig beschäftigen sich die Juden in Algier mit der Verarbeitung der kleinen Stückchen, die sie in einem Werthe von 200000 Francs in das Innere von Afrika absetzen.

Wenden wir uns jetzt zu dem wichtigsten Naturprodukte Algeriens, wie des Erdbodens überhaupt, zu dem *Menschen*.

Die *Eingebornen* der Berberei bestehen in *sieben* deutlich von einander geschiedenen *Völkern*, welche aber in Betreff der Religion, mit alleiniger Ausnahme der Juden, sämmtlich dem mohammedanischen Glauben zugethan sind. Die grosse Mehrzahl der Regentschaft Algier und das im Innern, so wie auch in Marokko und Tripolis, herrschende Volk machen die *Araber* aus. Nächst diesen sind die *Kabylen* (oder, wie sie in Marokko heissen, die *Amazighs*) am zahlreichsten und zugleich, nebst den *Mauren*, die ältesten Bewohner der Berberei. Die *Türken* und ihre Abkömmlinge, die *Kuruglis* (oder *Kuluglis*) sind seit dem Sturze ihrer Herrschaft im Jahre 1830 auf eine ziemlich unbedeutende Zahl zusammengeschmolzen und werden fast nur noch in Constantine und den Küstenstädten angetroffen. Die *Juden* sind durch alle Städte des Landes zerstreut und bilden überall die gedrückteste Volksklasse. Die *Neger* stammen grösstentheils aus dem westlichen Sudan und sind mit wenigen Ausnahmen Sklaven. Das siebente Volk bilden die *Mozabiten* oder die *Beni-Mzab*, die ihre eigne Sprache haben und drei Oasen der Sarah bewohnen, zum Theil auch in Algier und Medeah leben.

Zu diesen sieben eingebornen Völkern sind

seit 1830 die *Franzosen* theils als Eroberer theils nebst Einwanderern aus fast allen übrigen Ländern *Europas* als Ansiedler gekommen. Früher kannte man die Europäer nur als Sklaven, die durch die Seeräuber in die Gewalt der Türken und Mauren gerathen waren.

Was nun alle diese Völker im Einzelnen betrifft, so sind die *Araber* der Berberei die Nachkommen von ungefähr 50000 Familien reiner Araber, welche im siebenten Jahrhunderte von ihrem Heimathlande und Aegypten aus die Lybische Wüste durchzogen und nach Besiegung der Berber und Mauren sich in *Numidien* (dem heutigen Algerien) und *Mauritanien* (dem heutigen Fes und Marokko) niederliessen. Einzelne Vermischungen mit Mauren und Kabylen als Ausnahmen abgerechnet, haben sich die *Araber* unter allen übrigen Volksstämmen der Berberei am reinsten erhalten und bilden namentlich den gleichartigsten und kräftigsten Theil der Bevölkerung Algeriens. Bekanntlich unterscheidet man in Hinsicht ihrer Lebensweise zwei grosse Klassen: die sesshaften Araber (in Aegypten *Fellahs* genannt), welche Landbau oder Handel treiben und in Dörfern oder Städten feste Wohnsitze haben, und die *Beduinen* oder nomadisirenden Araber, welche Viehzucht treiben, gelegentlich aber auch vom Raube leben. Die letztere Klasse wird jedoch in der Berberei hauptsächlich nur im *Bled-el-Dsche-*

rid, im Kabla und an den Gränzen der *Sahara* angetroffen, wo sie mit ihren Heerden von Kameelen und Schafen von einem Weideplatze zum andern ziehen. Die Stämme der Beduinen der nördlichen Gegenden beschränken sich, soweit der anbauffähige Boden geht, auf einen gewissen Bezirk (*Uthan*) und jeder Stamm verlässt den seinigen nicht ohne dringende Ursachen. Die Sprache der berberischen Araber ist eine Mundart, welche von den Aegyptern nicht ohne einige Mühe, von den Syrern und den Bewohnern des eigentlichen Arabiens noch schwerer verstanden wird, obwohl man in jedem, auch noch so verdorbenen Worte die reine arabische Wurzel leicht herausfindet.

Die Araber der Berberei sind ein hochgewachsener, kräftig und gleichmässig gebauter, schöner Menschenschlag. Ganz magere sieht man selten und von sehr dicken Personen versichert *Wagner*, dass ihm unter den Tausenden, die er gesehen, nicht eine einzige vorgekommen sei. Sie haben eine braune Gesichtsfarbe, tragen kurze Bärte und Schnurrbärte, haben sehr weisse und schöne Zähne und schwarze ausdrucksvolle Augen. Ihre Haltung ist kühn und stolz, nur wenn sie reiten, lassen sie den Kopf stark vorwärts hängen. Die Kleidung ist ein weisser *Haik* von feiner Wolle, der den ganzen Körper wie ein weites Hemd umhüllt und vom Kopf bis zu den Füssen reicht und von den ge-

meinen Arabern auf dem bloßen Leibe, von den vornehmen über dem Unterkleide getragen wird. Der oberste Theil bildet die Kopfbedeckung und wird durch einen braunen kamelhaarnen Strick befestigt. Ueber den Hals ziehen die Araber einen weiten wallenden Mantel, den *Bernus* (oder *Barnus*), der von gröberer Wolle gewebt, bei den Stämmen der Provinz Constantine gewöhnlich weiss, in den westlichen Landestheilen, wo die schwarzen Schafe viel zahlreicher vorkommen, häufig schwarz ist. Um die Füsse binden sie ein Stück Rindshaut, dessen Haare nach aussen gekehrt sind. Die Vornehmen aber tragen gelbe Reiterstiefel von sehr hübscher Form. Auch tragen die meisten Scheichs weite Beinkleider und einige der mächtigsten Stammhäuptlinge bei sehr feierlichen Gelegenheiten, u. B. am Beiramfeste, goldgestickte Westen, wie die Türken. — Die Kleidung der Weiber ist ein weites wollnes Hemd mit kurzen Aermeln, das sie mit einem Stück um den Leib gürten und um die Brust mit grossen eisernen Nadeln befestigen. Sie tragen ihre langen Haare unordentlich in Zöpfe geflochten und hüllen häufig ein buntes Tuch um das Haupt. Beine, Brust und Gesicht tätowiren sie sich gewöhnlich schon vom zwölften Jahre an, und die Nägel färben sie mit Henna braunroth. Um Arme und Beine tragen sie dicke Spangen von Kupfer, Eisen oder Silber, eben so dergleichen ungeheure Ringe

in den Ohren. Auch gehen sie, trotz dem Koran, unverschleiert.

Die meisten Araber wohnen in schwarzen, aus Stoff von Kameelhaaren verfertigten Zelten, die gewöhnlich in Gruppen beisammen stehen und einen *Duar* oder bewegliches Dorf bilden. In der Provinz Algier bestehen diese Duars meist nur aus 10 bis 20 Zelten, dagegen giebt es in der Provinz Oran und in den südlichen Gegenden der Provinzen Constantine und Titeri, so wie im Süden der Regentschaften Tunis und Tripolis Duars, die bis 500 Zelte haben. *Wagner* übernachtete in einem solchen Duar der *Garrabas* auf seiner Reise von *Oran* nach *Mascara*. »Um die schwarze Zeltstadt — erzählt er, — lagerte eine ungeheure Heerde von Hausthieren aller Art. . . . Die Araber bewohnen am liebsten recht einsame, von allen Wegen entfernte Stellen, wo nur der Rauch der Kochfeuer zuweilen ihren Aufenthalt verräth. Sie wollen dadurch sowohl der Zudringlichkeit ihrer reisenden Glaubensgenossen ausweichen, welche ausserdem ihre Gastfreiheit ein wenig gar zu oft in Anspruch nehmen würden, als auch ihren Feinden die Annäherung erschweren. Einem französischen Truppencorps wäre es nicht möglich, dem Weg durch dichtes Gestrüppe sich zu bahnen, ohne lange vor seiner Ankunft von den Garrabas bemerkt zu werden, und diese könnten in einer Viertelstunde Heerden und Zelte in

Sicherheit bringen. Einige wenige Stämme, namentlich in der Provinz Algier, haben sich Strohhütten (*Gurbi*) gebaut, welche gleichfalls zu 10 bis 20 beisammen stehen und kleine Dörfer bilden, die in der Ebene *Dschimas*, im Gebirge *Daschkrahs* heissen.

Das Zelt oder die Hütte des Arabers ist durch einen Vorhang gewöhnlich in zwei Gemächer getrennt. In das eine ziehen sich gewöhnlich die Frauen zurück, wenn ein Gast den Eheherrn besucht, obwohl die Araberinnen keine besondere Scheu haben, sich vor Fremden sehen zu lassen. Die Zahl der Geräthschaften ist sehr klein. Einige Decken von Palmblättern geflochten, einige Schaffelle, zur Bedeckung in kühlen Nächten, ein Dutzend irdene Gefässe für Wasser, Milch und Butter, die nöthigsten Werkzeuge zur Weberei, eine kleine Handmühle zum Mahlen des Weizens, endlich Waffen und Pferdegeschirr, diess ist so ziemlich die ganze Ausstattung einer arabischen Wohnung.

Jedes Dorf steht unter dem Befehl eines *Scheich* (oder *Schech*), in dessen Familie diese Würde häufig erblich ist; 30 bis 40, in manchen Gegenden auch 100 bis 400 Dörfer bilden einen Stamm. Die Stämme führen vor dem Namen ihrer ursprünglichen Familie gewöhnlich das Wort *Ulid* (Söhne) oder *Beni* (Enkel), z. B. *Ulid Maadi* (Söhne des Maadi), oder *Beni Massa* (Enkel oder

Nachkommen des Mussa oder *Moses*). Das Oberhaupt eines ganzen Stammes heisst *Kaïd*. Es giebt solche Häuptlinge, welche 3- bis 4000 Reiter in den Kampf führen können. Diese Kaïds, so wie auch viele Scheichs, bewohnen häufig steinerne Häuser, von Bäumen und Cactus-Hecken umgeben, sogenannte *Haouch*, um welche dann die Duars gruppirt sind. Der Kaïd hat das oberste Richteramt und den Vorsitz bei grossen Versammlungen, der Scheich übt die Rechtspflege in seinem Dorfe.

Neben diesen weltlichen Adeligen, hat jeder Stamm auch seinen geistlichen Adel, die *Marabuts* (*Marabat*, / *Morbat*), vor deren Einfluss oft alles übrige Ansehen zurücktritt. Die Ehrfurcht, die man ihnen beweist, hängt vorzüglich von ihrem frommen Wandel, ihrer Enthaltsamkeit und Wohlthätigkeit, so wie auch von ihren Talenten und Kenntnissen ab. Zum Berufe eines Marabuts gehört vor Allem, dass er schreiben, den Koran lesen und auslegen kann, dass er ein zurückgezogenes Leben führt, so viel möglich sinnlichen Genüssen entsagt, und durch ein frommes Leben den übrigen Arabern ein schönes Beispiel giebt. Unterlässt er eine dieser Pflichten, so ist es, obwohl der in seiner Familie erbliche Titel bleibt, doch um seinen Einfluss geschehen. *Sidi-Mahiddin*, der Vater des später so berühmt und mächtig gewordenen *Abdel-Kader*, war ein solcher Marabut, der zur Zeit der französischen Eroberung

über den zahlreichen und fanatischen Stamm der *Hasshems*, in der Provinz Oran, unbeschränkten Einfluss ausübte. Als dr. Mascara erobert und den dortigen türkischen Beyerungen hatte, wollten ihn die Einwohner zu ihrem Oberhaupte wählen; aber der Marabut lehnte die Würde ab, zu Gunsten seines jüngsten Sohnes *Abd-el-Kader*, der ihn auf der Wallfahrt nach *Mekka* begleitet hatte und durch seine schwärmerische Melancholie, seine Enthaltsamkeit und hohen Geistesgaben seiner Umgebung frühreif aufgefallen war. Um das Volk leichter für seinen Lieblingssohn zu gewinnen, erzählte *Sidi-Mahiddin* die Weissagung eines Derwischs in Mekka, welcher dem kleinen Abd-el-Kader die Sultanswürde verkündigt hatte. Das fanatische Volk glaubte dies und wählte Abd-el-Kader zum Oberhaupte. Der junge Marabuts-Sohn hielt seinen Einzug in Mascara, aber der Vater blieb in seiner Einsiedelei und verwandte seine letzten Tage nur dazu, die Macht des Sohnes durch seinen Einfluss auf die Araber zu befestigen und den Glaubenskrieg gegen die Franzosen zu predigen.

Die bedeutendern Marabuts bewohnen einsame abgelegene Orte und haben Seminare (*Ghaznas*), wo sie junge Leute unterrichten. Sie versammeln dort auch häufig eine Menge Andächtiger zu Predigt und Gebet, und diese Einsiedeleien sind für alle Unglücklichen ein Zufluchtsort, welcher selbst

die rohe Tyrannei der türkischen Beys nur sehr selten und nie ohne Gefahr für sie zu verletzen gewagt hat. Obwohl die meisten Marabuts sehr reich sind, da sie eine Menge freiwilliger Geschenke erhalten, so haben sie doch, wie auch die Kaïds und Scheichs, nur wenig bürgerliche Vorrechte. Alle Marabuts sind wie der gemeinste Araber gekleidet, ja oft zeichnen sie sich durch noch grössern Schmutz und noch mehr Verlumptheit aus. *Abd-el-Kader* selbst ist nach der Versicherung aller Franzosen, die ihn oft gesehen, unter einem Haufen gemeiner Beduinen nicht zu unterscheiden. Nur in Waffen und Pferdegeschirre zeigen Kaïds und Scheichs etwas mehr Luxus als andere Araber, legen auch wohl bei feierlichen Gelegenheiten etwas feinere Kleidung an; doch kann jeder andere wohlhabende Araber das Gleiche thun. Die Grossen treiben auch dieselbe Beschäftigung wie ihre Landsleute. Der Kaïd schämt sich nicht, ein Stück seiner Heerde selbst zu schlachten und zu braten. Er bringt sein Vieh und Getraide auf den Markt, wie jeder andere Araber. Sein Weib webt zu Hause den Haik und Bernus, kocht den Kuskusu und holt Wasser am Brunnen, sein Sohn hütet mit den andern Jungen des Stammes die Heerden.

Die Araber sind sehr höflich unter einander. Sie berühren sich, wenn sie zusammentreffen, gegenseitig die Hände und bringen dann ihre eigne

Hand zum Munde. Die Fragen: *Wasch kalek? Wasch hista?* (Wie gehts? wie stehts?) werden beiderseits wenigstens sechs Mal wiederholt, und auf diese folgen weitere ceremonielle Fragen, so dass einige Minuten vergehen, ehe sich ein eigentliches Gespräch entspinnt. Auch ist diese Begrüssung zwischen Gemeinen und Vornehmen ganz dieselbe; nur den grossen Marabuts wird die Hand geküsst, dann aber nimmt der Besucher ohne Umstände neben ihnen Platz und plaudert mit ihnen ganz unbefangen und vertraulich. Ueberhaupt bringt menschliche Macht und Grösse den Araber nicht aus der Fassung. Er verliert in keiner Lage des Lebens seine kühne Haltung und schlägt sein Auge so wenig vor dem Glanze des Sultans als vor dem Yatagan des Henkers nieder.

Die Lage der *arabischen Frauen* ist bei weitem nicht so unglücklich, als man es sich in Europa vorstellt. Sie verrichten wohl alle Arbeiten der Haushaltung, überlassen dagegen das härtere Geschäft des Feldbaus den Männern. Allerdings ist die Zärtlichkeit der Letztern selten gross, doch kommen Misshandlungen eben so selten vor und werden, wenn schwere Verletzungen die Folgen sind, durch Geldbussen oder Ehescheidung bestraft. Von der Erlaubniss des Korans, vier rechtmässige Frauen zu nehmen, machen nur wenige Männer Gebrauch; selbst *Abd-el-Kader* hat nur Eine Frau. In den Erzählungen von der Eifersucht

der Männer herrscht viel Uebertreibung. »Bei meinen häufigen Besuchen in den Duars — sagt *Wagner* — zeigten sich die Araberinnen ohne Scheu unter den Zelten und plauderten sogar zuweilen mit mir. Nach *Bona* kommen viele Weiber der Landschaft, alte und junge, auf den Markt. In den Duars bemerkte ich, dass die männlichen Mitglieder einer Familie in gewissen Fällen, z. B. bei der Mahlzeit, auf ihren Vorrang vor den Weibern streng halten. Die Kuskusu-Schüssel *) wird zuerst den fremden Gästen vorgesetzt, dann setzen sich Vater, Söhne oder sonstige Verwandte um die Schüssel, und erst nachdem sich diese vollständig gesättigt haben, kommt die Reihe an die Weiber und Töchter, die inzwischen den Essenden in einiger Entfernung zusehen durften. Gegen ihre Mütter zeigen die jungen Araber in der Regel

*) Der *Kuskusu*, das Lieblingsgericht aller Eingebornen, ist eine Mehlspeise, die aus winzigen gedrehten Kügelchen von Weizenteig besteht. Sie wird mittelst Dampf in einem Topfe gekocht, dessen siebähnlich durchlöcherter Boden auf einem andern offenen Topfe ruht, der mit siedendem Wasser angefüllt ist. Nach dem Kochen wird die Speise mit Milch oder Fleischbrühe übergossen, auch wohl mit Weinbeeren und Rosinen bestreut. In der Mitte liegt ein Stück Butter, welches man zugleich mit den Mehlkügelchen mit dem Löffel verzehrt. *Perrottet* fand diese Speise, unter dem Namen *Kuskus*, auch bei den *Negern* am *Senegal*. (S. den XII. Jahrg. dieses Taschenbuches [1834], S. XX.)

wenig Achtung, wogegen sie an ihren Vätern mit grosser Liebe hangen; die Mädchen heurathen gewöhnlich im zwölften oder dreizehnten Jahre; manche sind im dreissigsten Jahre schon Grossmütter, und da ihr Lebensalter meist eben so lange dauert als das der Europäerinnen, so erleben sie in der Regel mehre Generationen.«

Die weltberühmte *Gastfreiheit* der Araber wird, nach den Erfahrungen, die Wagner in *Algerien* zu machen Gelegenheit hatte, nur gegen ihre Landsleute geübt. Fremde, besonders Andersgläubige, finden in den Duars, wenn sie nicht Bekannte haben oder durch Freunde empfohlen sind, in der Regel nur eine mürrische Aufnahme, oder werden gar mit rauhen Worten abgewiesen. Auch ist selbst gegen den Freund und Bekannten die Gastfreundschaft ziemlich beschränkt. Wenn auch der Araber kein Geld für die Bewirthung verlangt, so sieht er es doch nicht gern, wenn man ohne irgend ein Gegengeschenk von ihm Abschied nimmt.

Wie alle Mohammedaner haben auch die afrikanischen Araber grosse Achtung vor den *Todten*. Sie machen die äussersten Anstrengungen, um die in der Schlacht Gebliebenen aus den Händen des Feindes zu retten. Man hat öfters gesehen, dass arabische Reiter mit einer oder zwei Leichen auf dem Pferde davon jagten, und diese, wenn auch die französischen Chasseurs ihnen dicht auf der Ferse waren, nicht wegwarfen. Sie graben

die Leichen sorgfältig ein und bedecken das Grab mit festgemauerten Steinen, damit die Raubthiere sie nicht ausscharren. Ueberall, wo arabische Gesetze gelten, wird der Verletzer einer Grabstätte mit dem Tode bestraft. Zu ihren Friedhöfen wählen die Araber gewöhnlich die schönsten Gegenden; sie pflanzen an dem Ort eine Palme und über dem Grabe eines Marabuts bauen sie einen kleinen weissen Tempel, um welchen die übrigen Gräber gruppirt stehen.

Die *fragile Lebensweise* dieses Volks steht allen sogenannten Civilisations-Versuchen mächtig im Wege. Die nordamerikanischen Indier wurden durch den Brahntwein besiegt und von dem Boden ihrer Väter vertrieben. Aber gegen die Araber richtet dieses Mittel nichts aus. Sie nehmen zwar, wenn sie bei Christen zu Gast geladen sind, trotz dem Koran recht gern ein Schlückchen Wein oder Branntwein zu sich; aber sie werden nie zu Säufern; sie geben nie das geringste Geld für berauschende Getränke aus, sondern nehmen nur an, was man ihnen schenkt. In den Duars wird nur Wasser oder Milch getrunken, und dabei steht dieses Volk an körperlicher und geistiger Kraft keinem andern nach. Die Speisen bestehen, feierliche Gelegenheiten ausgenommen, wo Fleisch genossen wird, in Kuskusu, ungesäuertem Brod und Früchten. *Abd-el-Kaders* Kriegsheer nährte sich von

Ain-Mdadi mehre Monate lang fast blos von gekochtem Getraide.

Mit dieser Fruchtlikt der Araber steht ihre *Geldgierde* und ihr *Geiz* im Einklange. Sie verkaufen von dem Ertrage ihres Bodens und ihrer Heerden jährlich für 4 bis 5 Mill. Francs, kaufen aber nicht für den zehnten Theil dieser Summe ein. Es hat also seit der französischen Eroberung eine Baarsumme von 40 bis 50 Millionen, vielleicht auch mehr, den Weg ins Innere genommen und kehrt von dort wohl schwerlich mehr zurück. Da sie das Geld in den Zelten nicht sicher verwahren können, so vergraben sie es an einsamen Orten in der Wildniss und nehmen in unglücklichen Zeiten an diesem Schatze ihre Zuflucht. Indessen treten diese Fälle sehr selten ein und ein grosser Theil jener Summen kommt wohl nie mehr ans Tageslicht, denn bei dem misstrauischen Charakter dieses Volks verheimlichen sogar die nächsten Verwandten einander den Ort, wo das Vergrabene liegt, und Mancher bringt durch einen schweigenden Tod den eignen Sohn um sein Erbe. Der Consul *Damas* in Masoara schlug dem Gouverneur vor, zur Bestechung der angesehensten Häuptlinge *Abd-el-Kaders* jährlich 100000 Francs zu verwenden, und meinte damit mehr auszurichten als mit 20000 Mann Truppen.

Unter die Schattenseiten des arabischen Charakters gehört auch die *Grausamkeit*, welche sie

bis in die neueste Zeit im Kriege gegen die Franzosen bewiesen haben. In der Regel wurde den Gefangenen, nachdem man sie auf das entehrendste gemisshandelt hatte, der Kopf abgeschnitten. Die Leichen der gefallenen Feinde werden in empörender Weise verstümmelt. Auch Beispiele der *Treulosigkeit*, wie der Bruch des zwischen *Bugeaud* und *Abd-el-Kader* an der Tafna geschlossenen Friedens, sind vorgekommen.

Ein Gemeingut aller Araber ist die *Freiheitsliebe*. Die Lust an Krieg und Abenteuern ist mehr der Jugend eigen. Mit zunehmendem Alter wird der Araber stiller und nachdenkender. In den Dreissiger-Jahren unternimmt er gewöhnlich die Wallfahrt nach *Mekka* und wenn er von dort zurückkommt, ist sein Wesen ziemlich umgewandelt. Die Lust an Spielen, Tänzen und Gesängen ist ihm vergangen; er findet mehr Unterhaltung, dem Treiben der jungen Leute zuzuschauen als daran noch Theil zu nehmen. Die Welt der Mährchen ist keiner der kleinsten Reize des Lebens der Araber. Die Bilder, die er daraus empfangen, bleiben ihm lebenslang. Mit der Annäherung des Greisenalters wird er mehr und mehr in sich gekehrt und seine liebste Beschäftigung sind das Lesen des Korans und das Gebet. Der Glaube an den Genuss der künftigen Freuden des Paradieses, den nie ein Schatten von Zweifel trübt, ist ein Glück, um welches nach Wagners Ver-

sicherung mancher geistvolle aber ungläubige Franzose die Araber beneidet. In den letzten Jahren seines Lebens bewahrt der Greis noch immer eine gewisse Rüstigkeit des Körpers und Frische des Geistes bis wenige Tage vor seinem Tode, der meist rasch und leicht zu erfolgen pflegt. Verhältnissmässig nur wenige Araber sterben an Krankheiten. Man trägt den Sterbenden vor das Zelt und legt ihn auf weiche Decken, das Haupt auf ein Palmenkissen gestützt und das Antlitz nach Mekka gekehrt. Die Söhne, die Enkel, alle Angehörige versammeln sich um ihn. So lange noch ein Athemzug in ihm sich regt, sind sie stumm, dann aber brechen sie in ihr Frauengeheul aus, die Weiber stimmen ihren unheimlichen gellenden Klagetriller an und der Marabut spricht das Gebet. Drei einfache Steine, ohne Inschrift oder sonstige Zierde, bezeichnen das Grab, zu welchem die Hinterbliebnen von Zeit zu Zeit Wallfahrten unternehmen.

Die Franzosen haben aus den eingebornen Arabern und Kabylen Regimenter leichter Reiterei (*Suaven*) und Fussvolk (*Spahis*) gebildet, welche bereits, namentlich bei der Einnahme von Constantine, gute Dienste geleistet haben. Sie verbinden die Vorzüge ihrer nationalen Weise des Kriegführens mit der Disciplin der europäischen Einrichtungen des Militärs. Die Offiziere sind Franzosen. Die Kleidung besteht in Jacken von

Scharlachstoff, mit Gold gestickt, weiten blauen Beinkleidern, nach türkischer Art, die bis an die Knie reichen, hohen Reiterstiefeln und breiten weissen Turbans, welche bei den Offizieren aus golddurchwirktem Musselin gemacht sind. Die Spahis haben statt der Turbans rothe türkische Kappen.

In französischen, selbst amtlichen, Zeitungsberichten werden mit den Arabern nicht selten die *Kabylen* verwechselt, obwohl diese Letztern durch Sprache, Abkunft und Körperbildung, zum Theil auch durch Charakter und Sitten, sich deutlich unterscheiden und nur durch Religion, Freiheitsliebe und Hass gegen die Fremden mit ihnen verbunden sind. Das grosse Volk der *Kabylen* (oder *Berber*), welches das ganze Küstengebirge der Berberei von Marokko bis Tripolis bewohnt, in den innern Gegenden aber viel seltener vorkommt, führt, so wie die Mundarten seiner Sprache, verschiedene Namen. *Amazirgh* oder *Schilha* heissen die Kabylen in Marokko, wo sie am zahlreichsten sind; *Kbaili* in Algerien und Tunis; auch sind vermuthlich die *Tuariks* und *Tibbo*, in einigen Gegenden des Südens von Tripolis und der übrigen Berberei, Kabylen. Ihre von der arabischen ganz verschiedene Sprache nennt man bei Beldschha *Kbailia*, im Innern der Provinz Constantine *Schauiah*, an der Tafna und der Ostgränze von Marokko *Schilha*, im übrigen Marokko *Amazirgh*,

Höchst wahrscheinlich sind die Kabylen ein Mischlingsvolk, das sich durch Verbindung von Nachkommen der alten *Numidier*, *Punier*, *Römer* und *Vandalen*, auch wohl der *Araber*, erzeugt hat. In Algerien sind sie gewöhnlich kleiner Statur, während es in Marokko hochgewachsene, sehr muskelkräftige Stämme giebt. Zwischen *Budschia* und *Bona* sind die Kabylen schwarzhaarig, von schmuzgelber Gesichtsfarbe und gleichen sehr den Südeuropäern. Ein in Bona ansässiger Italiäner bemerkte gegen Wagner, dass, wenn man ihnen statt der Wollkapuze eine zuckerhutförmige Mütze aufsetzte, sie von Calabresen kaum zu unterscheiden seyn würden. Auf dem *Auras-Gebirge* wohnen ganz hellblonde Stämme mit rothem und weissem Teint. Vielleicht sind sie, obwohl sie gleiche Sprache mit den übrigen Kabylen reden, Nachkommen der *Vandalen*. Der zahlreichste dieser Stämme heisst *Niardy*. Sie scheeren ihren Kopf nicht, wie die andern Kabylen, sondern tragen lange Haare. Von denen, welche in Algier als Taglöhner arbeiten, bemerkte der Naturforscher *Schimper*, ihre Gesichter und Gestalten seien ihm wie das getreue Bild eines Würtembergers vorgekommen. Leider sind die Auras-Stämme von den französischen Niederlassungen zu weit entfernt, als dass man in Verkehr mit ihnen treten und namentlich erforschen könnte, ob sich in ihrer Mundart noch Spuren *germanischer* Sprachen

finden: *Baude* behauptet, der polnische Fürst *Mir*, dessen bereits oben als Gründer der Niederlassung *Reghaia* gedacht wurde, habe ihm gesagt, dass sich in der Sprache der Kabylen, namentlich des Stammes *Beni Labes*, bei Budschia, welche angeblich von den Vandalen abstammen, viel *slawische* Wörter befinden. Den Namen *Guraya*, welchen sie dem Dschurdschura-Gebirge geben, leitet er von *Gura* oder *Gora* ab, welches im Polnischen *Berg* bedeutet. Indessen sind dergleichen vereinzelte Wörter noch kein Beweis für eine slawische Abstammung, und jenes Gebirge hiess überdiess schon bei Ptolemäus und andern alten Schriftstellern *Girgiris*, aus welchem Namen unverkennbar der jetzige *Dschurdschura*, wie ihn die Araber aussprechen, entstanden ist. Auch macht bereits *Procopius* *) von einem *hellfarbigen*, *blondhaarigen* Völkerstamme Erwähnung, der zwar nicht auf dem ihm wohlbekannten *Aurasi*, wohl aber tief im Innern Numidiens wohnen solle.

Die Stämme der Kabylen sind in *Grarubat* oder Bezirke, und diese in *Dschekrahs* oder Dörfer abgetheilt. Letztere bestehen selten aus mehr als 30 *Gurbis* (Strohhütten), deren jede eine Familie bewohnt. Einige Stämme haben auch grössere Dörfer mit Häusern von Stein, ja manche, wie die

*) *De bello Vandal.* Lib. II. Cap. 13.; bei *Wagner*, II. Theil S. 57.

Stämme *Flissa* und die *Beni Abbes*, sogar Städte. Die Stämme stehen unter der Herrschaft von *Kaids*, die aber nur eine geringe Macht besitzen. Die Rechtspflege wird von den *Thalebs* (Gelehrten) verwaltet. Die grösste Verehrung geniessen auch bei den Kabylen die *Marabuts* (*Mrabat*). Dieser Orden von Heiligen ist offenbar durch den Verkehr mit den Arabern und nach der Annahme des Islam eingeführt worden. Es lässt sich von den berberischen Marabuts dasselbe wie von den arabischen sagen, nur sind sie noch fanatischer und ihr Einfluss auf das Volk ist mächtiger. Sie müssen, da sie den Koran zu erklären haben, ausser ihrer Volkssprache auch die arabische lernen.

Die Kabylen sind Ackerbauer, haben feste Wohnplätze, leben sehr mässig und besitzen bei weitem nicht so grosse Viehheerden wie die Araber. Dagegen sind sie mehr als diese in manchen Handwerken wohl erfahren, verstehen Waffen zu schmieden, Schiesspulver zu bereiten, Häuser zu bauen und falsche Münzen zu prägen. Ihre Kleidung ist immer schmutzig, zerlumpt, über alle Vorstellung armselig. Ihre *Kandura* entspricht dem arabischen Unterkleid oder Haik; die Beine sind nackt, nur um die Füsse befestigen sie zum Schutze gegen Verletzungen ein Stück Schaffell. Sie scheeren ihr Haupt und haben wenig Bart. Ihren Zügen fehlt das Edle, was die Gesichter der Araber und Mauren auszeichnet. Aus ihren sehr beweglichen

Augen blitzt Wildheit, Hass und Mordlust. Ihre Sprache ist kreischender als die der Araber und sie zeigen dabei Zähne, so weiss wie die der Schakals. Da die Kabylen ein sehr armes Volk sind und unter ihnen eben so wie bei den Arabern das Vergraben des wenigen Geldes gebräuchlich ist, wodurch mancher Sohn um das väterliche Vermögen kommt: so ist ein grosser Theil der jungen Kabylen genöthigt, in den Städten einige Jahre als Taglöhner zu arbeiten, bis sie etwa hundert *Budschus*.*) verdient haben, womit sie ein Weib nehmen und ein Gewehr kaufen können. In Algier und dessen Umgebung sind immer gegen 4000 solcher Kabylen als Taglöhner, Lastträger etc. beschäftigt. Sie schlafen dort unter freiem Himmel, leben von Wasser und ungesäuertem Brod und sparen und kargen, bis sie ungefähr die erwähnte Summe beisammen haben, worauf sie in ihre Berge zurückkehren, um dort frei und unabhängig zu leben.

Der Kabyle ist überhaupt sehr genügsam. Ein Weib, eine Hütte, eine Flinte, ein Yatagan, einige Ziegen, ein Maulthier und ein Hund — mehr bedarf er nicht, um nach seiner Art glücklich zu

*) Der *Budschu* ist eine Silbermünze, deren Werth seit 1830 durch die französische Regierung zu 1 Fr. 26 Cent. festgesetzt worden ist, und die jetzt als Münzeinheit dient. (S. *Balbi Abrégé de Géogr.* S. 1206.)

leben. Auch ist seine Lebensweise sehr einförmig. Mit Tagesanbruch betet er; arbeitet hierauf einige Stunden auf seinem Acker, streckt sich dann träge in den Sonnenschein und schaut auf das Meer und die Ebene unter ihm hinab, oder spielt auch auf einer hölzernen Pfeife eintönige Melodien. Wer ausser den angeführten Gegenständen etwa noch ein Häuschen von Stein und ein Pferd besitzt, wird für den glücklichsten aller Sterblichen gehalten. In dieses einförmige Leben bringt auf der Krieg häufige, aber wenig beneidenswerthe, Unterbrechungen. Die Kabylen führen nicht nur Krieg gegen die „Rummis“ (Christen) — wozu sich aber, da die Franzosen selten in ihre Berge kommen, wenig Gelegenheit darbietet — sondern leben auch unter sich selbst fast in beständigen, oft sehr blutigen Fehden, welche nur durch die Dazwischenkunft der Marabuts beendigt werden. Da sie als sesshaftes, Landbau treibendes Volk den Krieg sehr zu fürchten haben, so ist der Kampf der Franzosen mit den Kabylen stets länger und blutiger und der Sieg bestrittener. Die Art der Kriegführung der Kabylen ist von der arabischen darin verschieden, dass sie fast nur zu Fuss fechten und daher weit mehr auf die Vortheile des Terrains Rücksicht nehmen, welche der Araber, auf sein gutes Pferd vertrauend, nicht immer in gleichem Grade beachtet. Sie kämpfen daher am liebsten in den Bergen, wo sie als geübte Kletterer über den fran-

zösischen Soldaten grossen Vortheil haben. Wenn sie in der Ebene sich in den Kampf einlassen, so geschieht diess nur an solchen Stellen, wo sie ein gedecktes Terrain hinter sich haben und beim Rückzug sich in das Gebüsch verkriechen können. Zuweilen versammeln sie sich, durch Marabuts und Christenhass aufgereizt, in grosser Zahl, um irgend einen der schwächsten Punkte der französischen Posten anzugreifen. Bei diesen Unternehmungen sind die Kabylen fast immer von ihren Weibern begleitet, welche weit mehr Freiheit geniessen und mehr Macht über ihre Männer ausüben als die Araberinnen. Diese wilden Weiber lagern sich in geringer Entfernung von dem Kampfplatz und ermuntern die Streiter durch Geberden und Geschrei, preisen die Starken und die Tapfern und schmähen die Fliehenden.

Die Kabylen haben sich bei jeder Gelegenheit als fanatische Barbaren gezeigt, die jeden nähern freundschaftlichen Verkehr mit den Franzosen stolz abweisen. Ein sehr schlechter Zug in ihrem Charakter ist auch ihre Treulosigkeit. Wagner erzählt davon mehre Beispiele. Capitän *Rozet*, welcher die berberischen Taglöhner in *Algier* öfters besuchte, mit ihnen plauderte und ihnen auch wohl Geld gab, damit sie ihm recht viel von ihrem Land und Volk erzählten, machte ihnen im Scherz den Vorschlag, sie auf ihre Berge zu begleiten. Sie sahen einander mit ironischem Lächeln an und

schwiegen. »Mein Leben wäre bei euch wohl in Gefahr?« fragte hierauf der Offizier. »Ihr selbst würdet mir vielleicht den Kopf abschneiden?« — »Ah!« riefen sie mit einem seltsamen Ausdruck und sagten weiter kein Wort. Der Dr. *Marcillan*, ein junger und hübscher französischer Militärarzt, hatte für den Umgang mit den Arabern grosse Vorliebe, ging öfters mit ihren Scheichs in das Innere und hatte sich nie über sie zu beklagen. Als er nach *Stora* versetzt wurde, glaubte er es mit den Kabylen eben so machen zu können. Er folgte einem ihrer Scheichs, der ihn zu sich einlud, und wurde Tags darauf zwei Stunden von Stora als verstümmelte Leiche gefunden. Die unwürdigsten Schändlichkeiten schienen an ihm verübt worden zu seyn.

Die *Mauren* sind die ältesten Bewohner des westlichen Theils der Berberei. Sie kommen unter diesem Namen (*Mauri*, auch *Maurusii*) schon bei den Schriftstellern des klassischen Alterthums, *Livius*, *Plinius*, *Sallust*, so wie bei *Strabo*, vor und das Land hiess nach ihnen *Mauritanien*. Ueber ihre Abstammung giebt es verschiedene Meinungen. Nicht unwahrscheinlich ist die Hypothese derjenigen Schriftsteller, welche sie für *arabischen* Ursprungs, für Nachkommen jener Araber halten, welche laut *Leo Africanus* mehre tausend Jahre vor Mohammed schon Aegypten überschwemmten und von denen einige Schwärme weiter nach

Westen gezogen seyn mögen. *Strabo* u. A. machen auf die Aehnlichkeit der Lebensweise und der Sitten zwischen den alten Bewohnern Afrikas, z. B. den *Gatulern*, und den Arabern aufmerksam. Auch spricht, wie *Wagner* richtig bemerkt, für eine gemeinschaftliche Abstammung die Leichtigkeit, mit welcher beide Völker, die Mauren und die Araber, im VII. Jahrhunderte sich wieder vermischten oder wenigstens vereinigten und gemeinschaftlich das Reich in *Spanien* gründeten, so wie auch die Gleichheit der Sprachen beider Völker, während die von den Arabern besiegten und sogar zur Annahme des Islam gezwungenen Kabylen doch ihre eigne Sprache behielten; ferner die Uebereinstimmung verschiedener Gebräuche, z. B. die Beschneidung, welche bei den Mauren schon vor der Ankunft der Araber im VII. Jahrhunderte eingeführt war.

Die heutigen Mauren machen in Algerien etwa den zehnten Theil der ganzen Bevölkerung aus und ihre Zahl verringert sich seit 1830 immer mehr, theils durch häufige Auswanderung nach andern Barbaresken-Staaten, aus religiösen oder ökonomischen Rücksichten, theils in Folge der Zerstörung mehrer Städte und der übrigen Drangsale des Krieges, wodurch viele Mauren zur Flucht ins Innere bewogen werden, wo sie sich unter den Araberstämmen verlören und deren Lebensweise angenommen haben. Sie sind wohlgebaut, nicht

so hohen Wuchses wie die Araber, doch meistens mehr als mittlerer Grösse, dabei etwas wohlbeleibt, so dass man nur wenig magere Personen sieht. Ihre Gesichtszüge sind schön und edel, aber weniger kräftig als die der Araber. Die Hautfarbe ist bei den Kindern rein weiss und rosenroth. Bei den Männern verliert sich der rothe Anflug der Wangen; ihre Farbe ist entweder ganz weiss oder spielt etwas ins Olivenfarbige. Die Haare, welche sie sich, gleich den Arabern, scheeren und von denen nur auf dem Wirbel ein Büschel stehen bleibt, sind schwarz, eben so die Augen. Die Gesichtszüge haben etwas Mildes und Schwermüthiges und wer den Charakter dieses Volkes noch nicht kennen gelernt hat, sollte nicht glauben, dass sie an den Seeräubereien, die ehemals der Schrecken des Mittelmeeres waren, ebenfalls Antheil genommen hätten. Die Frauen zeichnen sich besonders durch eine sehr weisse Stirn, eine leicht gebogene, edel geformte Nase, regelmässigen Mund, schöne Zähne und feurigen Glanz der Augen aus.

Die Kleidung der Mauren gleicht der alten türkischen, mit dem bunten Turban, der zierlichen, mit Schnüren und Goldstickereien geschmückten Weste, den weiten Pantalons, welche nur bis an die Knie reichen, und der bunten Leibbinde. Ausserdem haben alle Mauren auch weisse oder schwarze Bernusse, wie die Araber, aber von weit feinerem, leichterem Stoffe und zierlicherer Form.

Gewöhnlich werden diese bloss über die Schultern oder den Arm geworfen, und nur bei schlechter Witterung angezogen. Die Frauen sind auf der Strasse vom Kopf bis zu den Füssen weiss gekleidet. Lange Pantalons von Musselin oder Leinwand gehen bis zu den Füssen herab; ein Haik bedeckt den übrigen Körper; um das Gesicht binden sie weisse Tücher, durch deren Lücken nur die schwarzen Augen hervorblitzen. Ganz verschieden ist die Tracht der Maurinnen im Innern der Häuser. Dort putzen sie sich buntfarbig und prächtig und tragen gewöhnlich den eigenthümlichen, thurmartigen Kopfschmuck von geflochtenem Silber, *Sarmah* genannt. Um den Leib haben sie eine Art Jacke von Seide mit kurzen Aermeln und reicher Stickerei. Dann folgt ein breiter Gürtel vom kostbarsten Stoff und weite Beinkleider, gewöhnlich von weisser Farbe, die bis an die Knie reichen und die Waden nackt lassen. Die Füsse bedecken nur Halbpantoffeln von eigenthümlicher Form und ziemlich grober Arbeit, deren Oberthell gleichwohl von grünem oder rothem Sammet und mit Goldstickereien überladen ist. Auch die Männer tragen ähnliche Pantoffeln, aber die Waden sind entblösst.

Unter allen eingebornen Völkerschaften der Berberei haben die Mauren, welche schon von alten Zeiten her die Städte und namentlich die Seehäfen bewohnten, die meisten Kenntnisse und die

mildesten Sitten. Das Erste, was dem Fremden an diesem Volke auffällt, ist seine phlegmatische Ruhe. Ein grosser Theil treibt Kramhandel. Diese sieht man den ganzen Tag mit gekreuzten Beinen vor ihren Läden sitzen, regungslos, Kaffeh schlürfend oder den Tabaksqualm aus ihren langen mit einem roththönernen Kopfe versehenen Pfeife in die Luft blasend, oder häufig, auch ohne Pfeife und ohne Kaffehschale bloss stumm, ernst, scheinbar in tiefem Sinnen verloren, vor sich hinstarrend. Es giebt mauritsche Handwerker aller Art, Schreiner, Drechsler, Uhrmacher, Schneider, Goldsticker, Waffenschmiede und besonders viel Schuhmacher. Sie arbeiten aber mit unerträglicher Langsamkeit, legen ihre Werkzeuge oft bei Seite, um ein Schälchen Kaffeh zu sich zu nehmen, betrachten dann eine Zeitlang ihre Arbeit, ehe sie wieder Hand anlegen, und schreiten zu allen ihren Verrichtungen in langsam abgemessener Bewegung.

Am aufgeräumtesten und verhältnissmässig am gesprächigsten ist der Maure im Kaffehhause. Es giebt in Algier an 60 Kaffehhäuser, die von Mauren gehalten werden. Während des Ramadans (Fastenmonats) wird in Algier auch das maurische Volkstheater, *Gharagus* genannt, nicht nur von Mauren sondern auch von andern Eingebornen und von Europäern häufig besucht. Dieses Theater befindet sich in einem der schmutzigsten Winkel der Stadt. In einem finstern Gewölbe sieht man

die meisten Zuschauer auf der Erde gekauert sitzen. Die Blicke Aller sind dem Hintergrunde zugewendet, wo, ganz ähnlich unsern chinesischen Schattenspielen, auf einer erleuchteten ölgetränkten Papierplatte die schwarzen redenden Figürchen erscheinen. Unter diesen zeichnet sich der *Gharagus* oder maurische Hanswurst durch seine riesenhafte Grösse, seine drollige Gestalt und seine derben Späße aus. Es geht hier gerade so wie auf den teutschen Puppentheatern und bei den Pulcinells im südlichen Europa. Man prügelt sich von Anfang bis zu Ende, und *Gharagus*, ein echter Beduine, ist den Held, welcher die meisten Schläge bekommt und austheilt. Es wird bald Arabisch bald Französisch gesprochen, denn der Direktor ist ein angestellter Dolmetscher, welcher, um die anwesenden Europäer nicht zu langweilen, auch französische Phrasen einmischt und französische Soldaten auftreten läßt, welche mit *Gharagus* sich zanken und herumbalgen.

Auf dem auf den Ramadan folgenden *Beiramsfeste*, einem Feste der Freude und Versöhnung, giebt der Maure, wie jeder andere Mohammedaner, auch am hellen Tage sich einer lauten Freude hin. Alle sind auf das festlichste geputzt, namentlich die Kinder. In den gold- und silbergestickten bunten Jacken und den weiten Hosen von Musselin oder Seide zeigen sich die maurischen Knaben und Jünglinge als wunderhübsche Stutzer. Die

Weiber und Mädchen sind zwar vermummt, wie immer, tummeln sich jedoch in fast eben so grosser Zahl, wie das männliche Geschlecht auf den Strassen und Plätzen, um wenigstens das Gedränge und die Spiele mit anzusehen. Die Männer fallen sich, so oft sie Bekannten begegnen, um den Hals und küssen sich gegenseitig auf die rechte Schulter. Die Europäer werden von den maurischen Knaben mit Rosenwasser bespritzt. Vor dem Thore *Bab-el-Ued* ist ein grosser freier Platz zur Belustigung der Jugend. Ein alter Türke dirigirt ein grosses Schaukelrad, das mit kleinen Muselmännern besetzt ist. Vornehmere Kinder werden in grossen bemalten Schubkarren von Negern gefahren. Doch lieben diese Kleinen weit mehr noch das Fahren in europäischen Wagen, ein Vergnügen, das vor 1830, wo man von gebahnten Landstrassen nichts wusste, ganz unbekannt war. Die französischen Spazierwagen machen während des Beirams vortreffliche Geschäfte. Sie sind stets von geputzten Mauern voll, welche sich für einen Sou eine Strecke von etwa 300 Schritten im Galopp fahren lassen und das Rasseln des Wagens durch ihr Jauchzen übertäuben.

Die *Familienfeste* der Mauren sind gleichfalls lärmender Art. *Wagner* hatte zwei Mal Gelegenheit, maurischen *Hochzeiten* in Algier beizuwohnen. Nachdem die männlichen Verwandten des Brautpaars bei dem Mufti in der Moschee gebetet,

ziehen sie, sobald die Sonne untergegangen, mit Musik und grossen Laternen nach dem Hause der Braut. Diese folgt ihnen prächtig gekleidet, aber wie gewöhnlich in die weisse Musselindecke gehüllt und von ihren weiblichen Verwandten begleitet, nach der Wohnung des Bräutigams. Vornehme Bräute legen den Weg auf Maulthieren zurück, in einer Art von Käfig, der ihre ganze Gestalt den Männerblicken verbirgt. Im Hause des Bräutigams wird sie in ein beleuchtetes Zimmer geführt, wo sie mit sämmtlichen Frauen isst, tanzt und sich spielend vergnügt. Die Männer versammeln sich in der Säulenhalle und feiern dort unter Musik und häufigem Jauchzen ebenfalls den Hochzeitschmaus. Die Häuser der Neuvermählten sind bei dieser Festlichkeit stets von einer Volksmasse umlagert und ausser den geladenen Gästen drängen sich auch viele ungebetene in den Hof, so dass derselbe von Menschen dicht angefüllt ist, welche, mit gekreuzten Beinen auf dem Marmorboden sitzend, rauchen und Kaffeh trinken. Der Schmaus selbst beginnt mit einer ungeheuren Schüssel dampfenden Kuskusus, welche sämmtliche Gäste umringen, um mit hölzernen Löffeln herauszunehmen. Bei sehr vornehmen Hochzeiten werden Fleischspeisen, gewöhnlich gebratene Hühner, in Stücke geschnitten auf den Kuskusus gelegt oder unter diesen gemengt. Diesem ersten Hauptgerichte folgt ein ge-

bratenes Lamm, welches vor den Augen der Gesellschaft in Stücke zertheilt und herumgereicht wird. Endlich kommen eingemachte und rohe Früchte aller Art, worunter vorzüglich Melonen, Datteln und Orangen. Nach dem Essen wird Kaffeh herumgereicht und dieß dauert bis früh Morgens fort. Inzwischen werden zur Unterhaltung der Gäste mancherlei Scenen aufgeführt. Erst kommen Musiker und Sänger, dann folgen die öffentlichen Tänzerinnen, deren Kunst in einem einförmigen, meist unanständigen Hin- und Herwiegen des Körpers besteht, wobei sie in der Luft einen langen Schleier oder ein seidnes Tuch schwingen und damit allerlei Figuren zu machen wissen. Nach jedem Tanz nähert sich das Mädchen dem sitzenden Zuschauer, beugt das Haupt auf ihn herab und dieser klebt ihr mit Rosenwasser oder auch Speichel eine Münze auf das Gesicht. Wenn dieß dann vollgepflastert ist, so schüttelt sie das Haupt über ihrem seidnen Tuch und läßt die Münzen hineinfallen. — Die Frauen vergnügen sich im obern Stockwerk auf eine eben so muntere Weise. Man hört öfters ihr Jubelgeschrei, welches in einem gellenden, langverhallenden, unnachahmlichen Triller besteht. Derselbe Triller ist übrigens der Ausdruck jeder Gemüthsbewegung, fröhlicher und trauriger, liebender und feindseliger Art, und man hört ihn auch von den arabischen Frauen. Zum Schluss wird die Neu-

vermählte, nach dem Brautgemach geführt und der Bräutigam von seinen väterlichen Verwandten ebenfalls dahin gebracht.

Die *Begräbnissplätze* der Mauren und der andern Mohammedaner in Algier liegen auf der Westseite der Stadt, in einer stillen und schönen Gegend. Die Gräber bilden unregelmässige Gruppen und viele kleinere, die einer gemeinschaftlichen Familie gehören, sind mit einer Mauer umgeben, deren Zutritt durch vergitterte Thore verschlossen ist. Sämmtliche Gräber, mit Ausnahme der der Marabuts und der Vornehmen, bestehen aus vier aufrecht stehenden Steinplatten in Form eines länglichen Vierecks, oben und unten etwas höher als an den Seiten. Auf den Gräbern reicher Leute sind die Platten sorgfältig eingemauert und bestehen meist aus weissem Marmor, in welchen allerlei Zierrathen, Blumen, zuweilen auch arabische Inschriften in sehr hübschen Formen eingehauen sind. In offnen Städten, wie Mascara, Tlemsen etc. pflegen die Mauren die Wohnorte ihrer Todten dicht neben denen der Lebendigen, ja oft mitten unter diese zu versetzen. Es sind diess streng geheiligte Orte und ihre Verletzung wird da, wo mohammedanische Gesetze gelten, mit dem Tode bestraft. »Die Franzosen« — sagt Wagner — »konnten die Eingebornen nicht empfindlicher kränken als durch die Verhöhnung ihrer Achtung vor den Verstorbenen, durch die Ent-

weihung ihrer Ahnenreste. Während der Belagerung von *Constantine* sah ich französische Soldaten Gräber öffnen, um an die Stelle der Leichen sich in ein trockenes Nachtquartier zu betten; es war diess bei dem Unwetter und den Leiden der Armee zu entschuldigen. Vor *Algier* aber wühlten die Soldaten die Gebeine auf, um vergrabnem Gelde nachzuspüren. . . . . Der Herzog von *Rovigo* wollte eine Landstrasse vom Thore *Bab-el-Uad* zur *Kasbah* hinauf anlegen und auf derselben Seite verschiedene öffentliche Gebäude aufführen. Die Familien-Grabstätten der Eingebornen standen im Wege. . . . Die schönen Grabsteine wurden unbarmherzig umgestürzt; Schaufel und Hacke durchwühlten und vernichteten die gemauerte Gruft, schleuderten die Gebeine heraus und streuten die Asche in die Winde. . . . . *Rovigo* verwendete zu diesen Arbeiten sogar einen Theil der eingebornen Taglöhner, welche mithelfen mussten, die Gräfte zu öffnen, die Gerippe ihrer Glaubensgenossen, oft ihrer eignen Väter und Brüder mit der Schaufel zu zerschlagen. Mit finstern Stirnen und gesenkten Häuptern waren die Mauren Zeugen dieser Scenen. Der Schrecken, durch die täglichen Hinrichtungen vermehrt, lähmte damals ihre Hände und Zungen, und sie wagten nicht einmal gegen die Zerstörung ihrer Familien-Heiligthümer zu protestiren, noch weniger an den Zerstörern sich zu rächen.«

Die *Türken* und die aus ihrer Verheurathung mit Maurinnen entstandenen Sprösslinge, die *Kuruglis* (auch *Kuloglus* genannt) sind seit der französischen Eroberung 1830, nachdem der grösste Theil der waffenfähigen Türken aus Algier verbannt wurde, nicht mehr zahlreich. Die meisten leben jetzt in *Constantine* und eine kleinere Zahl findet man noch in den Küstenstädten. Die schwer zugänglichen Gebirgsgegenden und Wüsten, z. B. das Land der Kabylen im Süden von Budschia und die dürren Steppen der arabischen Stämme südlich von Tlemsen, waren auch früher schon unabhängig von der türkischen Herrschaft gewesen.

Die Türken im Allgemeinen sind weniger hochgewachsen und knochenfest als die Araber, dagegen fleischiger als diese, wenn auch nicht so zur Fettigkeit geneigt wie die Mauren. Ihre Gesichtszüge sind schön und weit kräftiger als die maurischen; es fehlt ihnen aber das Melancholische, was diese so anziehend macht; besonders verräth das Auge mehr wilde Kühnheit und Grausamkeit als Sanftmuth und Träumerei. Die Kleidung kommt ganz mit der maurischen überein, ist aber gewöhnlich etwas bunter. Namentlich halten die *Kuruglis* viel auf eine zierliche und reiche Tracht, und einzelne haben Anzüge im Werthe von mehren tausend Francs. In Charakter, Sitten und Gebräuchen unterscheiden sich die algerischen Türken wenig von den morgenländischen. Sie sind stets, mässig,

pfen, sehr ehrlich in ihren Handelsverbindungen, wenigen fanatisch als alle ihre übrigen Glaubensgenossen und zuweilen selbst grossmüthiger Handlungen fähig. Ihre Fehler und Laster sind Trägheit, Grausamkeit und Habsucht. Die meisten Türken und Kuruglis sind vermögend und leben von ihren Renten. Ein Theil der Letztern treibt Kleinhandel mit Zuckerwaaren, wohlriechenden Essenzen, Pfeifenköpfen etc. Sie überbieten nie, lassen aber auch nicht handeln und beobachten in allen ihren Geschäften strenge Redlichkeit. Im Allgemeinen sind die Türken wenigen betrieblam als irgend eines der übrigen Völker der Berberei, in ihren Schulkenntnissen stehen sie mit den Mauren auf gleicher Stufe. Im Umgange sind die angenehm, schliessen sich gern an die Europäer an, lieben die geselligen Freuden, haben auch bereits Wein trinken gelernt und zeigen für ihre Freunde, selbst wenn diese Christen sind, grosse und aufrichtige Anhänglichkeit. Ein grosser Theil sowohl Türken als Kuruglis steht in französischen Kriegsdiensten. In *Constantine* bilden diese mehre Corps, welche eine mit den ehemaligen Janitscharen des Deys ganz ähnliche Einrichtung haben und einen Theil der mobilen Colonne bilden, welcher die Franzosen hauptsächlich ihre glücklichen Fortschritte in jener Provinz verdanken. Der Türke war von jeher allen andern Völkern der Berberei entschieden überlegen, ein geborner Herrscher, vor

dessen stolzem Auftreten, die andern Mohammedaner sich bückten. Noch jetzt, wo sie nicht mehr die Herren spielen, stehen sie unter den übrigen Städtern in Ansehen. Daher kam es auch, dass von der französischen Eroberung 12 bis 15000 Türken im ganzen Lande zerstreut, allenthalben die Ruhe erhielten.

Juden haben sich in der Berberei wahrscheinlich bereits nach der Zerstörung Jerusalems niedergelassen. Ihren eigenen Ueberlieferungen zufolge sollen jedoch die meisten erst nach dem Sturze *Granada's* gleichzeitig mit den Mauren und Arabern, und zwar zuerst 1390 an der afrikanischen Küste gelandet seyn. Unter der Regierung der fanatischen Beherrscher Spaniens vermehrten sich die Einwanderungen um so mehr, als die toleranten, maurischen Könige den Juden, wenn auch nicht gleiche Rechte mit den Muselmännern, doch freie Ausübung ihrer Religion gestatteten und ihre Sitten unangetastet liessen. Allmählich verbreiteten sie sich durch die ganze Berberei, sogar bis in die Oasen der Sahara *). Die Körperbildung der Algierer Juden ist im Allgemeinen schöner als die der europäischen. Sie haben die Grösse und den

*) Ueber die in den Gebirgen von *Marokko* unter den *Schilluh* ziemlich unabhängig lebenden Juden, die schon gleich nach der Zerstörung Jerusalems dort sich niedergelassen haben sollen, sehe man den XII. Jahrgang dieses Taschenbuches (1834), S. 89 u. f.

Wuchs der Mauren, sind aber weniger zur Fettigkeit geneigt. Besonders übertreffen die Weiber die europäischen Jüdinnen in hohem Grade an Schönheit. Sie haben als Mädchen einen schlanken, zierlichen Wuchs, eine sehr hübsche Hautfarbe und sanfte Züge; auch als Frauen behalten sie den frischen rosigen Teint bis zu einem Alter von etwa vierzig Jahren, jedoch ohne den edlen Ausdruck und den schlanken Wuchs der Jugendjahre, an dessen Stelle dann eine ziemliche Wohlbeleibtheit tritt.

Der Schnitt der Kleidung der Juden ist wie bei den Mauren, doch tragen sie Strümpfe. Die Farbe ihrer Stoffe ist immer dunkel, gewöhnlich schwarz; sogar der Turban trägt diese Trauerfarbe, die ihnen zu den Zeiten der Türkenherrschaft durch ein besonderes Gesetz auferlegt worden ist, um sie von den Mohammedanern zu unterscheiden. Die Mädchen tragen ein langes Kleid, die reichen von Seide, die armen von Wolle, ohne Aermel, auf der Brust mit Gold und Silber reich durchwirkt; nur der Oberarm ist von dem feinen weissen Musselin-Hemd umhüllt. Die Hüften umschliesst ein seidnes Tuch, welches die Körperformen sehr günstig hervortreten lässt. Die nackten Füsse stecken in gestickten Pantoffeln und um das Haupt wird ebenfalls ein seidnes Tuch gehüllt, welches die langen, reichen Haare nur theilweise verbirgt. Sehr auffallend ist der Kopfputz der verheura-

theten Frauen. Er besteht aus einer Art Mütze, *Sarmah* genannt, von zwei Fuss Höhe und aus Silberdrath geflochten, um welche ein langer, wallender Gaze-Schleier gewickelt ist, der oft über den Rücken hinab bis auf den Boden reicht. Die Gesichter der Jüdinnen sind aber stets unverhüllt, was ihnen ebenfalls durch ein früheres Gesetz geboten worden ist. Obgleich die Juden gegenwärtig völlig gleiche Rechte mit den übrigen Einwohnern geniessen und nach Gefallen leben und sich kleiden könnten, so sind doch die frühern Beschränkungen in ihre Gewohnheiten so übergegangen, dass sie noch immer fest daran halten. Nur von den jüngern Personen hat bereits eine ziemliche Anzahl die europäische Tracht angenommen.

Die Lebensweise der Juden kommt im Ganzen ziemlich mit der maurischen überein. Sie wohnen in bescheidenen Häusern von maurischer Bauart, leben von mässiger Kost, lieben den Kuskusus und den Kaffeh, und über Alles das baare Geld. Wie in allen andern Ländern verachten sie den Ackerbau, nur die unter den Kabylen in den Gebirgen der Provinz *Constantine* lebenden Juden sollen sich, nach Baude, mit Landbau und Viehzucht beschäftigen. In den Städten lebt ein Theil von verschiedenen Gewerben. Es giebt unter ihnen Schneider, Schuhmacher, Blechschmiedte, Korallenschleifer, Gold- und Silberarbeiter und besonders

geschickte Waffenschmiede. Aber für die grosse Mehrzahl ist der *Handel* die einzige Nahrungsquelle, obschon derselbe jetzt nicht mehr so viel Gewinn abwirft, als zu den Zeiten der türkischen Herrschaft. „Der stolze Türke", sagt Battle, „würde es für schimpflich gehalten haben, sich mit Geschäften zu befassen, wenn ihn der Jude an Geschicklichkeit übertraf. Er überliess ihm daher die Besorgung seiner Geldangelegenheiten, ohne ihm nachzurechnen, jedoch mit dem stillschweigenden Vorbehalt, sich bei schicklicher Gelegenheit durch Erpressungen zu entschädigen. Indessen war bei diesem Kampfe zwischen Schlauheit und Gewalt der Sieg selten auf Seiten der Letztern. Unbekümmert um die Nationalität ihrer Gebieter, haben uns die Juden ohne Bedauern die Herrschaft über Algerien ergreifen sehen, und sie betrachteten dieses Ereigniss Anfangs nur aus dem Gesichtspunkte der Vortheile, die sie daraus würden ziehen können. Sie kamen uns daher voll Dienstbeflissenheit entgegen, liessen sich zu Allem gebrauchen und hofften mit der bürgerlichen und religiösen Freiheit, die wir ihnen brachten, den Gewinn zu vereinigen, den sie unter den Janitscharen gehabt hatten. Unglücklicherweise fanden sie an den gleichzeitig aus Europa kommenden Einwanderern geschickte und thätige Mitbewerber, und das ist für sie die schlechte Seite der Er-

oberung, so dass manche unter ihnen sogar die türkische Zeit zurückwünschen.«

Die vielen aus Europa eingewanderten Speculanten übertreffen, nach Wagners Bemerkung, das Volk Israel fast noch an Habgierde und Thätigkeit; doch haben die Juden den Vortheil einer vollkommenen Kenntniss der arabischen Sprache und der einheimischen Verhältnisse voraus. »Viele Araber, welche Vieh oder Getraide zu Markte bringen, bedienen sich noch immer der Juden als Vermittler und wollen ohne ihren Beistand nicht verkaufen. Die Rührigkeit der Israeliten beginnt schon von früher Jugend auf. Täglich ist der Marktplatz Algiers voll kleiner, emsiger Juden, welche Käufern und Verkäufern ihre Dienste anbieten, bald den Dolmetscher machen, bald dem Käufer die gekauften Waaren nachtragen. Fast alle armen jüdischen Knaben sind Stiefelwichser. Viele sind auch in die Dienste der europäischen Kaufleute getreten. Alle sprechen das Französische vollkommen und einige schreiben es auch. Die allen Eingebornen geöffneten französischen Schulen werden fast nur von den Juden besucht, deren Wissbegierde, Talent und Fortschritte erstaunlich sind. Die ungemeine Emsigkeit dieses Volks contrastirt sehr mit dem Phlegma der Mauren, denen die Juden an fast allen geistigen Eigenschaften überlegen sind, nur nicht an Muth.«

Die jüdischen Mädchen heurathen gewöhnlich

in einem Alter von dreizehn bis sechzehn Jahren. Bei den Männern ist diess viel unbestimmter; manche bleiben ledig bis zum dreissigsten Jahre. Die Mädchen erhalten eine Aussteuer, und je reicher daher die Aeltern sind, desto gröser ist die Zahl der Bewerber. Den Ehevertrag macht der Rabbiner. Schon sechs Tage vor der Hochzeit beginnen die Festlichkeiten, wozu alle beiderseitigen Verwandten eingeladen werden; doch sind Männer und Weiber dabei getrennt. Am Hochzeitsabend wird die geputzte Braut von einem Haufen Verwandter und Freunde, deren jeder eine papierne Laterne trägt, abgeholt. Zwei Greise führen sie an der Hand nach des Bräutigams Hause und die Uebrigen folgen mit tollem Jubelgeschrei nach. Zu Hause spricht der Rabbiner noch ein langes Gebet; die Braut erhält aus der Hand des Bräutigams einen goldnen Ring und die Gäste setzen sich dann in die Säulenhalle, wo volle Schüsseln, Gläser und Tassen die Runde machen, während Tänzerpaare auftreten und Musik gemacht wird. Acht Tage nach der Hochzeit darf das junge Ehepaar nicht das Haus verlassen.

Bei Todesfällen herrschen sehr lächerliche Gebräuche. Alle Weiber der Verwandtschaft versammeln sich um das Bett des Verstorbenen, und heulen und schreien in kläglichen Tönen. Sie lösen einander dabei ab. Jede hat ihre bestimmte Zeit des Heulens und wann diese vorüber ist, so

wird sie ganz munter, geht ihren gewöhnlichen Verrichtungen nach und scheint gar nicht an den Trauerfall zu denken, bis wieder ihre Stunde kommt, wo sie klagen, schreien und sich die Haare ausraufen muss. Bei der Bestattung der Leiche werden unter andern seltsamen Gebräuchen mehre Goldstücke in die Ferne geschleudert, worauf die Träger sich beeilen, die in Leinwand gewickelte Leiche in die Grube zu senken und mit Erde zu bedecken. Es geschieht diess, weil der Teufel in der Nähe lauert und sich des Todten bemächtigen will. Man sucht ihn nämlich durch das Geld wegzulocken. Während er darnach läuft, ist die Leiche in ihrer letzten Wohnung angelangt und der Teufel um seine Beute betrogen. Die Gräber der Juden sind sehr schön mit Denkmählern von weissem Marmor geziert. Am dreissigsten, neunzigsten und dreihundertunddreissigsten Tage nach dem Tode begeben sich die nächsten Verwandten auf den Gottesacker, um dort den Grabstein zu küssen, zu beten und zu weinen.

Die *Neger* sind in den Küstenstädten Algeriens wenig zahlreich. *Biaude* schätzt ihre Menge auf nicht mehr als 1800, worunter zwei Drittel weiblichen Geschlechts. Die meisten stammen aus dem westlichen Sudan, von wo sie durch den Sklavenhandel zu Lande gekommen; ein Theil ist auch zu Schiffe von den Küsten Guineas nach Marokko gebracht und von dort hier eingeführt worden.

So weit die französische Herrschaft reicht, ist die Sklaverei aufgehoben, und die Neger leben bei ihren mohammedanischen Herren nur in einer Art freiwilliger Knechtschaft. Es giebt auch viel freie Neger. Ein Theil der Neger besteht aus Abkömmlingen früher hergebrachter Sklaven. *Wagner* fand die meisten, besonders die Weiber, sehr hässlich. Dunkelschwarze Neger sind sehr selten; bei den meisten spielt die Farbe ins Aschgraue, zuweilen ins Gelbe. Es giebt zwar kräftige Gestalten, mit breiter Brust und Schultern, aber Beine und Waden sind stets äusserst mager. In den Städten ist die Kleidung wie die maurische, aber in den Duars tragen die Neger Haiks und Burnusse wie die Araber. Die meisten Weiber haben das Gesicht unverhüllt.

Auch in Bezug auf Lebensweise und Sitten gleichen die Neger den Völkern, unter denen sie wohnen. Die meisten freien Neger leben von Taglohn. Die Negerinnen kochen auf öffentlichem Markt für die Taglöhner und verkaufen schlechtes, ungesäuertes Brod an die Beduinen und Mosabiten. Einige wohlhabende Neger besitzen Landhäuser und treiben Gartenbau; mehre haben auch bei den Franzosen Kriegsdienste genommen. Diejenigen, welche bei reichen Mauren oder Türken als Sklaven dienen, werden, wie dies bekanntlich auch im Morgenlande der Fall ist, grösstentheils sehr mild behandelt, sind eigentlich mehr Diener

als Leibeigene und haben durchgängig grosse Anhänglichkeit an ihre Herrschaften. Letzteres gilt namentlich von den Negerinnen, deren reiche, maurische Gebieterinnen oft ein halbes Dutzend schwarzer Sklavinnen halten. Als bei der Eroberung von *Constantine* ein Theil der Bevölkerung sich über die Felsen zu retten versuchte, da zerrissen Negerinnen ihre Kleider, um ihre Frauen damit über die Abhänge hinunter zu lassen. Mehre Mauren sind mit Negerinnen verheirathet und die aus solchen Ehen entsprossenen Mulatten geniessen alle Rechte legitimer Kinder.

In Algier giebt es, nach Baudey, eine Art von Zunft unter den Negern, welche im Jahre 1840 über 400 Personen zählte. Sie besteht fast ganz aus freien Negern, welche Handwerke treiben oder sich als Taglöhner, Lastträger, Lohnbediente etc. vermiethen und einen selbstgewählten Vorsteher haben. Diese Zunft bürgt gemeinschaftlich für alle Handlungen ihrer Mitglieder und ersetzt den Schaden, welchen eines derselben verursacht hat, mit Vorbehalt, an dem Schuldigen selbst ihren Regress zu nehmen. Der Vorstand ist zu diesem Behuf mit unbestrittener Gewalt ausgerüstet.

Unter der Bevölkerung der Stadt Algier giebt es auch einige Hundert *Mozabiten* oder *Beni-Mzab*. Der Ursprung dieses noch wenig bekannten, aber sehr merkwürdigen Volks, welches drei Oasen der Sahara bewohnt, ist noch unerforscht. Den jüdi-

schen Rabbinern zufolge sind die Mosabiten Nachkommen der in der Bibel so oft erwähnten *Moabiter* oder Abkömmlinge *Moabs*, eines Sohnes Loths. Sie sollen zu den Zeiten Josuas, als die Israeliten das Land Canaan eroberten, nach Afrika ausgewandert seyn. Die biblischen Namen *Ben-Saram*, *Ben-Elam*, *Ben-Salef* etc. kommen unter ihnen häufig vor. Ihre Sprache ist von der der Kabylen zwar verschieden, doch soll zwischen beiden eine ferne Aehnlichkeit herrschen. Der Religion nach sind sie Mohammedaner, und von Charakter ein gemüthliches und rechtliches Volk, welches sich in seinem Lande besonders mit Gartenbau beschäftigt, aber auch gewerbfleissig ist und ziemlich lebhaften Handel treibt. Die Mosabiten haben viel Kameele, auch einige Schafe, sonst aber kein Vieh. Die Jagd des Löwen, der Gazelle und des Strausses ist ihr Lieblingsvergnügen. Die meisten Straussfedern, die von Algier nach Europa ausgeführt werden, kommen aus dem Lande der Mosabiten. Die in der Stadt Algier ansässigen, welche mit ihrem Vaterland in häufigem Verkehr bleiben, besassen bis zur Franzosenzeit das ausschliessende Vorrecht der Mühlen, der Bäder und der Schlachthäuser, welches sie seit der berühmten Expedition *Karls V.* im Jahre 1541 erhalten hatten. Sie schickten damals den Türken eine beträchtliche Truppenmacht, welche zur Niederlage des teutschen Kaisers wesentlich beitrug. Die Kleidung der Mo-

sabiten ist fast ganz dieselbe, wie die arabische. Sie sind bei der ganzen Bevölkerung wegen ihres friedlichen Charakters und ruhigen Lebens sehr beliebt.

Die *europäische* Bevölkerung Algeriens besteht der Hauptmasse nach aus *Franzosen*, von welchen die meisten zur Armee gehören; ausserdem sind viel Südeuropäer, namentlich *Spanier*, von den Balearischen Inseln, *Italiäner* und *Malteser*, nebst einer Anzahl *Teutschen* eingewandert, welche Letztern sich theils als Colonisten angesiedelt, theils beim Militär Dienste genommen haben.

Baude giebt eine Uebersicht von der Stärke der europäischen *Civil*-Bevölkerung für die Jahre 1833 bis 1839, aus welcher hervorgeht, dass dieselbe während dieser Zeit fast um das Dreifache zugenommen hat. Sie bestand 1833 aus 7812 Köpfen, war aber 1839 bereits auf 23023 gestiegen. Sehr gross ist das Missverhältniss der beiden Geschlechter, welches sich durch alle diese sieben Jahre beinahe gleich geblieben ist. Während man im erst genannten Jahre 4596 Männer und 1543 Weiber zählte, gab es 1839 11948 Männer und 4655 Frauen. Die Zahl der Kinder hatte sich um das Vierfache vergrössert; sie war von 1671 (1833) auf 6420 (1839) gestiegen. — Was die Volksthümlichkeit betrifft, so zählte man 1833 3483 Franzosen, 1308 Spanier (nebst einer sehr kleinen Anzahl Portugiesen), 1213 Malteser (und Englän-

det), 1112 Italiäner (und 696 Teutsche (worunter auch einige Russen und Griechen begriffen). Im J. 1839 ergaben sich folgende Zahlen: 9526 Franzosen, 7393 Spanier, 2670 Malteser, 2369 Italiäner und 1965 Teutsche. Fast die Hälfte der Franzosen lebt in den Städten, die meisten davon in *Algier*, wo 1839 allein 6861 gezählt wurden, die die Hälfte der Europäer daselbst ausmachten. In *Bona* bilden die Malteser und in *Oran* die Spanier die Mehrzahl. Das Verhältniss der Teutschen war 1839 in Algier 791, in Oran 158, in Bona 102, in Budschia und in Mostaganem je 7. — Näheres über alle diese verschiedenen Bestandtheile der europäischen Bevölkerung Algeriens folgt weiter unten bei der Schilderung der vornehmsten Ortschaften.

Was die politische *Eintheilung* Algeriens betrifft, so zählte man zur Zeit der türkischen Herrschaft *vier Provinzen*, eine Eintheilung, welche auch jetzt noch beibehalten worden ist. Die grösste und volkreichste Provinz ist die östlichste, oder *Constantine*; auf diese folgt *Titeri*, im Süden, die unfruchtbarste und ärmste, und *Oran* oder *Masagana*, im Westen, die fruchtbarste und streitbarste Provinz. Jede dieser drei innern Provinzen hatte sonst einen *Bey* zum Oberhaupte, der das Land im Namen und unter Oberhoheit des *Deys* verwaltete. Die vierte Provinz war *Algier*, welche unter unmittelbarer Verwaltung des *Deys*

stand, und wo der *Aga* oder Kriegsminister Gewalt über Leben und Tod hatte. Der Tribut, welchen die drei Beys jährlich an den Dey entrichteten, wurde auf 250– bis 300000 Francs für *Constantine*, 100– bis 150000 für *Oran* und nur 40000 für *Titeri* geschätzt.

Die Hauptstadt *Algier* liegt an der westlichen Seite der Bay von Algier, in Form eines Amphitheaters, am Abhange eines Hügels von 372 Pariser Fuss Höhe. Die Häuser sind sämmtlich weiss angestrichen; statt der Dächer bilden Terrassen den obersten Theil. Aeussere Fenster sieht man nur an den neu aufgeführten oder französisch umgestalteten Häusern. »Die ganze Stadt« — sagt *Wagner* — »hat etwas Geisterhaftes; aber trotz ihrer pittoresken Lage, ihrer originellen Bauart und der grünen Landschaft, die sie umgiebt, überrascht sie nur und gefällt nicht. Wir Alle hatten uns so sehr auf Algier gefreut und nun standen wir« (auf dem Verdeck des von Frankreich ankommenden Dampfschiffs) »in bangem Schauen verloren, kaum wagend, eine leise Bemerkung zu wechseln. Die alten Geschichten von armen Christensklaven, die hier in Ketten am Strand zur Heimath hinüberklagten, waren mir mehr gegenwärtig, als alle neuen Grossthaten der brittischen Flotte unter *Exmouth* und der französischen Armee unter *Bourmont*, welche Letztere Europas Langmuth und verjährte Schande so glänzend gerächt

hat. Fast alle ältern und neuern Reisenden haben den Anblick *Algiers* in der Dämmerung ganz richtig mit einem Kalkstein-Bruch, einem Kreidefelsen oder einem Gletscher verglichen. In der That, bei dem einförmigen Weiss, der fast gleichen Grösse, den blanken Terrassen und der Lage auf einem steilen Abhang verschwindet Alles unter einander ohne deutliche Unterscheidung. Mit Ausnahme der *Kasbah* auf dem Gipfel des Hügels und des Hauses des Hrn. *Latour du Pin* auf dem Grossen Platze ragt kein Gebäude über das andere hinaus. Die prachtvolle Landschaft in Osten und Westen, die Lager, die Citadellen, das Kaiserfort, die wunderherrlichen maurischen Gärten mit ihren Granat- und Orangenbaum-Gruppen, einzelne gekrümmte Dattelpalmen und Cactus-Bäume, endlich die kleinen Marabut-Tempel und Marmorgräber, milderten, als Alles recht hell geworden, den ersten unangenehmen Eindruck sehr. Die Europäer gewöhnen sich überhaupt sehr schnell in Algier ein.

Die Stadt zerfällt in zwei grosse Abtheilungen. Der untere Stadttheil beginnt am Hafen und endigt bei dem ehemaligen Palast des Deys, der fast im Mittelpunkte der Stadt liegt. Hier wohnen jetzt grösstentheils Europäer in hübschen neugebauten Häusern. Die drei Hauptstrassen in diesem Quartier sind die Strasse der *Marine*, welche vom Hafen nach dem Grossen Platze führt, die Strasse

DAS THOR BAB-AZUN IN ALGIER.

Verlag von J. G. Calve in Prag.

Bab-a-Zun, welche von diesem Platze nach dem gleichnamigen Thore und der östlichen Landschaft, die Strasse *Bab-el-Uad*, welche gleichfalls vom Grossen Platze nach dem Thore Bab-el-Uad in westlicher Richtung führt. Es sind diese drei Strassen die einzigen, die befahren werden und eine solche Breite haben, dass zwei Wagen sich ausweichen können. Ein Unzahl dunkler und äusserst schmaler Gässchen, welche jetzt meistens französische Namen erhalten haben, durchschneiden jene drei Hauptstrassen fast nach allen Richtungen.

Der obere Stadttheil ist über alle Vorstellung finster, winkelig und unregelmässig. Die schmalen, selten über 4 Fuss breiten Gassen gehen so steil aufwärts, dass alte Leute, besonders bei Regenwetter und Koth, fast keinen Gebrauch davon machen können. Indessen hat die geringe Breite der Gassen ihre Vortheile. Im Sommer, wo die Sonnenstrahlen glühend vom Gestein zurückprallen, und im Winter, wo gewaltige Regenfluthen das Pflaster waschen, geht man, da bei allen Häusern der obere Stock weiter hervorragt als der untere, immer kühl und trocken durch die Stadt. Die ältern Gebäude sind sämmtlich in dem bekannten maurischen Styl aufgeführt, zwar nicht so grossartig, wie bei einigen alten maurischen Ueberresten im südlichen Spanien, aber nicht ohne gefällige und anmuthige Formen, wenigstens was das

Innere betrifft; denn von aussen sind alle diese Häuser, da sie überdiess an der Strassenseite statt der Fenster nur einige kleine vergitterte Löcher haben, grundhässlich. Eine gewölbte Vorhalle, von Säulen gestützt, führt zu einer Treppe, deren Wände mit unechtem, bunten Porzellan (*Fayenza*) ausgelegt sind, und von da in die innere viereitige Halle, die, gewöhnlich mit Marmor gepflastert und von Säulengängen umschlossen, Licht und reine Luft von oben empfängt. Viele Franzosen haben ein Glasdach anbringen lassen, wodurch zwar für Trockenheit gesorgt, aber der Halle ihre luftige Frische genommen ist. Eine andere Treppe führt nach einem obern Säulengang, der wie der untere rings um die Halle geht und an welchen sich vier Gemächer anschliessen, so dass jede Seite des Hofes ein solches Gemach enthält.

Die Häuser der Vornehmen und Reichen unterscheiden sich von denen der Armen nur durch Grösse und kostbarere innere Ausstattung. Gewöhnlich befindet sich in der Mitte der Halle ein Zwischenraum, ein Wasserbassin mit einem Springbrunnen, oder ein Bad, oder Orangenbäume, sonst aber haben alle algierischen Häuser dieselbe Einrichtung und gewöhnlich auch dieselbe Einfachheit der Geräthschaften. Einige Teppiche oder aus Palmblättern geflochtene Decken, ein paar hübsch geschnitzte, bunt bemalte und ver-

goldete Schränke, ein Spiegel und ein Tisch, öfters auch Vasen mit Rosenwasser, — diess ist fast die ganze Zimmereinrichtung. Eigentliche Küchen befinden sich nie im Hause; zur Bereitung der Speisen dient ein tragbarer eiserner Herd, der im Hofe aufgestellt wird. Eine Vorrathskammer enthält das seltsame irdene Kochgeschirr, riesenmässige Buttertöpfe u. s. w. In der Regel sind die Häuser, nur die der ganz Armen ausgenommen, reinlich gehalten. Kein Haus hat mehr als zwei Stockwerke, welche ganz gleich eingetheilt sind. Das flache Dach ist mit einer Brustwehr umgeben und dient den Bewohnern nach Sonnenuntergang zur Erholung.

Unter den merkwürdigen Gebäuden ist vor allen die *Kasbah* oder Citadelle zu nennen, von 1818 bis 1830 die Residenz des letzten Deys, welche auf dem Gipfel des Hügels, an der Spitze des von der Stadt gebildeten Dreiecks, diese beherrscht. Es ist ein sehr weitläufiges festes Schloss mit vielen Gemächern, Höfen und bombenfesten Kellern, zeichnet sich aber weder durch Schönheit noch durch Pracht aus. Das Innere ist jetzt grossentheils zerstört und die ehemaligen Gewölbe des Staatsschatzes, worin sich bis zur Ankunft des Franzosen eine Summe von 50 Mill. Franken in baarem Gelde befand, sind geleert. Gegenwärtig besteht die Kasbah nur aus Kasernen und Magazinen. Man fand 1830 fünfzig Kanonen von sehr

grossem Kaliber, von aussen grün angestrichen, die Mündung roth bemalt, die Laffetten massiv und die Räder unbeweglich. Einige davon sind nach Frankreich geschafft worden, die meisten aber stehen noch auf ihren alten Plätzen.

Bis zum Jahre 1818 bewohnten die Deys das grosse Gebäude, welches die südliche Seite des Marktplatzes bildet. Es ist das höchste und nach der Kasbah das weitläuftigste Gebäude der Stadt, enthält aber gegenwärtig ebenfalls nur Kasernen und einige Weinschenken (Cantinen).

Das s. g. *Kaiserfort* liegt ausserhalb der Stadt auf einem Hügel, 630 Fuss über dem Meere, und ist, wie alle Algierer Häuser, aus Backsteinen gebaut. Den Namen erhielt es, weil Kaiser Karl V. bei der Belagerung im J. 1541 auf diesem Hügel sein Hauptquartier hatte und mehre Befestigungen daselbst errichtete. Als die Franzosen 1830 die Stadt belagerten, flog das Kaiserfort grösstentheils in die Luft; doch blieben die äussern Mauern stehen und die innern Kasernen sind wie die Magazine wiederhergestellt worden.

Ausser der Kasbah und dem Kaiserfort bestanden sonst nur schlechte Befestigungen gegen die Landseite, die selbst bis in die letzten Jahre auch von den Franzosen vernachlässigt wurden, da von Angriffen der Araber und Kabylen in dieser Richtung nichts zu befürchten war. Dagegen ist die Seeseite im Jahre 1816, nachdem

Lord Exmouth damals bis ins Innere des Hafens eingedrungen war und die ganze untere Stadt zerstört hatte, ansehnlich befestigt worden. Der Hafen ist klein und unbequem, so dass er kaum 30 Schiffe fassen kann, dagegen selbst für Kriegsschiffe mittlerer Grösse hinreichend tief. Linienschiffe müssen eine bedeutende Strecke ausserhalb des Hafens vor Anker gehen. Ein Damm oder Molo, der sich von Westen nach Osten zieht, schützt die Schiffe gegen die Brandung des Meeres. Ueberhaupt sind die Kauffahrer im Innern des Hafens vor allen Stürmen in Sicherheit. Da aber in der Regel doppelt so viel Schiffe, als der Hafen fassen kann, vor Algier liegen, so müssen viele ausserhalb desselben bleiben, wo sie dann den Nordwest- und Nordostwinden und einer Brandung ausgesetzt sind, welche zuweilen, besonders vom Jänner bis März, eine Höhe und Gewalt erreicht, von der man in den europäischen Häfen am Mittelländischen Meere keine Vorstellung hat. Im Jänner 1835 gingen bei einer solchen Gelegenheit mehr als 30 Schiffe zu Grunde. Seit dieser Zeit hat die französische Regierung bedeutende Summen und Kräfte auf die Verlängerung des Hafendammes verwendet und dieser hat jetzt eine solche Stärke erreicht, dass die Gewalt des Wellenschlags bedeutend verringert ist.

Auch die Befestigungen des Hafens, die, wie schon erwähnt, bereits von den letzten Deys seit 1816 errichtet worden, sind von der Art, dass

selbst die stärkste Flotte eine Kühnheit, wie sie damals *Lord Exmouth* bewies, der sein Schiff so dicht an den Kai legte, dass sein Bugspriet fast die Häuser berührte, theuer bezahlen würde. Im Norden *) steht, unweit von der Landspitze *Sidi Kettani*, das von den Franzosen neugetaufte *Fort des vingt-quatre heures*, in Süden das *Fort Bab-a-Zun*. Andere Forts ziehen sich um den ganzen Busen von Algier, vom *Cap Caxines* bis zum *Cap Matifu* hin. Doch ist das *Fort Matifu* jetzt verlassen. Zwei Stunden von der Stadt liegt auf einem hohen Berge das *Lager Kuba*, dessen Geschütze weit in den Golf hineinreichen.

Unter den europäischen Gebäuden der Stadt verdient dasjenige, welches die westliche Seite des Grossen Platzes bildet und jeder Hauptstadt Europas zur Zierde gereichen würde, Erwähnung. Es ist das Wohnhaus eines reichen Offiziers, *Latour du Pin*, der es mit einem Aufwande von einer Million Francs errichtet hat. Das vom französischen Civil-Intendanten *Bresson* in der Strasse *Bab-a-Zun*, in halb maurischem halb europäischem Styl aufgeführte neue Gebäude enthält das Gymnasium (*Collège*), die Bibliothek, das Museum und den protestantischen Betsaal.

Vor der französischen Eroberung hatte Algier

*) Nach dem Plane von Algier, welcher dem 3. Bande von *Bauder* Werke beigefügt ist. *Wagner* sagt: im Westen.

10 grosse und 50 kleinere *Moscheen*, von denen man aber viele, theils um die Strassen zu erweitern oder andere Häuser an ihre Stelle zu bauen, theils weil sie durch die Auswanderung vieler Mauren und Türken unnöthig geworden, niedergerissen hat, so dass nur noch etwa die Hälfte übrig ist. Andere Moscheen haben eine von ihrem frühern Charakter völlig verschiedene Bestimmung erhalten. So ist z. B. eine zu einem Schauspielhause, eine andere zu einer Kaserne etc. umgeschaffen worden. Der schönste Bau, welchen die französische Regierung unternommen, ist die Wiederherstellung einer grossen Moschee in der Marine-Strasse, zu welcher der Herzog von *Nemours* 1836 den Grund gelegt hat. Alle Säulen und marmornen Zierrathen, die von den abgebrochenen Moscheen übrig geblieben, wurden zu diesem Bau verwendet, der eine lange Vorderseite weisser Marmorsäulen zeigt. Das Innere ist weniger grossartig. Eine lange Säulenhalle schliesst mehre Höfe ein, wo kolossale Orangen und Cypressen mit ihren unverwelklich grünen Laubflächern einen Marmor-Springbrunnen gegen die Sonnenstrahlen schützen. Der Boden der Moschee ist mit sammtnen Teppichen von verschiedenen Farben belegt. Der Eintritt in die Moscheen ist, seitdem Algier in die Gewalt der Christen gekommen, diesen nicht mehr untersagt, nur müssen sie, wie die Muselmänner, ihre Fussbekleidung vor dem Ein-

gange aussiehen. Merkwürdig ist eine ganz kleine Moschee dicht am Thore *Bab-a-Zun*, welche aber nur selten geöffnet wird. Wände, Decke und Boden sind mit Sammt und golddurchwirkter Seide reich verziert. In einer Wandvertiefung steht ein Sarkophag von Marmor. Er enthält die Asche des berühmten *Chaireddin* (oder *Barbarossa II.*), des ersten türkischen Paschas von Algier, welchen Sultan *Soliman II.* nach 1518 einsetzte, und gegen den *Karl V.* mit seiner Expedition verunglückte. Eine Menge Fahnen, von seltsamen Formen und mit funkelnden Stickereien verziert, bedecken den Sarkophag oder hangen schlaff an Stäben mit gesenktem Halbmond auf denselben herab.

Eine Moschee im obern Stadttheile, gegen das Ende der Diwan-Strasse, ist zur *katholischen Kathedral-Kirche* umgestaltet worden. Säulen von 50 Fuss Höhe stützen die Kuppel, die ihr Licht von oben durch gemalte Fensterscheiben erhält. Auf der Nordseite (?) steht der Altar; über ihm ein Madonnen-Bild, welches der Papst der Kirche geschenkt hat. Aber die arabischen Sprüche aus dem Koran sind geblieben und geben manchem frommen Christen ein Aergerniss, ungeachtet sie rein religiösen Inhalts sind. Befremdender als diese innere Ausschmückung findet *Wagner*, und wohl nicht mit Unrecht, die fast ganz militärische Einrichtung des Gottesdienstes. Muntere kriegerische

Musik rauscht durch das Gebäude. Der Schlag von *zwanzig Trommeln* donnert durch die Hallen, sobald der Sakristan die Glocke ertönen lässt. Die im Viereck vor dem Altar aufgestellten Soldaten präsentiren in demselben Augenblick auf das *laute* Commando-Wort ihres Offiziers das Gewehr, beugen zugleich das rechte Knie und neigen das Haupt zur Erde, während das Getrommel so lange fortdauert, bis das Vaterunser gebetet ist. Dann fallen die *Musikchöre* der Regimenter ein, *Opernstücke* von *Auber* und *Mayerbeer* spielend, und die bunte Menge .... strömt wieder plaudernd in den weiten Hallen, wie auf einem Spazierplatze, durch einander.

Der *protestantische* Betsaal, wie erwähnt, in dem neuen Bibliothek-Gebäude, ist ein einfaches Gemach, wo ein Katheder die Kanzel und ein Tisch den Altar vertritt. Jeden Sonntag Abends ist dort der gewöhnliche Gottesdienst nach dem calvinistischen Ritus, Gesang ohne Orgel, Predigt und alle Monate Communion. In den Jahren 1836 und 1837 waren zwei Pastoren dort zugleich Seelsorger für die Landbewohner, namentlich für das teutsche Dorf *Delli-Ibrahim*, wo viel Würtemberger wohnen.

Die Juden haben *acht Synagogen* (hier *Dschenowas* genannt), sämmtlich im untern Stadttheile. Ihre Bauart kommt der der Moscheen ziemlich nahe, nur dass die Minarets und die innern Brunnen-

höfe fehlen. Durch eine oft sehr geräumige Vorhalle tritt man in einen viereckigen Saal, der mit Teppichen oder häufiger mit Decken, aus Palmblättern geflochten, belegt ist und dessen Wände mit Fayenza bekleidet sind. In der Mitte steht eine mit verschiedenen Farben bemalte, zuweilen auch mit Schnitzwerk verzierte Kanzel für den Rabbiner. In kostbar verzierten Seitenschränken ist der auf Pergament geschriebene Text des Alten Testaments in Form einer Rolle aufbewahrt.

Von *Bildungsanstalten* ist zuvörderst das seit der französischen Eroberung errichtete *Collège* zu bemerken. Es befindet sich, wie schon gesagt, im Bibliotheks-Gebäude und hat für jede Klasse der Schäler einen eignen Saal. Letztere bestehen aus Kindern der verschiedensten Nationen, selbst von Negern. Der Unterricht wird sowohl in französischer als in arabischer Sprache ertheilt. — Schulen der *Mohammedaner* zählte man bis 1830 gegen hundert, aber in Folge der vielen Auswanderungen von Türken und Mauren haben sie sich, wie die Moscheen, vermindert und es bestehen nur noch etwa die Hälfte. Die Schüler lernen den Koran lesen, schreiben und ein wenig rechnen. Die meisten Schulen sind im obern Stadttheil, in der Kasbah-Strasse. Es sind kleine Gemächer, selten mehr als 12 Schüler fassend und während des Unterrichts offen stehend, so dass man von der Strasse aus Alles sieht und hört, was im Innern vorgeht.

Der Boden ist mit Palmdecken belegt, auf denen die Schüler barfuss, einen Halbkreis bildend, mit gekreuzten Beinen sitzen. In der Mitte steht der Lehrer mit einem Stock. Die Schüler schreiben mit Rohrfedern auf hölzernen Tafeln die Stellen des Korans, welche der Lehrer vorsagt. Einer nach dem andern rutscht auf den Knien zum Lehrer und zeigt ihm das Geschriebene; dann lesen es alle zusammen, in einem singenden Tone. Es geht ziemlich lärmend zu, aber der Lehrer verliert keinen Augenblick die Geduld und theilt nur selten Schläge aus. Die Schüler zeigen viel Aufmerksamkeit und Eifer und lassen sich so wenig durch ihren eignen Lärm als durch die Vorgänge auf der Strasse oder das Verweilen eines Zuhörers irre machen. Gewöhnlich verlassen die jungen Mauren die Schule erst im vierzehnten Jahre. Die Lehrer sind schlecht bezahlt. Das gewöhnliche Schulgeld ist 4 Rabbia-Budschus (32—33 Kreuzer) monatlich.

Christen, Juden und Mohammedaner haben ihre besondern *Gerichte*. Das von den Franzosen eingesetzte *Obergericht* (*Tribunal supérieur*) bestand 1836 aus 5 Richtern (worunter ein Jude und ein Mohammedaner) und einem Präsidenten, ist aber später auf 2 Richter und den Präsidenten, der selbst eine Stimme hat, vermindert. Es entscheidet in allen Civilsachen, nur Handelsangelegenheiten ausgenommen, welche vor das *Tribunal du com-*

merce gehören. Kleine Vergehen von Mohammedanern verübt oder Klagen zwischen Leuten dieser Religion kommen vor den *Kadi*, Streitigkeiten zwischen den Juden vor das Oberhaupt dieser Nation. Ueber peinliche Fälle entscheidet stets das Obergericht. Ausserdem besteht ein besonderes *Kriegsgericht*. Alle Verhandlungen der verschiedenen Gerichtshöfe sind öffentlich. Sehr anziehend ist die Darstellung der mohammedanischen Rechtspflege. »Zur Zeit meines Aufenthalts« — erzählt Wagner — »bekleidete die Würde des *Kadi-Maleki*« (des angesehensten weltlichen Beamten der Mohammedaner) »*Sidi-Hamet-Ben-Dschadun*, ein mild ernster Greis, der jenen orientalischen Anstand, jene Propheten-Majestät, die bei schöner Männlichkeit und malerischem Costume so wohl steht, in hohem Grade besass. Der Kadi-Maleki hält seine Gerichtssitzung in einem einfachen, bloss mit Teppichen gezierten Gemach, wo er am Ende eines länglich runden Tisches einen erhöhten Sitz einnimmt. Vor ihm ist ein in Gold gebundener Koran aufgeschlagen. An demselben Tische sitzen zu seiner Linken und Rechten die *Chodschas*, welche alle Gerichtsfälle *ad acta* nehmen, die bei Verkäufen oder andern Contracten nöthigen Documente ausfertigen und bei schwierigen Streitfragen dem Kadi auch wohl einen Rath zuflüstern. .... Kläger und Angeklagte treten, von den *Schiauschs* oder Gerichtsdienern geführt, dem Kadi

gegenüber an das untere Ende der Tafel. Sind unter den Klägern Frauen, so werden sie nicht in den Saal eingelassen, sondern sie müssen ihre Angelegenheit vom Hofe aus durch ein vergittertes Fenster vortragen. Oft sind diese Prozesse selbst für die, welche nur eine mangelhafte oder auch gar keine Kenntniss der arabischen Sprache haben, ungemein unterhaltend, besonders wenn Frauen als Klägerinnen auftreten. Ihre durch lebhafte Gesticulation unterstützte Zungenfertigkeit, der unerschütterlichen Ruhe des Kadi gegenüber, welcher Klägerinnen und Verklagte durch einander schreien lässt, ohne durch irgend eine Bewegung oder Miene Ungeduld zu zeigen, ist ein unvergleichlicher Contrast. Kein Skandal vermag den Kadi aus seiner würdevollen Haltung zu bringen. Mit gesenktem Haupte ruhig nachdenkend horcht er den kreischenden Stimmen zu, stellt dann zuweilen eine Frage, vernimmt die Zeugen, wenn es deren giebt, und fällt zuletzt sein Urtheil mit demselben berechneten, wohl abgemessenen Anstand. Immer wird sein Ausspruch ohne Appellation in demüthiger Ergebung angenommen und die Partheien küssen ihm stets vor und nach dem Urtheilsspruch die Hände. Das Urtheil wird gewöhnlich auf der Stelle vollzogen. Die Bastonnade auf die Fusssohlen ist die häufigste Strafe gegen Uebelthäter und wird von diesen dem Gefängniss vorgezogen. Es gereicht der französischen Regierung

zur Ehre, dass sie Versuche gemacht, diese barbarische Strafe abzuschaffen, aber sie fand dafür seltsamer Weise bei den Eingebornen keinen Anklang, keinen Dank, keine Unterstützung. . . . . Barbaren sehen in dieser Strafart durchaus nur den physischen Schmerz, und ist dieser überstanden, so bleibt ihr Geist nicht niedergedrückt, nicht entehrt für die Zukunft. Jeder gefallne Beamte, auch der Minister, konnte zu den Zeiten der Deys mit Schlägen bedacht werden; er trat dann ruhig wieder in das Privatleben, liess sich das Essen schmecken und fand seine Freunde nach wie vor, da keine Schande an ihm haften blieb. Vor Gefängnissstrafen hingegen schaudert der Araber, weil er seiner Familie entrissen wird, für diese nicht sorgen, in der Moschee nicht beten kann, weil er überhaupt an diese Strafart nicht gewöhnt ist. Geldstrafen sind bei dem bis ans Unglaubliche gränzenden Geize der Eingebornen vielleicht noch entsetzlicher für sie, und es wäre kaum durch unwürdige Zwangsmittel etwas von ihnen zu bekommen, denn Manche liessen sich eher das Fleisch vom Leibe schneiden, als dass sie ihre *Duros* und *Sultanis* opferten.« . . . .

Die *Bazars* von Algier, wo die fremden Kaufleute ihre Waaren ausstellen, sind im Vergleich mit denen von Constantinopel, Smyrna etc. ziemlich armselig. Der hiesige Handel war sonst, wie in allen übrigen Hauptstädten der Berberei, nie-

mals in besonderer Blüthe. Die alten Bazars sind weitläufige Häuser, zwei bis drei Stock hoch, von derselben Bauart wie die andern maurischen, nur dass sie auf jeder Seite der Säulen-Gallerie mehre von einander getrennte Gemächer haben. So oft früher ein fremder Kaufmann, Mohammedaner oder Jude, die Erlaubniss erhalten hatte, in Algier sein Quartier aufzuschlagen, miethete er im Bazar ein oder mehre Zimmer, wo er seine Waaren an den Thüren ausstellte. Seit der französischen Eroberung sind die meisten von den grössern Bazars, und gerade die schönsten und merkwürdigsten, niedergerissen und an deren Stelle Niederlagen und Kaufläden europäischer Handelsleute im Pariser Styl errichtet worden. Die Buden der eigentlichen eingebornen Händler, welche keine Basars bilden, sind klein und unansehnlich, wenig besser als viereckige Löcher, die man durch einen plumpen hölzernen Vorsatz zur Nachtzeit schliesst. Nur in der Divan-Strasse finden sich einige reichere Buden, wo die Waaren mit Geschmack, Sauberkeit und Ebenmass ausgestellt sind. Ihre Besitzer sind meist Kuruglis. Die Waaren bestehen grösstentheils in Goldstickereien, z. B. Pantoffeln, Brieftaschen, Wehrgehänge etc., meist von rothem oder grünem Sammt und alle mit schwerer Goldstickerei bedeckt, welche in der Regel mehr durch fremdartige Pracht als durch Schönheit das Auge besticht. Die übrigen Artikel sind meistens wohl-

riechende Essenzen von Rosen und Jasmin, einheimische Seidenzeuge, verschiedene aus den Fasern der Agave gewebte Gegenstände, als Jagdtaschen, Strickbeutel, Kinderschuhe etc. Es wird davon auch von Militärs und Reisenden, die nach Europa zurückkehren und ein Andenken mitnehmen wollen, Vieles eingekauft.

Es giebt jetzt in Algier auch mehre in europäischem Styl, besonders von Franzosen eingerichtete, *Gast-*, *Speise-* und *Kaffehhäuser*. Wagner kehrte im *Hôtel du Nord* ein, einem schönen, neugebauten Gasthof in der Marine-Strasse. »Man findet dort« — sagt er — »eine treffliche Pariser Küche, Speisesäle, der eine im europäischen Geschmack mit Spiegelwänden, der andere im maurischen Styl mit Säulen-Gallerien, endlich französische Aufwärter und andere Diener in afrikanischer Tracht. . . . Nur die Wohnzimmer bieten vielleicht noch nicht alle Bequemlichkeit der europäischen Einrichtung, doch geschieht auch hierin durch die zahlreichen Speculanten immer mehr. . . . Gute Gasthöfe sind ausser dem angeführten: *Hôtel de la Colonie*, *Hôtel de Lyon*, *Hôtel de Danemarc* u. a. . . . Ausser den eigentlichen Gasthöfen giebt es in Algier *Hôtels garnis*, die bloss möblirte Zimmer, aber keinen Restaurant (Speisewirth) haben. Die Miethe ist etwas theuer. Man bekommt ein gewöhnliches Zimmer kaum unter 40 bis 50 Fr. für den Monat; dagegen ist der Speisetisch auf-

fallend billig. *Im Hôtel du Nord*, dem ersten Gasthaus, bezahlt man nur 60 Fr. für den Monattisch, wobei man keine schlechtere Küche hat, als in den Restaurants des *Palais-Royal* (zu Paris). Das Leben ist für die gewöhnlichen Bedürfnisse in Algier keineswegs übermässig theuer und die bedeutende Concurrenz bei den Bauunternehmungen wird auch die Preise der Wohnungen immer mehr herunterdrücken.«

Was die *Kaffehhäuser* betrifft, so war von den zahlreichen *maurischen* schon oben die Rede. Aber auch *französische* sind sehr zahlreich. In dem bereits erwähnten Hause Latour du Pin ist eine Anstalt dieser Art, welche den besten in Paris an die Seite gesetzt werden kann. Die Einrichtung des grossen Prachtsaales an Spiegeln und andern kostbaren Ausschmückungen soll nahe an 25000 Fr. gekostet haben. Ausserdem kommen noch manche andere Kaffehhäuser den Parisern an Schönheit nahe oder gleich, z. B. das *Café d'Apollon*, *Café de l'Etoile* und das *Dessauische*. Eine übergrosse Menge von Speculanten hat sich in Algier niedergelassen, weil sich hier, wie in jedem neuen Lande, wo Alles zu gründen ist, sehr einträgliche Geschäfte machen lassen. Da es nun kaum ein leichteres, angenehmeres Handwerk giebt, als das eines Wirths oder Kaffehschenken, so wählten die meisten dieses Geschäft. Ueberdiess ist die Menge der Verzehrer aller Art sehr

bedeutend; besonders wird auf das Militär und die viel verdienenden Handwerker gerechnet. Eine Menge Offiziere, Söhne von Generalen und hohen Beamten der Kaiserzeit beziehen aus Frankreich starke Renten und führen in Algier ein höchst verschwenderisches Leben.

Zu den Vergnügungen der Eingebornen gehört das *maurische Theater*, dessen wir bereits oben gedacht haben. Von einem *französischen Theater* geschieht bei Wagner und Baude keine Erwähnung. Wilde dagegen spricht von einer *Oper*, sagt aber, sie habe ihm und seinen Reisegefährten so gänzlich missfallen, dass er die Leser mit einer Beschreibung davon verschonen wolle.

Was der neuen Regierung sehr zur Ehre gereicht, ist, dass die Gründung grosser *Krankenhäuser* eine ihrer ersten angelegentlichsten Sorgen gewesen ist. Es bestehen drei Hospitäler in Algier, eines für die Civilisten, zwei für das Militär. Die französische Regierung hatte dem Herzog von *Rovigo*, als er zum Gouverneur ernannt wurde, den schönen Sommerpalast des vormaligen Dey zu seinem Landaufenthalte angewiesen. Der Herzog überliess dieses Geschenk der Armee und errichtete dort ein Hospital, welches mehre Tausend Kranke fasst und ausser seiner schönen, gesunden Lage zweckmässig eingerichtet ist. Im innern Hofe sieht man einen Springbrunnen von rothem Marmor. Die Gänge sind theilweise mit Fayenza überzogen

und die Gallerien mit Marmorsäulen geziert. Von dem geräumigen Garten, der sich terrassenförmig über dem Meere erhebt, ist der oberste, von den Kranken-Baraken durch eine Mauer getrennte Theil noch sehr gut erhalten und mit Blumen, verschiedenen Küchengewächsen und Fruchtbäumen bepflanzt. Die Offiziere haben ein Krankenzimmer im Hause selbst und für die Genesenden einen kleinen Blumengarten. Die Unter-Offiziere und Soldaten liegen etwas tiefer in neun langen hölzernen Baraken, jede mit mehr als 100 Betten. Das Innere derselben ist im höchsten Grade reinlich. Der Boden ist mit Quadersteinen belegt und die Bettstellen sind von Eisen. Längs der Gartenmauer ziehen sich zwei schöne Bogengänge von riesenmässigen Weinstöcken zum Theil mit 5 bis 6 Pfund schweren Trauben.

Das *Civil-Krankenhaus* steht unter der Leitung eines Engländers, Dr. *Bowring*, der schon lange vor 1830 in Algier wohnte und mit Sprache und Sitten des Landes vertraut ist. Die Pflege der Kranken besorgen seit 1835 die durch den Marschall *Clauzel* aus Frankreich gebrachten *Barmherzigen Schwestern* (*Soeurs de la Charité*), welche sich zum Theil auch in *Bona* und *Oran* niedergelassen haben. Ihre Kleidung ist schwarz und weiss. Auf der Brust ruht ein hölzernes Kreuz mit dem Erlöser, aber zum Schutz gegen die afrikanische Sonne tragen sie hier einen weissen Damenhut

von ziemlich eleganter Form. Es sind Töchter von den edelsten Familien des südlichen Frankreichs, welche ihre freiwillig übernommene Pflicht — arme Mädchen zu unterrichten, Kranke und überhaupt Nothleidende zu pflegen, zu unterstützen und zu trösten, — mit jener sittlichen Würde und jenem Heldenmuthe erfüllen, den nur strenge Seelenreinheit und inbrünstiger Glaube giebt. »Oft sieht man« — heisst es bei Wagner — »diese Nonnen allein in die entlegensten Stadttheile wandern, in die schmutzigsten verrufensten Häuser dringen, hier einen Hungernden speisen, dort für einen Sterbenden Gebete sprechen. In dieser frivolen Stadt scheusslicher Laster, wo der Muselmann sein Weib fast wie eine Gefangene bewahrt, weil er keinen Glauben hat an weibliche Tugend, tritt gleichwohl bei dem Begegnen einer dieser religiösen Frauen Alles in scheuer Ehrfurcht auf die Seite. Der hochfahrende Muselmann hält sich sonst fast für erniedrigt, ein Weib zu grüssen, und gleichwohl sah ich so manchen, in Fanatismus grau gewordenen Mauren beim Anblick einer Nonne, die Hand aufs Herz legend und das Haupt ehrerbietig beugend, den Gruss hinmurmelnd, wie bei dem Begegnen seines Marabut. Es hat diese Art von Wohlthun, diese Entsagung eines heitern Lebens für einen geahnten fernen Lohn, überhaupt die ganze mysteriöse, ernstliebliche Erscheinung jener geistlichen Frauen ein Etwas, das die Fan-

tasie des Mohammedaners anspricht. Zu sündhaft, um ein solches Leben nachzuahmen; zu indolent, um auch nur zu versuchen, je nur in ähnlicher Weise das Wohlthun unter seinem Volke einzuführen; zu fanatisch, um es auch nur zu wünschen, da diese Wohlthat von Christen stammt, huldigt der Mohammedaner gleichwohl der Schönheit der Gesinnung, und gewiss ist die Mission der Barmherzigen Schwestern nach Algier eine jener Massregeln gewesen, die am ersten geeignet waren, die muselmännische Bevölkerung, namentlich die jüngere Generation, mit dem Christenthum und ihren fremden Beherrschern auszusöhnen.«

Mit Uebergehung dessen, was die Stadt Algier sonst noch Merkwürdiges in Hinsicht der Lebensweise seiner Bewohner, der Gewerbsverhältnisse etc. darbietet, so wie der Umgebungen der Stadt, worüber das Wichtigste zum Theil schon oben zerstreut mitgetheilt worden ist, wenden wir uns jetzt zu einigen andern Ortschaften, die in neuester Zeit eine besondere Wichtigkeit erlangt haben.

Von Westen nach Osten gehend kommen wir über das alte *Rusgonia* und *Dellys* nach *Budschia* (*Bugia*, *Bougie*). Diese Stadt liegt an der Mündung des *Summam* und an einer Bay, welche sich vom *Cap Carbon* (36° 46′ 54″ Br. und 2° 45′ östl. von Paris) bis zum *Cap Carvallos* (3° 13′ 15″ östl. L.) erstreckt. Diese Bay ist, wie fast alle Buchten dieser Küste, gegen Nordosten offen und hat die

Form eines Halbmondes. Die Rhede von Budschia ist tief und viel sicherer als die von Algier und Bona. Aus einer von *Prieur* aufgefundenen Inschrift geht hervor, dass Budschia das *Saldae* (oder *Salde*) der Alten gewesen. Die Stadt ist amphitheatralisch an einem Abhange des 2010 P. F. hohen Berges *Gurria* (nach Baude *Guraia*) gebaut und wird durch eine Schlucht in zwei Hälften getheilt. Die an der Stelle der alten verfallnen Mauern von den Franzosen errichteten Befestigungen bestehen in drei Forts, *Mussa*, *Kasbah* und *Abd-el-Kader*; ausserdem ist auch auf dem Gipfel des *Gurria* ein Fort errichtet, welches denselben Namen führt und die Bestimmung hat, die Bewegungen der in der Umgegend hausenden Kabylen zu beobachten. Ueberdiess ist die Stadt gegen Südosten, nach der Ebene des Summam, von mehren starken Blockhäusern vertheidigt.

Wagner erklärt *Budschia* für die elendeste Stadt Afrikas, die er gesehen. Was die französischen Kanonen bei der Eroberung 1833 nicht zerstört haben, ist von den Einwohnern bei ihrer Auswanderung und nachher von den Soldaten, die nach vergrabenen Schätzen suchten, verwüstet worden. Der Stadttheil östlich vom Hohlwege war bis 1839 gar nicht mehr bewohnt; die Häuser sind scheussliche Ruinen von dürrem Koth und zerbröckelten Backsteinen. In dem noch bewohnten westlichen Theile stehen einige neugebaute Häuser,

grossentheils von Holz, welche Krämern und Weinschenkern gehören. Die ehemaligen Moscheen sind in Militär-Magazine umgeschaffen. Das neue Hospital, am Meere, in hoher und gesunder Lage, ist eine der schönsten Anstalten dieser Art im Lande. Auch für die Offiziere der Garnison sind bequeme Wohnungen im europäischen Styl gebaut worden. Im Jahre 1833 hatte Budschia 3000 Einwohner, Mauren und Kabylen, die nach der Erstürmung sich ins Innere des Landes zurückgezogen haben. Jetzt (1839) wohnen nur noch 3 maurische Familien in der Stadt. Die Garnison ist 800 Mann stark und die Civil-Bevölkerung beträgt 302 Seelen (Franzosen, Spanier, Malteser, Italiäner und [7] Teutsche). Sie hat, mit 1835 verglichen, wo sie 741 Seelen stark war, um mehr als die Hälfte abgenommen.

Die umliegende Landschaft ist sehr schön, aber die überall lauernden Kabylen machen sie so unsicher, dass kein einzelner Mensch sich nur 500 Schritte weit vor die Thore wagen kann. Auf dem Gipfel des *Guraia* stand, nach Baude, sonst das Marabut *Sidi-Bosgri*, welches für die Mohammedaner ein so heiliger Ort war, dass den Armen und Kranken eine Wallfahrt hieher für die nach *Mekka* angerechnet wurde. Dieser Punkt wurde daher auch 1833 von den Kabylen aufs wüthendste vertheidigt. Als militärischer Platz, von wo aus das innere Land wirksam angegriffen werden könnte,

hat Budschia keine Wichtigkeit und es war daher schon zwei Mal im Vorschlage, es zu räumen. Aber *Baude* glaubt, wenn die Regierung mehr die Handels-Interessen berücksichtigen wollte, so könnte sie einen Ort von grosser Bedeutung daraus machen. Die Rhede ist von Dellys bis Dschidschelli der einzige Ladungspunkt an der Küste, und der natürliche Ausfuhrhafen für das weite Gebiet des Summam. Die Nachtheile der Windstösse, welchen die Schiffe zuweilen ausgesetzt sind, werden durch die Vortheile des trefflichen Ankergrundes aufgewogen. Ausserhalb eines für die Handelsschiffe vorbehaltenen Raumes von 60 Hektaren kann der Ankerplatz *Sidi-Yahia*, von der Spitze *Buak* bis zum Fort *Abd-el-Kader*, 4 Linienschiffe, 6 Fregatten und eine noch viel grössere Anzahl kleiner Fahrzeuge aufnehmen. Die Türken liessen ihre Flotte, die in Algier nicht sicher gewesen wäre, in *Budschia* überwintern. Auch die Sandalen (kleinen Schiffe) der Barbaresken pflegten hier eine Zuflucht zu suchen. Ueberdiess war die Stadt der Hauptmarkt für alle Erzeugnisse der umliegenden Gegend.

Von Budschia gelangt man, östlich fortgehend, über die kleinen Orte *Dschidschelli* (das *Igilgilis* der alten Römer), *Philippeville* (das erst 1839 an der Stelle des alten *Stora* gegründet worden) und *Collo* nach *Bona*, von den Arabern *Anaba*, d. h. die Stadt der Brustbeer-Bäume, und zur Römer-

zeit *Aphrodisium* genannt. Diese an der Mündung des *Seybus* gelegene Stadt gewährt mit ihrer äusserst mannichfaltigen Gegend, wo hohe Berge, nackte Felsen und üppig bewachsene Hügel, weite Ebenen und Flüsse abwechseln, einen sehr freundlichen Anblick. Aber sie hat eine ungesunde Lage und keinen Hafen. Die Schiffe ankern in der freien Bucht, eine halbe Stunde westlich von der Stadt, und flüchten sich, wenn Stürme drohen, noch zwei Lieues weiter in die etwas sicherere Nähe des s. g. Genuesischen Forts. Auch der Ankerplatz ist, nächst dem von *Mostuganem*, der schlechteste an der ganzen Küste von Algerien. Nur mit ungeheuern Kosten würde sich entweder durch den Bau eines Molo bei der Stadt, oder durch Entfernung der Sandbarre an der Seybus-Mündung ein Hafen herstellen lassen. Bona wird daher schwerlich jemals ein grosser Handelsplatz werden.

Die Stadt ist in zwei Theile geschieden. Der untere, grössere liegt auf ebenem Grunde und die Strassen sind für eine afrikanische Stadt ziemlich breit und hell. Auf dem mit Bäumen umpflanzten grossen Platz stehen jetzt grösstentheils neue, in französischem Styl, obwohl nicht für die Ewigkeit gebaute Häuser. Der obere Stadttheil bedeckt wie in Algier, doch weniger hoch und steil, den Rücken eines Hügels und hat noch ganz maurische Häuser, die sich aber mit denen in Algier weder an Grösse

noch Pracht messen können. Von den Moscheen ist nicht Eine bemerkenswerth; die grösste wurde zu einer katholischen Kirche umgestaltet. Unter den neuen von den Franzosen aufgeführten Gebäuden verdient nur das Hospital Erwähnung, welches mehre Tausend Kranke aufnehmen kann. Die Stadt hat zwei Thore, die *Porte de Constantine* und die *Porte Damrémont*. Letztere führt nach der stark befestigten Kasbah oder Citadelle, die auf einem Hügel östlich vom Meeresufer liegt. Sie ist, nachdem sie am 30. Jäner 1833 durch Entzündung des Pulver-Magazins in die Luft geflogen, wieder bewohnbar hergestellt.

Bona wurde 1832 von *Ben-Aïssa*, dem General Achmets, Beys von Constantine, ehe er es den Franzosen überliess, grösstentheils zerstört und die unglückliche Bevölkerung von mehr als 6000 Seelen musste auswandern. Im Jahr 1839 betrug die europäische Bevölkerung 3111 Köpfe, grösstentheils Malteser und Franzosen, nebst einigen Hundert Italiänern, Spaniern, Teutschen und Griechen. Die einheimische Bevölkerung war etwa 1500, grösstentheils Mauren, ausserdem Kuruglis, Türken, Neger etc. Die Malteser sind der schmutzigste Abschaum des Völkerauswurfs. Träge, ungelehrig, feige, störrisch und diebisch, vereinigen sie mit so vielen Lastern kaum eine empfehlenswerthe Eigenschaft, als etwa ihre Genügsamkeit im Essen und Trinken. Der grössere Theil lebt von Tag-

lohn, übernimmt aber nur leichte und kurze Arbeiten, um den übrigen langen Tag in den Seine faullenzen zu können. Der bessere wohlhabendere Theil treibt Kleinhandel mit allerlei Kramwaaren, Früchten, Spezereien etc. Viele sind Wirthe und Marketender, betrügen die Soldaten mit schlechten Weinen und werden ihrerseits wieder von diesen betrogen, die ihre Rechnung entweder gar nicht oder mit Schlägen bezahlen. Nicht der hundertste Theil der Malteser beschäftigt sich mit Landbau, der dagegen von den sphinischen Ansiedlern stark betrieben wird. Mit den Eingebornen stehen die Europäer in *Bona* in einem weit bessern Vernehmen als in *Algier*. Die Eingebornen der Provinz Constantine sind, mit Ausnahme der *Kabylen*, nach Wagners Beobachtung, viel zugänglicher, friedlicher, weniger fanatisch und barbarisch, als die von Algier und der westlichen Provinz. Je mehr man sich *Marokko* nähert, desto wilder und grausamer, obwohl auch tapferer und energischer, wird der Menschenschlag. Je weiter man hingegen nach *Tunis* rückt, desto mehr mildert sich und gewinnt der Charakter des Volks.

Nur eine Viertelstunde südwestlich von Bona liegen in fruchtbarer Gegend die Ruinen der altrömischen Stadt *Hippo regius*, zwischen den Flüssen *Budschimah* und *Seybus*, grösstentheils auf zwei Hügeln, die von den heutigen Arabern *Bunah* und *Garf-el-Antran* genannt werden. Die Richtung

der alten Ringmauern ist, nach *Bunde*, noch nicht vollständig aufgefunden, aber der von den Ruinen bedeckte Raum ist wenigstens 60 Hektaren gross. Es waren Theater, Paläste, Tempel und in späterer Zeit Klöster, Kirchen und öffentliche Schulen, wo Künste und Wissenschaften eben so blühten, wie damals in Italien. Hippo war bekanntlich der Bischofssitz des *heil. Augustin*. Der Trinitarier-Superior *Peter Dan*, welcher vor 200 Jahren die Regentschaft Algier bereiste *), fand noch die Ruinen des von diesem Heiligen erbauten Klosters und die Grundmauern der Kirche. *Bunde* konnte nichts mehr davon entdecken. Die vornehmsten Trümmer sind, nach *Wagner*, eine Reihe von Cisternen und etwa noch 10 Bogen einer grossen Wasserleitung, die über zwei Thäler und einen Fluss geführt war. Am linken Ufer des Seybus sieht man die Spuren eines Theaters, dessen halbkreisförmiger Umfang 330 Fuss misst. Auf dem Gipfel des höchsten der beiden Hügel erhob sich ein Palast, die Residenz der numidischen Könige, welche Hippo der reizenden Lage wegen oft besuchten. Ebenfalls am Ufer des Seybus zeigen sich, 1000 Meter von der jetzigen Mündung des-

*) *Histoire de la Barbarie et de ses Corsaires*, etc. Paris 1637 (auch eine Folio-Ausgabe 1649). Dieser Orden machte es sich bekanntlich zur Pflicht, arme Christensklaven loszukaufen.

selben, die Reste alter Kais und verrathen die Stelle des ehemaligen römischen Hafens, wo im Jahre 707 der Erbauung Roms die Flotte des *P. Sitius* lag, welche die des *Scipio* zerstörte.

»Der gegenwärtige Bischof von Algier, *Dupuch*,« — erzählt Wagner — »ein Mann, der von den gläubigen und ungläubigen Christen dieses Landes, ja selbst von den Mohammedanern, seines menschenfreundlichen Charakters und seines mildthätigen Sinnes wegen sehr verehrt wird, besuchte die Provinz Constantine im Frühling 1839 und las auf den Ruinen von *Hippo* die Messe unter freiem Himmel. Alle Malteser der Stadt *Bona* hatten sich aus Andacht, die Franzosen wohl aus Neugierde, zu der Feier eingefunden; jeder Stein war mit Zuschauern oder Betenden bedeckt. Es mag dieser Gottesdienst auf dem Schutthaufen von St. Augustins Diöcese, wo der heilige Glöckchenton, der Weihrauchduft und der lateinische Gesang eine Pause von 1400 Jahren gemacht, eine rührende Scene gewesen seyn, und der edle Prälat soll anfangs innig geweint, dann seine Bewegung meisternd, mit einer von Begeisterung erhobenen Stimme die Messe geendigt haben.«

La Calle, die schon oben bei den Nachrichten über die Korallenfischerei erwähnte alte Handelsniederlassung der Franzosen, liegt 27 Stunden östlich von Bona, von wo zwei Mal in der Woche kleine Küsten-Dampfboote hinfahren. Es ist jetzt

ein bloss von Korallenfischern bewohntes Dorf, dessen Bevölkerung im Sommer, zuweilen über 500 Köpfe beträgt, je nachdem die Korallenhändler in Europa mehr oder minder gute Geschäfte machen. Von dem alten französischen *Fort* stehen nur noch die Ruinen. Der Hafen ist enge, seicht und nur kleinen Fahrzeugen zugänglich. Südlich von La Calle liegen drei bis dicht an den Ort reichende Sümpfe, welche den hiesigen Aufenthalt sehr ungesund machen. Dennoch ist La Calle jetzt im Aufnehmen begriffen. Man hat ein schönes Hospital eingerichtet und 1839 war man auch im Begriff, eine Kapelle zu bauen und einen Geistlichen aus Italien hinzuschicken.

Constantine liegt im Innern der gleichnamigen Provinz, auf einem senkrecht abfallenden Kalkfelsen, welcher nur an der östlichen Seite durch einen Erddamm mit dem benachbarten Berge *Kudiat-Ati* in Verbindung steht, sonst aber überall als steile Mauer emporsteigt. Die Stadt hat eine merkliche Abdachung von Nordwest nach Südost. Ihr höchster Punkt, die *Kasbah*, liegt, nach Wagner 2100 (nach andern Angaben 2300) Par. Fuss über der Meeresfläche und 807 F. über dem Thalboden des Flusses *Rummel*. »Der Anblick Constantines« — sagt derselbe Schriftsteller, der 1838 die Expedition *Damrémonts* begleitete — »dürfte sich kaum mit dem von irgend einer andern Stadt der Welt vergleichen lassen. . . . . Die düstere

Stadt erinnert nicht etwa an numidische Ruinen; dazu ist die Masse zu compact, zu gleichförmig, zu wenig ausgezackt; sie gleicht eher einem Pompeji, das eben erst aus einem tausendjährigen Grabe unversehrt erstanden. Alles ist hier so wüstenstumm und Niemand würde ahnen, dass sich andere Wesen auf diesem Felsen niedergelassen als Raubvögel oder Steinböcke. Die Thoren! — möchte man über die Bewohner rufen — nur eine Viertelstunde weiter liegt das herrlichste, von Granatbäumen und Quellen schimmernde Thal. Warum nicht lieber da hinunterziehen, als wohnen auf dem geisterhaften Nebelfelsen? Aber die heutigen ziemlich barbarischen Constantiner machten es nur wie die civilisirten *Cirtenser* *), wie alle frühern Bewohner. Diese Felsen waren gewiss schon von alten Zeiten her so öde wie heute und das Rummelthal immer mild und grün. Dennoch zogen schon die Römer das mächtige Stein-Bollwerk mit Wänden, für die keine Sturmleiter hoch genug ist und in die weder der Widder noch der Achtundvierzig-Pfünder, noch die Pulvermine eine Bresche schlagen kann, dem Wohnen am Rummel vor. Die Sicherheit scheint von Alters her in diesem Lande nie gross gewesen zu seyn. *Massinissa* hatte als eingeborner König auf diesem Felsen

*) Die Stadt hiess zu der Zeit, wo sie die Residenz der numidischen Könige war, *Cirta*.

seinen Thron; die römischen Proconsuln, die Vandalen, die arabischen Emirs, endlich die türkischen Beys, residirten hier nach einander und unterwarfen von diesem unzugänglichen Thron aus das Land. Aehnliche Lagen hatten viele andere alte Städte im Innern, so das nahe *Sigus*. . . . .

Von den Algierer Gebäuden mit ihren flachen Terrassen und ihrem weissen Anstrich unterscheiden sich die Häuser von *Constantine* schon in weiter Ferne durch die kurzen spitzwinkeligen Dächer und ihre dunkelgraue Farbe. Es fällt hier, wie in allen innern Orten auf den Gebirgen und Hochebenen, im Winter weit mehr Schnee als in den Küstenstädten, und die abschüssigen Dächer sind daher sehr zweckmässig. Die Stadt hat 4 Thore: das *Bab el Kantâtah* (Brückenthor), welches über die römische Brücke nach dem Plateau El-Mansura führt, von wo aus man die ganze Stadt übersehen kann, das *Bab-el Rabbah* (Markthor), auf der Seite vom Kudiat-Ati, das *Bab-el-Dschedid* und das *Bab-el-Uad*; letztere sind zwei ganz kleine, ebenfalls nach dem Kudiat-Ati führende Thore. Die Strassen sind nicht so schmal und finster wie die im obern Stadttheile von Algier, aber noch viel schmutziger und elender, obwohl die meisten gepflastert sind. Die längste und breiteste Gasse, *Suk-el-Kolak*, führt vom Thore Bab-el-Rabbah zur Kasbah. Die meisten

andern Strassen haben französische Namen erhalten, z. B. *Rue Dauvergne*, *Rue Combes* etc.

Das merkwürdigste Gebäude ist der Palast des vormaligen Bey, welcher fast im Mittelpunkte der Stadt liegt und mit seinen Gärten, Höfen und Bädern für sich fast ein kleines Städtchen bildet. Er besteht aus zusammengereihten, die Nebengebäude an Höhe überragenden Häusern, welche aber von aussen fast durch nichts ausgezeichnet sind und in einer winkeligen Strasse liegend auch keine hübsche Vorderseite bilden. Aber das Innere überrascht durch ausserordentliche Eleganz, Marmorreichthum, Symmetrie und Sauberkeit des maurischen Baues nicht wenig. Der erste grosse Säulenhof ist ein Garten mit Orangen, Granatbäumen etc., Säulen von weissem Marmor etc. Die Wände der Gallerien bestanden aus grotesken Fresco-Malereien, wie sie sonst nirgends in Algerien gefunden werden, meist Seeschlachten und mohammedanische Städte, z. B. Konstantinopel, Kairo, Tunis, darstellend. Den zweiten Hof füllt ein schönes Bad mit einem Becken von weissem Marmor aus. Im dritten sind Springbrunnen, deren Bassin Goldfische enthält. In einem vierten Hofe befanden sich Löwen an Ketten, welche später, da ihr Unterhalt zu kostspielig wurde, auf Befehl des französischen Commandanten, bis auf einen, den der Herzog von *Nemours*, mit nach Paris nahm, getödtet wurden.

Die *Kasbah* oder Citadelle krönt den höchsten Punkt des Felsens im Nordwesten der Stadt. Sie ist mit starken Mauern umgeben, die, aus Trümmern alter zerstörter Gebäude bestehend, in einer verhältnissmässig neuern Zeit aufgeführt worden zu seyn scheinen. Ein besonders auffallendes Gebäude in der Kasbah ist eine fast unversehrte Kirche in byzantinischem Styl, welche zur Zeit der Eroberung wie die übrigen Theile der Kasbah von den Offizieren und Soldaten des Beys bewohnt war. An der Westseite führt ein furchtbarer Felsenabhang in das Thal des *Rummel* hinab, dessen 300 Fuss hoher Wassersturz in der Tiefe brüllt. Diess war der Ort, wo man noch bis in die letzte Zeit schwere Verbrecher, namentlich auch ungetreue Weiber hinabstürzte, ein uralter Brauch, der von den Römern und Vandalen auf die Mohammedaner übergegangen war.

Römische Alterthümer sind wenig vorhanden. Das wichtigste Bauwerk dieser Art ist die berühmte *Brücke*, welche über den Abgrund *El Hauah*, in dessen Tiefe der Rummel fliesst, nach der Hochebene *El Mansurah* führt. Die schon von ältern Reisenden, z. B. dem Engländer *Shaw*, erwähnten schlechten Bildhauer-Arbeiten, als Blumen, Thiergestalten etc. sind noch vorhanden, aber zum Theil nicht mehr kenntlich. Auch die Brücke ist im Jahre 1793 durch einen italiänischen Baumeister ausgebessert worden. Sie ist 310 Fuss lang und

312 Fuss hoch, und gehört also unter die höchsten Bauwerke dieser Art in der Welt. Ein anderes merkwürdiges Alterthum ist die Ruine einer Wasserleitung, aber ausserhalb der Stadt, im Thale am linken Ufer des Flusses, noch aus 6 Bögen bestehend, von denen der höchste 61½ Fuss misst.

Constantine hatte 1836 zehn grössere *Moscheen* und etwa 20 kleine Gebethäuser mit Marabut-Grübern. Nur 4 oder 5 Moscheen haben hohe weisse Thürme oder Minarets. Das Innere entspricht keineswegs ihrem Rufe und nicht Eine kommt der weissen Kuppel-Moschee auf dem Grossen Platze von Algier und noch weniger der jetzigen katholischen Kirche daselbst an äusserer Grösse oder innerer Schönheit gleich.

Die Zahl der Kaffehhäuser ist weniger gross als in Algier. Es sind lange enge Gewölbe; an beiden Seiten der Wände sieht man Reihen von gemauerten Bänken, auf welchen die Gäste in der bekannten Weise sitzen. »Wir fanden dort« — erzählt Wagner, der zugleich mit den Stürmenden in die Stadt eingedrungen war — »noch dampfende Kaffehkessel und lange Pfeifen, die kaum vergönnen waren. So hat also selbst das Bombardement und die nahe Gefahr des Sturms die Constantiner in ihren Zerstreuungen nicht gestört. Französische Soldaten füllten jetzt die Gewölbe und schlürften die orientalische Nahrung, welche gläubigen Gästen zugedacht gewesen war.«

Constantine mochte zur Zeit der französischen Eroberung unter dem Befehl des Generals *Damrémont* schwerlich mehr als 20000 Einwohner haben, worunter jedoch die unverheuratheten Soldaten des Bey nicht mit begriffen waren. Von diesen 20000 haben sich bald nachher etwa 4000 in die Städte tiefer im Innern, nach *Biskarah* und in das Gebiet von *Tunis* zurückgezogen. An 2000 mögen bei der Vertheidigung oder auf der Flucht und später in den Gebirgen durch Hunger und Elend umgekommen seyn, so dass (1839), nach Wagner, etwa 14000 Eingeborne noch in Constantine gezählt werden konnten. Diese bestanden aus beiläufig 6000 Mauren, 4000 Türken und Kuruglis, 3000 Juden und 1000 Abkömmlingen der verschiedensten afrikanischen Nationen. Die Zahl der europäischen Civil-Einwohner betrug zu Ende 1839 nicht ganz 900.

Was die Beschäftigungen der Einwohner betrifft, so sind die Juden sämmtlich Krämer, so wie auch die meisten Mauren und Kuruglis dieses Gewerbe treiben. Die Europäer beschäftigen sich mit allerlei Speculationen, welche die Bedürfnisse der französischen Truppen zum Gegenstande haben. Es sind unter ihnen ebenfalls viel Kaufleute und s. g. Cantiniers, welche mit ihren Landsleuten in Bona und Philippeville eine lebhafte Geschäftsverbindung unterhalten. Der Handel der Eingebornen war bis zur französischen Eroberung so armselig,

dass sie gerade nur ihr frugales Leben fristeten. Die Waaren bestanden in Schuhen, Sandalen, Sattelzeug, Rosenkränzen, Pfeifenköpfen, mancherlei Schmucksachen etc., so wie in Tabak und andern Spezereien; die aber bei weitem keine so reiche Auswahl boten wie die der Algierer Buden. Die Käufer waren, ausser den reichern Türken und Kuruglis, die das Gewerbe verachtend nur von ihren Einkünften als Krieger oder Capitalisten zehrten, auch die Araber der Landschaft, welche sich aber, bei ihrem entschiedenen Hass gegen allen Luxus der Städter, nur auf das Nothwendigste beschränkten. Eine andere Erwerbsquelle bestand in dem Besitz vieler Lastthiere. Fast jede Familie hatte einige Maulthiere oder Esel und brachte damit Waaren, namentlich Datteln und Thierhäute, aus dem Innern nach *Constantine* oder von hier nach *Tunis*.

Im Innern der Provinz Constantine giebt es noch einige andere bemerkenswerthe Städte, die aber *Wagner* nicht besucht hat. *Milah*, welches die Franzosen ebenfalls 1838 besetzt haben, ist ein reinlicher und hübscher Ort, nordwestlich von Constantine, unweit vom Rummel, von schönen Gärten umgeben, wo besonders der Granatbaum trefflich gedeiht. Die Bevölkerung besteht in 2000 Mauren und Kuruglis. Noch von keinem Europäer besucht und beschrieben ist *Bisharia*, im südlichsten Theile der Provinz, am *Uad-el-Kantarah*, vom

hübschen Gärten umgeben. Von den 5- bis 6000 armen, aber sehr betriebsamen Einwohnern (Kabylen) wandern jährlich einige Hundert nach Algier und Tunis, um dort, wo sie unter dem Namen *Biskris* bekannt sind, als Taglöhner zu arbeiten, kehren aber, nachdem sie sich einiges Geld erspart haben, stets in ihre Heimath zurück. Ein sehr merkwürdiger Ort ist auch die Stadt *Kolah* (oder *Kalbah*), 4 Stunden nördlich von dem berühmten Engpass Biban, auf einem sehr hohen, ringsum senkrecht abgeschnittenen Felsen gelegen. Sie ist die Hauptstadt des mächtigen *Kabylen*-Stammes der *Beni-Abbas* und die Residenz des Kaid, der sich den Titel *Sultan* beigelegt hat. Die Stadt wird für uneinnehmbar gehalten und die Türken haben auch niemals einen Versuch gemacht, sie zu erobern. Ueber die Zahl der Einwohner lauten die Aussagen sehr widersprechend.

Im Innern der Provinz *Algier* ist noch die Stadt *Belida* zu bemerken. Sie liegt am südlichen Rande der Ebene Metidscha, fast am nördlichen Fusse des Atlas, ringsum von Orangen-, Citronen-, Granaten- und andern Fruchtbäumen umgeben, so dass man von weitem nur die Minarets der Moscheen und die Flachdächer der höchsten Gebäude sieht. Vor etwa 20 Jahren war *Belida* noch eine ziemlich schöne, blühende maurische Stadt, von wohlhabenden Pflanzern und Handwerkern bewohnt. Aber seit dieser Zeit haben sie Unglücks-

fälle aller Art betroffen. Ein fürchterliches Erdbeben zerstörte die Stadt im Jahre 1825, und man sieht noch jetzt die Trümmer mehrer eingestürzten Gebäude, da die Einwohner den Vorsatz gefasst hatten, die Stadt ganz zu verlassen und unweit nördlich ein neues Belida zu gründen, was aber bald wieder unterblieb. Ausserdem waren sie auch, wegen der Nähe des Gebirges, häufigen Ueberfällen von Seiten der dort hausenden räuberischen Kabylen preisgegeben. Aber den höchsten Grad des Unglücks erreichte die Stadt seit der französischen Eroberung Algiers. Schon am 26. Nov. 1830 wurde sie, während der Marschall *Clausel* nach *Medeah* zog und hier 4 Compagnien Infanterie zurückliess, der Schauplatz eines gräulichen Gemetzels zwischen dieser Besatzung und einer Schaar sie überfallender Kabylen, wobei ausser den Streitenden selbst eine Menge Weiber, Greise und Kinder des Leben verloren. Die übrigen Bewohner folgten aus Furcht vor den Kabylen der von Medeah zurückkehrenden französischen Armee nach Algier, während zu Belida die Leichen in den verödeten Strassen morderten. Erst nach einigen Monaten bevölkerte sich die unglückliche Stadt allmählich wieder; sie ist aber noch immer wenig mehr, als ein Schutthaufen. Die Häuser wurden seit dem Erdbeben nur halb wieder aufgerichtet und man sieht ausser den Moscheen nur niedrige Steinhütten, welche innere Höfe, wie die Gebäude in Algier, übrigens

ganz den maurischen Baustyl haben. Fast jedes Haus hat einen oder zwei Läden, wo Gewürzkrämer, Eisenhändler und andere Handwerker, darunter hauptsächlich viel Schuhmacher, ihren kleinen Waarenvorrath ausbieten; aber nicht ein einziger Mann der Stadt gilt für wohlhabend. Auch Kaffehhäuser gibt es in Belida, kleine düstere Löcher, wo auf schlechten Strohmatten ärmliche zerlumpte Figuren jeden Tag einige Stunden träge und träumend rauchen und Kaffeh schlürfen. Die Bevölkerung, welche früher 6- bis 7000 Seelen betrug, ist auf 2000 herabgesunken, meist Mauren nebst einigen Türken, Kuruglis, freien Negern und Juden.

In der Provinz *Titeri* giebt es nur Eine Stadt, *Medeah*, mit etwa 4—5000 Einwohnern. Sie steht auf einem Hügel, ihre Häuser sind meist einstöckig mit einem innern Hofe, ohne Säulen, nur der ehemalige Bey-Palast hat solche. Statt der Terrassen haben die Häuser Ziegeldächer. Die Kasbah und vier Moscheen haben nichts Merkwürdiges. In der Umgegend sind einige Landhäuser und eine grosse altrömische Wasserleitung. Die Einwohner sind hauptsächlich Mosabiten, Mauren, Türken, Kuruglis und Neger.

Die Hauptstadt der westlichen, an Marokko grenzenden Provinz ist *Oran*, unter 35° 44′ 20″ Breite und 3° 2′ 28″ westl. Länge (von Paris), auf zwei flachen Hügeln, welche durch eine breite

Vertiefung, mit hübschen Gärten, von einander getrennt sind. Die *Spanier* haben bekanntlich Oran zwei Mal, zuerst von 1505 bis 1708 und dann von 1732 bis 1792 im Besitz gehabt. Daher hat auch die Stadt ein mehr spanisches als maurisches Ansehen. Der westliche Theil liegt tief am Meere und enthält die alte verfallne Kasbah, der östliche, grössere, hat eine hohe Lage mit weiter Aussicht. Hier befindet sich die neue Kasbah oder das *Château neuf*, wie es die Franzosen nennen, ein sehr ausgedehntes und stark befestigtes Werk, das aber schon die Spanier gebaut haben. Am äussersten Südende dieses Stadttheils steht das *Fort St. Andreas* mit schönen Kasernen und Brunnen, und weiter westlich das Fort *St. Philipp*. Alle diese Festungswerke sind sehr solid, aus grossen Quadersteinen gebaut. Die Strassen der Stadt sind breit, gerade und hell, die Häuser gleichförmig aufgeführt, selten mit mehr als einem Ober-Stockwerk, aber mit äussern Fenstern versehen. Man trifft fast kein Privatgebäude in rein maurischem Styl. Von den vier Moscheen haben zwei, im obern Stadttheile, sehr geschmackvolle Minarets. Dagegen ist die neue katholische Kirche ein sehr schwerfälliges Gebäude.

Die Zahl der Einwohner war, nach *Baude's* Forschungen, zur Zeit der türkischen Herrschaft auf 3000 herabgesunken. Seit der französischen Eroberung ist sie wieder gestiegen und hatte schon 1839 dieselbe Höhe wieder erreicht, auf der sie

zur Zeit der spanischen Herrschaft stand. Die Stadt hatte in dem genannten Jahre 9204 Einwohner, und zwar 4837 *Europäer*, 1603 *Mohammedaner* und 3364 *Juden*. Unter den Europäern bilden die *Spanier*, mit 2333, die Mehrzahl. Es sind *Andalusier*, welche Kramhandel und Gewerbe treiben; namentlich sind viel Schiffer und Fischer unter ihnen. Ausserdem zählte man 1342 Franzosen, 894 Italiäner, 180 Malteser und 158 Teutsche. Die mohammedanische Bevölkerung besteht aus Mauren, Karaglis, Negern und Türken. Viele Familien sind seit der französischen Besetzung der Stadt ins Innere der Provinz, zum Theil auch nach Marokko, Tunis und der Türkei ausgewandert.

Ueber die *Spanier*, die auch in Algier einen grossen Theil der Bevölkerung ausmachen, äussert sich *Wagner* in folgender Weise: »Die Spanier zeichnen sich durch einen harmlosen, ruhigen, religiösen Sinn, durch eine sehr mässige, frugale Lebensart und durch ihre Gewerbthätigkeit aus. Sie sind der Colonie besonders nützlich, weil sie in den Gewerben Lücken füllen, welche ohne ihre Anwesenheit gewiss sehr fühlbar wären. Sie sind fleissige Gemüsgärtner, Fischer, Gondeliers, Krämer und Marketender; eigentliche Handwerker giebt es wenig unter ihnen; bloss zur Schuhmacherei liefern sie einen beträchtlichen Contingent. Ihre Industrie steht übrigens auf keiner hohen

Stufe; aber da sich für die schwierigern Gewerbe und kostspieligern Etablissements *französische* und *teutsche* Unternehmer genug gefunden, so sind die *Spanier* in ihrer niedern Sphäre gerade der nothwendigste Theil der Bevölkerung. Fehlt ihnen auch in den Handwerken das nöthige Geschick, so sind sie dagegen fleissige Pflanzer und viele haben sich durch das Anlegen von Oliven-Gärten eine schöne Zukunft gegründet. In zwanzig Jahren dürfte Algier (Algerien), wenn man dort Sicherheit einführen könnte, mit den meisten Oliven pflanzenden Staaten des Mittelmeeres rivalisiren können.

Das Leben in *Oran* ist, den Erfahrungen desselben Reisenden zufolge, geräuschlos und ziemlich einförmig. Man findet im untern Stadttheile möblirte Zimmer für 30 bis 40 Franken monatlich. Im *Hôtel des bains français* war ein guter Restaurant. Kaffehhäuser giebt es in ziemlicher Zahl und von sehr hübscher Einrichtung; doch können sie, was Eleganz betrifft, mit den Anstalten dieser Art in Algier sich nicht messen. Unter den neugebauten sehr hübschen Privathäusern wird das des Rittmeisters Grafen *Lepelletier de St. Fargeau* als bemerkenswerth angeführt. Es giebt auch hübsche Waaren-Magazine in Pariser Geschmack eingerichtet, und man findet darin sowohl alle nothwendigen Manufaktur-Waaren, als auch die meisten Luxusartikel Europas. Der Handel Orans ist nur Friedenszeit nicht ganz unwichtig. Es wird

einiges Getraide nach Spanien, sehr viele Häute, etwas Schafwolle und Wachs nach andern europäischen Staaten ausgeführt.

Die Umgebung von Oran ist sehr wasserarm und gewährt nur in den Monaten, wo Regen fällt, einen schönen Anblick. Es fliesst bei der Stadt nicht einmal ein mittelmässiger Bach. Die westliche Seite ist sehr rauh und felsig. Hier thürmen sich drei von den Spaniern gebaute Forts über einander auf. Den Gipfel des Felsens Tamra krönt das Fort *Santa-Cruz*; auf dem halben Abhange steht das Fort *San-Gregorio* und fast am Fusse des Felsens, dicht am Meere, das Fort *La Mauna*. Ihr Mauerwerk ist sehr solid und selbst einer europäischen Artillerie dürfte es nicht leicht werden, diese drei spanischen Citadellen, die das Erdbeben von 1791 nicht zu Fall brachte, zu zerstören.

Dicht unter dem Felsen der drei spanischen Forts führt die neue Landstrasse nach dem Hafen *Mers-el-Kebir*. Wagner war Zeuge von den ungeheuern Anstrengungen, mit welchen der schwierige Bau derselben betrieben werden musste: »Ich sah die armen Soldaten der Disciplin-Compagnien hier arbeiten und schauderte über ihr unglückliches Loos. Zehn Stunden täglich mussten sie mit dem schwersten Eisen-Werkzeugen an diesen schattenlosen Klippen hauen, graben, wälzen. Die unerträgliche Sonnenhitze, die von der Kalkwand wider-

prallt, hatte ihren Gesichtern die Beduinenfarbe aufgedrückt. In einer trostlosen Landschaft umher sahen sie nur nackten Stein und Salzwasser und hörten nur das Wimmern (?) der Wogen und das Donnergepolter der vom Pulver berstenden Steine. . . . . So nützliche und grossartige Werke, wie diese Felsenstrasse, sichern den Franzosen den ewigen Dank aller künftigen Bewohner, und sollte Oran je wieder unter die Herrschaft der trägen Muselmänner zurückfallen, so werden auch diese sich freuen, dass die Fremdlinge ein so mächtiges Mittel der Communication hergestellt haben."

Der Hafen *Mers-el-Kebir* (der *Portus magnus* der Alten, was auch der arabische Name bedeutet) ist nach der Rhede von *Arzew* (*Arzeu*), obwohl den Winden von Nordost ausgesetzt, der beste Ankerplatz der Algierer Küste. Die Citadelle ist auf einem Dolomit-Felsen erbaut. Sie enthält geräumige Kasernen für eine Garnison von 1000 Mann, Magazine, bombenfeste Keller und Cisternen, welche während der ganzen heissen Jahreszeit ziemlich gutes Trinkwasser bieten. Obwohl das Feuer der Batterien sich mit dem der drei Felsenforts bei Oran kreuzt und die Citadelle in dieser Hinsicht eine günstige Lage hat, so wird sie doch fast ringsum von höhern Bergen beherrscht, und die Spanier hatten daher auf dem höchsten derselben einen neuen Festungsbau begonnen, den

aber die Türken nicht fortsetzten und auch die Franzosen bis jetzt nicht vollenden zu wollen scheinen.

Mostaganem, eine andere bemerkenswerthe Stadt der Provinz Oran, welche die Franzosen seit 1833 in Besitz haben, steht auf dem Plateau eines Kalkfelsens, der, eine kleine Viertelstunde vom Gestade des Meeres entfernt, sich 255 Fuss über dessen Spiegel erhebt. Die Stadt liegt unter 36° 50′ Breite und 2° 11′ westl. von Paris. Sie enthält an 5000 Einwohner, worunter 2700 Mauren, 1800 Kuruglis und Türken, 500 Juden und (1834) 148 Europäer. Zwei ungepflasterte Hauptstrassen durchschneiden die Stadt in paralleler Richtung. Die Häuser sind einstöckig, klein und im gewöhnlichen maurischen Styl gebaut. Von den 8 Moscheen haben 5 die Franzosen in Besitz genommen und die grösste in ein Hospital verwandelt. Neben der Mairie erhebt sich die schon oben erwähnte verfallne Citadelle *Bordschi-el-Mokal* (das Schloss der Stöche). Wagner fand nur ein schlechtes Wirthshaus, das von einem Italiäner gehalten wurde. Indessen fehlte es nie an frischen Lebensmitteln, die von den Arabern der Umgegend, namentlich viel Getraide, auf den Markt gebracht wurden. Spanische Handelsleute kauften dasselbe und führten es auf Booten nach dem Hafen von *Arzew*, von wo es in kleinen Schiffen nach den catalonischen Häfen geschafft

wurde. Der Getraidehandel kann, wenn *Abd-el-Kader* ganz bezwungen werden sollte, grossen Aufschwung nehmen, denn die reichen Stämme der Provinz sind im Stande, drei Viertel ihrer Aernden zu verkaufen.

Andere bemerkenswerthe Städte in der Provinz Oran, welche aber von Wagner selbst nicht besucht werden konnten, sind *Miliana*, *Tekedemt*, *El-Kallak* und *Tlemsen*.

Miliana liegt in bedeutender Höhe im Gebirge Zickar (*Dschibel-Zickar*). Die Stadt ist hübsch gebaut, hat breite Strassen und weiss angestrichene, theils bloss aus einem Erdgeschoss bestehende, theils auch mit einem Oberstockwerk versehene Häuser, welche mit Ziegeln gedeckt sind. Das Klima ist hier schon so rauh, dass Palmen- und Orangenbäume nicht mehr im Freien forkommen, daher man nur Bäume und Pflanzen der nördlichen Länder antrifft.

Tekedemt, seit 1836 die Residenz *Abd-el-Kaders*, liegt nach Wagners Karte 20 Lieues vom Meere landeinwärts, von hohen Gebirgen umgeben, in rauher Gegend, wo schon im Oktober Fröste eintreten. Die Stadt war zu Anfange des vorigen Jahrhunderts von ihren Bewohnern wegen einer Hungersnoth verlassen worden. *Abd-el-Kader* hat sie mit einer Ringmauer eingefasst und eine neue Kasbah errichtet, welche (1839) sein Pulver- und Waffen-Magazin, so wie seinen Schatz bewahrte.

Die Bevölkerung zählte damals kaum einige hundert Familien. Die umliegende Gegend ist nicht angebaut und die Lebensmittel sind, da sie aus der Entfernung einer halben Tagreise herbeigeführt werden müssen, ziemlich theuer. . . .

In *El-Kallah*, einer schmutzigen Stadt, 10 Lieues südöstlich von Mostaganem entfernt, werden viel Teppiche, Bernusse und andere Stoffe fabricirt und damit starker Handel getrieben. Die Kasbah hatte ehemals eine türkische Besatzung.

Tlemsan (auch *Tlemsen* und *Tlemcen* geschrieben), im westlichen Theile der Provinz Oran, 10 Lieues von der Mündung der Tafna landeinwärts, einst blühend und volkreich, aber 1760 wegen eines Aufstandes von den Türken fast ganz zerstört, wurde zu Anfang 1836 von den Franzosen besetzt und hatte damals 5000 Einwohner, zur Hälfte Mauren, zur Hälfte Kuruglis, welche gegenseitig in heftigster Zwietracht lebten. Die Letztern hatten den *Mesohuar*, eine grosse Citadelle, inne und wurden von *Abd-el-Kader* seit einem Jahre belagert, als die Franzosen kamen, sie zu befreien. Der fortgesetzte Krieg hat die Stadt neuerdings verwüstet. Die Umgegend wird als wunderschön geschildert. Die Stadt liegt auf einer Hochebene, an deren Südseite sich eine weite, vortrefflich angebaute flache Gegend ausdehnt. Die terrassenartig emporsteigenden Hügel sind mit den schönsten Gewächsen bedeckt; es giebt z. B. hier die

grössten Oliven-Bäume des Landes, fast so hoch und ästreich wie die teutschen Buchen. Nach dem bekannten, an der Tafna vom General *Bugeaud* mit *Abd-el-Kader* geschlossenen Vertrage war die Stadt in den Besitz des Letztern gekommen und die Kuruglis hatten sie gänzlich geräumt.

Im Süden der Provinz Constantine, in der Sahara, zwischen 32° und 33° Breite, liegt die von Beduinen bewohnte Oase *Tuggurt*, mit der gleichnamigen Stadt. Letztere ist mit einer guten Ringmauer umgeben und die Umgegend kann im Fall eines feindlichen Angriffs nach allen Seiten unter Wasser gesetzt werden. *Pellissier* sagt, die Stadt sei so stark bevölkert wie Constantine, aber genauere Nachrichten, die *Wagner* von Scheichs der Sahara darüber einzog, schilderten Tuggurt wenig grösser als Belida. Das Oberhaupt dieses Staats nennt sich *Sultan* und soll einen bedeutenden Schatz aufgehäuft haben.

Neun arabische Tagmärsche südlich von Tekedemt liegt in der Sahara, zwischen 33° und 34° Breite, der Staat *Ain-Maadi*, mit der Stadt gleiches Namens. Letztere hat nach Angaben von Renegaten und Eingebornen etwa 300 Häuser, nebst einer Vorstadt von 80 Häusern. Ihre breite und sehr feste, mit Thürmen versehene Ringmauer hielt 1838 eine heftige Belagerung von *Abd-el-Kader* aus. Die Bewohner sind Araber und einige Juden.

Ghardaia, die Hauptstadt der *Mosabiten*, liegt 40 Wegmärsche südlich von Médeah, an den Ufern des *Wad-el-Biad* (Weissen Stromes), hat hübsche Häuser, breite Strassen und 15000 gewerbfleissige Einwohner. Es giebt dort noch einige andere Oasen, mit kleinen Städten von 2- bis 4000 Einwohnern.

III.

REISE VON GOTHENBURG NACH STOCKHOLM AUF DEM GÖTHA-KANAL.

Nach Victor de Nouvion.

Wir entlehnen die folgenden Nachrichten über die unter dem Namen des *Götha-Kanals* bekannte grossartige Wasserverbindung im Innern von Schweden aus dem Bruchstücke einer Reise, welche der Franzose *Victor de Nouvion* *), im Frühling 1841 von *Gothenburg* nach *Stockholm* mittelst einer Dampfschiffahrt auf diesem Kanal gemacht hat. Der Name Götha-Kanal, welcher jetzt die Gesammtheit aller Arbeiten begreift, die zum Behuf einer innern zusammenhangenden Schiffahrt zwi-

*) *Nouvelles Annales des Voyages*, 1841, Juni- und Augustheft.

schen den oben genannten Städten ausgeführt worden, beschränkte sich ursprünglich nur auf die Strecke vom *Wener-See* bis zum *See Ostersjön*, während die Dämme und Schleussen diesseits vom Wener-See, um den Lauf der *Götha-Elf* schiffbar zu machen, der *Trolhätta-Kanal* genannt wurden. Andere Abtheilungen führten die Namen *Karlsgraben, Södertelge-Kanal* u. s. w. Eine geschichtliche Uebersicht dieser Arbeiten folgt unten, am Schluss dieses Aufsatzes. Lassen wir nun den Verfasser selbst reden.

»Es sind beinahe neun Jahre (26. Sept. 1832), als zum ersten Male die von Gothenburg und Stockholm abgegangenen Schiffe der schwedischen Marine sich in der Nähe von *Söderköping* (an der Mündung des Götha-Kanals in die Ostsee) begegneten, und in Gegenwart des Königs mit hundert Kanonensalven die feierliche Einweihung des Kanals vollzogen. Seit dieser Zeit wehen im Innern von Schweden die Flaggen aller Nationen. Der Handel hat nicht gesäumt, sich dieses Weges zu bemächtigen, um seine Schiffe in das Herz der Provinzen zu führen, aus denen er die wichtigsten Erzeugnisse des Landes, namentlich Kupfer, Eisen und Holz bezieht. Aber noch Niemand hat es unternommen, eine Beschreibung dieser ausserordentlichen Arbeit zu entwerfen. Die meisten neuern Reisenden beschränken sich auf die Angabe, dass ein Kanal, der der Götha-Kanal heisst, vor-

handen sei. Die mehr durch Witz als genaue und gründliche Beobachtungen sich auszeichnenden *Lettres sur le Nord* *) sagen nicht ein Wort davon. Man kennt in Frankreich alle Kunstwerke Italiens, alle Moscheen und Ruinen des Orients, alle Hohlwege und Saumpfade der Schweiz; man hört oder liest voll Erstaunen die Beschreibungen davon, und Jeder läuft hin, die Dinge mit eignen Augen zu beschauen. Erzählt man aber diesen Leuten, dass es jenseits des Baltischen Meeres, in jenen eisigen Ländern, von wo einst die Barbarei hervorbrach, um das Abendland zu verschlingen, ein Werk giebt, nicht minder bewunderungswürdig als alle jene Reste des Alterthums, eine eben so wilde und mannichfaltige Natur wie die der Alpen, eine Menschenrasse von schönern Formen, reinerer Gesinnung und mehr altväterlichen Sitten als die Engländer oder Neapolitaner: so erhält man kaum ein ungläubiges Lächeln zur Antwort. Und während in den Ländern, die unsere jährlichen Lustwanderungen bereichern, habsüchtige Wirthe uns schändlich schinden, der Anblick eines Gemäldes, eines alten Mauer, mit Gold erkauft werden muss, oder auf der Landstrasse die Koffer und Mantel-

*) Der Verfasser meint die von *Marmier* zu Paris 1840 in 2 Bänden erschienenen *Lettres sur le Nord, Danemarc, Suède, Norvège, Laponie et Spitzberg.* Man sehe über diese Reise den Jahrgang 1839 unsers Taschenbuchs, S. XXII. u. f.

säcke vom Reisewagen gestohlen werden, empfangen uns die Schweden mit offenen Armen, uneigennützigen Gastfreundschaft und ihrer Auszeichnung, sind unsere Begleiter und Führer. Keine Lazaroni oder Bettler treten uns in den Weg; keine Räuber fallen uns an. Man kann überall, zu jeder Zeit und Stunde allein umhergehen, und verirrt man sich des Nachts in einem Walde, oder können wir in einer öden Gegend vor Ermattung unsere Wanderung nicht fortsetzen, so brauchen wir nur in die nächste beste Fischer- oder Köhlerhütte zu treten, und wir finden einen ehrlichen Mann, einen Freund [illegible], der uns mit Vergnügen sein schlechtes Nachtlager abtritt und ein Stück *Knäckebröd* **) anbietet.

Es war zehn Uhr Vormittags, als der *Daniel Thunberg*, an dessen Bord ich mich eingeschifft hatte, den Hafen von Gothenburg verliess. Wir durchschnitten in nordöstlicher Richtung das grosse Becken, welches der Göthi-Elf Gothenburg gegenüber bildet. Bald hatten wir die Stadt hinter den zwei grossen bergähnlichen Hafendämmen, die sie verbergen, aus dem Gesichte verloren. Das Becken

*) „ma admirateur des Français" — setzt der Verf. hinzu, was wohl nicht allgemein unter den Fischern und Kohlenbrennern der Fall seyn wird.

**) Ein trockenes Gebäck aus Gerstem- oder Roggenmehl, mit Anis vermischt.

scheint an dieser Stelle ein runder Gebirgssee zu seyn, aber in dem Maasse, als man weiter fährt, dehnt er sich mehr in die Länge aus und wird immer schmaler, bis die Ufer einander parallel gegenüber treten. Das Bett des Götha-Elf öffnet sich und das Schiff fährt, den Krümmungen des Flusses folgend, nordwärts. Die bald hügeligen bald flachen Ufer zu beiden Seiten bilden mit ihrem grünen Rasen, mit zahlreichen in den Einbuchten versteckten Hütten, Dörfern und Maiereien das herrlichste Landschaftsgemälde. Mitten im Flusse erscheint, an der Spitze des durch die Ablösung des *Nordre-Elf* gebildeten Delta's, auf einer Insel die alte Festung *Bohus*, sich mit ihrem halb verwitterten schwarzen Thurm stolz auf einer Granitböschung emporhebend. Sie sticht mit ihren von Schiessscharten durchbohrten, zum Theil verfallenen und mit gelben Flechten bedeckten Mauern in ernster Weise gegen die ruhige, sie umgebende Landschaft ab. Man könnte sie ein aus der Vergangenheit unter die Wirklichkeiten des Tages heraufbeschwornes Gespenst heissen. Noch im Jahre 1788 war diese Festung ein wichtiger militärischer Posten, fiel aber damals während der Invasion, welche an den Thoren Gothenburgs die glückliche Verwegenheit *Gustavs III.* aufhielt, in die Hände der Dänen.«

»Ueber diese Insel hinaus erweitert und vervollkommnet sich das Gemälde. Die Hügel des

rechten Ufers bekleiden sich mit schwarzen Tannen und andern Gewächsen, während am linken kahle Felsen emporstarren. Das Schiff fährt zwischen anmuthig beschatteten Inseln hin; auf den Wiesen führen zunächst am Flusse weiden Rinder, Schafe und Pferde. Ein zierlicher Glockenthurm erscheint und verschwindet abwechselnd zwischen den Anhöhen; es ist *Kongelf*, ehemals eine Stadt ersten Ranges, jetzt ein Dorf und eben so verfallen wie Bohus. Weiter stromaufwärts wird Alles grün. Die Felsen verschwinden unter der Pflanzendecke; die mit Wäldern bedeckten Hügel steigen hinter einander in abgerundeten Kuppeln empor. Tausende von kleinen rothen mit weissen Fensterschirmen versehenen Häuschen schmücken die Fluren wie eben so viele Blumen. Die Gebüsche werden dichter und frischer, die Heerden lebhafter und muthiger und den auf dem Grase hingestreckte Hirt erfüllt die Lüfte mit den rauhen Tönen seines *Lur* *). Ueberall sieht und hört man auf den Feldern, Wiesen, Strassen und in Wäldern die rege Geschäftigkeit des Landvolks.«

»So ist man denn, 5 schwedische Meilen (etwas mehr als 12 österr.) aufwärts von Gothenburg nach dem hübschen Dorfe *Lilla-Edet* gekommen,

*) Ein aus Birkenrinde gemachtes Tonwerkzeug, welches die schwedischen Hirten, wie die Schweizer ihr Alpenhorn, zum Zusammenrufen der Heerden gebrauchen.

wo man die zwei ersten Schleusen antrifft. Diese sind, nach der in Holland gebräuchlichen Art, von Ziegeln gebaut. Ihre Dimensionen sind, wie bei allen übrigen des Kanals, nicht überall dieselben, jedoch nirgends weniger als 120 Fuss lang und 22 Fuss breit. Die mittlere Tiefe ist 9 Fuss. Sie können daher beträchlich grosse Handelsfahrzeuge und auch kleinere Kriegsschiffe aufnehmen. Die Schleusen bei Lilla-Edet liegen am rechten Ufer des Götha-Elf, dessen Fall hier mehre Sägmühlen in Bewegung setzt. Beim Austritt aus diesen Schleusen gelangt man in das Bett des Flusses. Das Schiff macht nun etwa zwei Meilen weit eine wahre Lustfahrt durch einen mit allen Reizen der Vegetation geschmückten Garten. . . . . Die Luft war lau, der Himmel klar und dunkel; die Sonne vergoldete, sich zum Untergange neigend, die Wipfel der Bäume und die Umrisse der Hügel erglänzten vom herrlichsten Purpur. Es war eine selige Stunde! Auf dem Verdecke hingestreckt und diese berauschende Poesie einschlürfend, schien mir jedes Geräusch, jede Bewegung im Angesichte dieser prachtvollen Natur eine Todsünde. Ich hätte die Rauchwolken, welche diese Reinheit des Aethers besudelten, das Zischen des Dampfes und das Rauschen des Wassers unter den Rädern ersticken mögen!« . . . .

»Aber man sei ein Dichter an Bord eines Dampfboots! Ein Kanonenschuss, von dem grellen

Seufzen der Maschine begleitet, störte mich auf, und in wenig Minuten befanden wir uns in der Schleuse von *Akerström*. Das Flussbett ist von hier an enger gemacht worden, indem man auf der einen Seite einen gemauerten Damm aufgeführt hat. Sobald das Schiff die Schleuse verlassen, richtet es seinen Lauf gegen eine Oeffnung im Gebirge, welche eine leichte Durchfahrt darzubieten scheint. Aber plötzlich wendet es sich rechts und betritt einen künstlichen Kanal, wo sich das erhabenste Schauspiel dem überraschten Auge darbietet. Kaum hat nämlich das Schiff seine Richtung verändert, als es mit dem Vordertheil den Fuss eines Granitberges berührt. Zugleich ertönt, gleichsam als Nothzeichen, ein Kanonenschuss, und wenn das hundertfache Echo desselben verhallt ist, hört man das unheimliche Rieseln des Wassers, welches durch die Spalten der es zurückhaltenden Thüren dringt. Man blickt umher und glaubt sich in einem Schlunde ohne Ausgang zu befinden; selbst der Weg, auf dem man hergekommen, scheint rückwärts wieder verschlossen worden zu seyn. Man blickt empor und misst mit den Augen die steilen von schwarzen Tannen bedeckten Felswände, zehn Mal höher als der Mast des Schiffes. Ringsum ist Alles dunkel und kalt. Vergebens fragt man, wo der Berg sich öffnen und einen freien Ausgang darbieten werde. Die erschreckende Unbeweglichkeit der Dinge scheint mit bittern

Hohne zu antworten. Das zischend aus den Spalten dringende Wasser droht auf uns bereinzubrechen; halb entwurzelte Baumstämme können im nächsten Augenblicke auf unsere Köpfe herabrollen, ein das Gleichgewicht verlierender Felsblock kann uns zerschmettern. Aber das Fahrzeug spottet dieser Aengstlichkeit und beginnt sich langsam zu erheben.«

»Wenn man zum ersten Male Zeuge eines solchen Schauspieles ist, besonders, wie es bei mir der Fall war, zu einer Zeit, wo das Ganze nur von dem matten Scheine der Dämmerung beleuchtet wird, so ist es schwer, sich eines Augenblickes peinlicher Unruhe zu erwehren. Dort oben, in einer Höhe von 150 Fuss, auf einer von Hügeln umschlossenen Hochebene, wogen die Wasser eines unermesslichen Sees, zu dem das Schiff emporsteigen soll. Aber wo ist die Kraft, die diese ungeheure Last an der senkrechten Felswand hinaufsiehen, wo der Zauberer, der dieses Wunder vollbringen wird? — Frage dich lieber, welches Hinderniss der Macht des Menschen widerstehen kann, wenn seine Kräfte mit Einsicht geleitet und mit Beharrlichkeit auf ihr Ziel gerichtet werden.«

»Und nun siehe! der mit Nachdruck angegriffene Fels hat sein Inneres entblössen und sich zu geraden Wänden gestalten lassen müssen. Ungeheure Stufen sind eine über der andern ausgehauen worden und haben ihn zu einer Riesentreppe umgeschaffen. Neun an einander hangende, durch

eiserne Thüren gesperrte Schleusen bilden eben so viele Becken, die das Schiff aufzunehmen bereit sind. Das auf der Höhe gefangen gehaltene Wasser erwartet nur ein Wort des Befehls, um das Fahrzeug in der Tiefe selbst aufzusuchen. Langsam steigt dieses empor, man folgt ihm von Stufe zu Stufe, von einem Stockwerk zum andern, und sieht es, einem Adlerneste gleich, an einem unzugänglichen Felsenvorsprunge über dem Abgrunde hangen. Bald verschwindet sein Bauch in den Vertiefungen der Schleuse und man erblickt nur noch die Masten, mitten unter den kahlen Wipfeln der Tannen oder einzeln emporstehend, wie die Stangen, die auf den Eisbergen der Schweiz als Wegweiser aufgerichtet sind. Bald erhebt es sich bis zum Niveau der Erhöhungen und Vertiefungen des Granits und man glaubt, es sitze für alle Ewigkeit unbeweglich inmitten eines während eines Sturmes versteinerten Meeres. Endlich nach einem Verlaufe von zwei Stunden erblickt man das Schiff auf dem Gipfel des Berges, wo es siegreich seine Segel entfaltet und wie eine Erscheinung durch die Wolken hinschwebt.«

»Um das Wunderbare dieses Schauspiels vollständig zu geniessen, muss man es vom Ufer aus betrachten. Gleich beim ersten Anhaltsplatze wird ein Bret vom Schiffe aus ans Ufer geworfen und der Reisende geht ans Land, wo er auf einem mit den Schleusen gleichlaufenden Pfade nach Gefallen

dem Schiffe folgen oder ihm vorauseilen kann. Dieser Fusssteig ist, wie alles Uebrige, gleichfalls in den Felsen gehauen und besteht aus einer Reihe von Platformen und Stufen. Auf der Seite wo die Schleusen sind, hat er eine hölzerne Brustwehr. Drei und zwanzig Jahre (1777 bis 1800) der angestrengtesten Arbeiten waren erforderlich, um diese Abtheilung des von *Thunberg* entworfenen Planes auszuführen. Aber in dem Augenblicke, wo der letzte Fels gesprengt wurde, war die Aufgabe der Verbindung des Baltischen Meeres mit der Nordsee gelöst.«

Als das Dampfboot die vierte Schleuse erreicht hatte, brach die Nacht herein und der Capitän beschloss den Anbruch des Tages zu erwarten, um die fünf übrigen Schleusen zurückzulegen. Mehre Reisende benützten die späte Abendstunde, so lange es noch licht war, zu einem Ausfluge nach den in der Nähe befindlichen berühmten Wasserfällen von *Trollhätta*, zu deren Umgehung die riesenhafte Schleusentreppe hat gebaut werden müssen, welche fast eine Lieue lang ist. Auf der ganzen Fahrt durch diese Schleusen kann das Dampfboot weder von seiner Maschine noch von seinen Segeln Gebrauch machen. Die Matrosen leiten es mittelst Stangen, welche sie gegen die Wände der Schleusen anstemmen. Auch sind längs den Seiten des Schiffes grosse Massen von Kork befestigt, um es vor Beschädigungen bei

etwanigem Anstossen an die Wände zu bewahren. Die Vollendung dieser Schleusen musste schon früher einmal, als sie etwa zur Hälfte fertig waren, aufgegeben werden, um sie nach einem neuen verbesserten Plane wieder zu beginnen. Gegenwärtig ist man mit neuen Arbeiten beschäftigt, dem Kanale und den Schleusen mehr Breite zu geben und ihn zur Aufnahme grösserer Schiffe geschickt zu machen.

»Gleich oberhalb des Dorfes Trollhätta erreicht man wieder das Bett des Götha-Elf, verlässt es von neuem mit dem Kanal von *Stallbacka*, und kehrt in den Fluss zurück bis in die Nähe der Fälle von *Ronnums*, welche auf dieser Seite die Einfahrt in den *Wenern-See* verschliessen. Um ihnen auszuweichen, ist in nordöstlicher Richtung der *Karlsgraben* (*Karlsgraf*) schon unter der Regierung *Karls IX.* gebaut worden. Mit diesem Kanal verlässt man den reissenden Götha-Elf, nahe bei seinem Ursprunge, für immer, fährt dann am *Brinkebergs-Hügel* (*Brinkebergs-Kulle*) durch die *Gustavs-Schleusen* und befindet sich eine halbe Stunde weiter von hier am Eingange des kleinen Sees *Wassbotten*. Dieser See ist ein lang ausgedehnter Busen des grossen *Wenern*, dessen südwestliche Spitze er bildet. An seinem Ende liegen die schon halb versunkenen Ruinen der Stadt *Brette*, welche im Jahr 1642 von ihren Einwohnern verlassen wurde, die sich nach der die beiden

Seen vereinigenden schmalen Stelle begaben und hier *Wenersborg* gründeten, wo wir um 11 Uhr anlangten. Da der *Daniel Thunberg* hier Kohlen und Lebensmittel einnehmen musste, so stiegen wir ans Land. Diese ursprünglich nur von Holz gebaute Stadt wurde 1833 der Raub einer Feuersbrunst, die zwei Tage wüthete und nur die Kirche und die Wohnung des Gouverneurs verschonte. Man ist jetzt beschäftigt, die Stadt nach einem schönern Plane, mit breiten Strassen und zum Theil steinernen Häusern wieder aufzubauen. Die Lage der Stadt *Wenersborg* am Wenern-See giebt ihr eine gewisse Bedeutung für den innern Handel und die Regierung hat daher grossen Aufwand gemacht, ihre Verbindung mit dem Lande zu erleichtern. Sie liegt auf einer Halbinsel, die durch eine schmale Erdenge zwischen der Spitze des Wassbotten und einer Biegung des Götha-Elf mit dem Lande zusammenhangt. Oestlich davon ist schon 1694 über den Fluss, nur einige Schritte oberhalb des *Ronnums-Fallet*, eine sehr lange und solide Brücke gebaut worden, die den Namen *Ronnums-Bro* führt. Auf der entgegengesetzten Seite führt eine andere, steinerne, mehr als 1800 Fuss lange Brücke, die sich an eine Zugbrücke anschliesst, über die Seeenge in die Provinz *Dalsland*. Wenersborg ist jetzt der Haupt-Stapelplatz für die Ausfuhr des aus den Bergwerken von Wermeland kommenden Eisens, welches von hier

auf dem Götha-Kanal nach der Nordsee verschifft wird. Während des Einfalls der Dänen im Jahr 1788 hatte die schwedische Armee ihr Hauptquartier in Wenersborg. Die in dem schlechtesten Style des XVII. Jahrhunderts gebaute Kirche hat ein ärmliches Ansehen.«

»Eine Stunde später schwammen wir auf dem *Wenern* und steuerten nach Nordosten. Nach keiner Seite hin war Land zu sehen, und hätte das Wasser nicht so kleine und kurze Wellen geworfen, so hätten wir uns auf dem Meere glauben können. Dieser See, einer der grössten in Europa, hat eine Länge von 35 und eine mittlere Breite von 12 bis 15 Lieues. (Die Oberfläche wird zu $98^1/_2$ geogr. Gev. M. berechnet.) Er empfängt 24 Flüsse und fliesst südwestlich durch den *Götha-Elf* ab. An seinen Ufern liegen die Städte *Lidköping*, *Mariestad*, *Christinham*, *Karlstad*, *Amal*, *Griesta* und *Wenersborg*. Fischerboote und Handelsfahrzeuge durchschneiden ihn nach allen Richtungen und vermitteln den Verkehr der sich gegenüber liegenden Provinzen. Die Beschiffung dieses Sees ist bei der genauen Kenntniss seiner Tiefen, und da alle gefährlichen Stellen sorgfältig bezeichnet sind, sehr leicht. Die Ufer sind grösstentheils flach. Nur hie und da sieht man in der Ferne einzelne Berge und Anhöhen. Bald nachdem wir Wenersborg verlassen, spiegelte sich in dem Wasser des Sees der *Halleberg* ab, der sich 300 Meter

über denselben erhebt. Er hat die Form eines am Gipfel abgerundeten Kegels. Der Bau des untern Theiles, so wie des hinter ihm liegenden, etwas weniger hohen *Hunneberges* erinnert an die grossartigern Basaltfelsen des unter dem Namen *Pavé des Géants* bekannten *Chénavari* am rechten Ufer des Rhone, bei Montélimart. Beide Berge sind mit dichten Tannen-, Erlen- und Birkenwäldern bedeckt. Auf dem Halleberg ist ein ziemlich langer See; auf dem grossen Plateau des Hunnebergs zählt man deren nicht weniger als zehn.

»Ausserdem sieht man auf diesen Gebirgen, so wie in dem sie trennenden Thale, eine Menge aufrecht stehender Steine und s. g. *Tumuli* (Aufwürfe), welche vollkommen unsern Druiden-Denkmählern von *Carnak* und *Lokmariaker* gleichen. Noch weit zahlreicher sind sie im nördlichen Schweden und in Norwegen. *Menhirs*, *Galgals*, *Dolmens*, Aufwürfe, unterirdische Gemächer, unbekannte Schriftzeichen, nichts fehlt dort. . . . . Unter den *Tumuli* des Hallebergs ist einer besonders merkwürdig; er besteht aus einem Erdhügel von 100 Meter Höhe, mit einem herzförmigen Felsblock auf der Spitze; an jeder Seite des Letzten ist ein kreisrunder Sitz ausgehauen. Man glaubt, dass es ein Opferplatz war und dass diese Sitze entweder für die Priester oder für die Unglücklichen bestimmt gewesen, deren Blut auf dem

Altar vergossen werden sollte. — Der *Hunneberg* hat anschnliche Sand- und Kalkstein-Brüche, welche in vollem Betrieb stehen.«

»Gleich nachdem wir die Landspitze *Hagön* zurückgelegt haben, erblicken wir gerade unter unserm Winde kleine Inselgruppen; es ist der Archipel *Kollandsön*. Das Schiff windet sich durch die schmalen Zwischenräume dieser Eilande, deren Ufer bald rechts bald links nicht über einen Pistolenschuss weit entfernt sind. Auf der Insel Kollandsön steht das Schloss *Leckö*. Trotz der schmächtigen Thürmchen auf den vier Ecken hat es sein Alter durch weissen Anstrich und durch vier Kuppeln in orientalisch-moskowitischem Styl zu verdecken gewusst. Wer sollte das Wohngebäude wieder erkennen, welches vom Bischof *Brynolf I.* im XIII. Jahrhunderte errichtet, im J. 1529 von *Gustav Wasa* eingenommen und 1615 als Apanage den Grafen von *La Gardie* geschenkt wurde? — So geht es weiter fort, an den kleinen Städten *Lidköping* und *Mariestad*, dem Berge *Kinnekulle*, den Vorgebirgen *Bjorkekullsholm* und *Viksnäs*, den Zwillingsinseln *Onsän* und *Dillön* vorüber, bis der *Thunberg* mit einbrechender Nacht in der von den Inseln *Brommö* und *Thorsön* gebildeten Durchfahrt, beim Dorfe *Glasbruck* die Anker fallen lässt.« . . . .

»Am andern Morgen schifft man weiter vorwärts, nördlich längs der grossen Insel *Thorsön*,

zwischen jenen zahllosen Klippen und schwarzen Tannen hin, welche allen schwedischen Seen eine so ganz eigenthümliche Physiognomie verleihen. An der Ostküste des *Wenern* läuft das Schiff in den Busen *Sjortörps-Viken* ein, von wo der Kanal in einer Länge von 10 Lieues bis zum *See Viken* fortgeht. Letzterer liegt 49 Meter höher als der Wenern und der Kanal hat, um diese Höhe zu erreichen, 20 Schleusen. Das Land zu beiden Seiten bietet eine Reihe von Schlössern, Kirchen, Dörfern, Eisenwerken, Landhäusern, Maierhöfen etc. dar, welche mit der sie umgebenden nordischen Landschaft für den Künstler ein ganz eigenes Interesse haben würden, wenn es ihm gestattet wäre, sich länger als es die Dampfschiffahrt erlaubt, an jedem Orte aufzuhalten.« . . . . .

»Der *Viken-See* bildet, ungefähr auf der Hälfte des Weges von Gothenburg nach Stockholm, den höchsten Punkt der Fahrt. Seine Erhebung über die Meeresfläche beträgt 308 schwedische Fuss oder 92 Meter. Er gleicht mehr einem grossen Flusse als einem See, indem seine Breite nirgends 3000 Meter übersteigt und gegen das Ende nur einige Hundert Schritte gross ist. Ziemlich drei Seiten eines Vierecks beschreibend, indem er sich erst von Südost nach Nordwest und dann nach Nordost wendet, um wieder eine südöstliche Richtung zu nehmen, dehnt er sich auf eine Länge von beiläufig drei Lieues aus. Die Ufer sind über-

all mit Tannen und die Wasserfläche gleichfalls mit waldigen Inseln bedeckt. Es hat grosser Arbeiten bedurft, um den Schiffen eine sichere Fahrt durch diesen See zu bereiten. Von dem felsigen Boden steigen bis zum Niveau des Wassers eine Menge Klippen empor, zwischen welchen der Raum oft gerade nur so breit ist, als zur Durchfahrt erfordert wird. Zahlreiche Merkzeichen leiten den Steuermann in diesem unsichtbaren Labyrinth. An manchen Stellen sind längs den Klippen Mauern in Form von Parapets bis über das Wasser empor aufgeführt, längs derselben man mit der grössten Vorsicht hingleiten muss. Zuweilen ist das Schiff genöthigt, sich plötzlich umzukehren und unter einem rechten Winkel in Durchgänge einzulaufen, die ihm keine andere Bewegung gestatten. Diese Schwierigkeiten häufen sich auf eine wahrhaft schreckliche Weise am Ausgange des Sees. Ein langer Damm von Quadersteinen, grosse Strecken von anderm Mauerwerk, dicht neben einander eingerammte Pfähle, bezeichnen dem Schiffer den vielfach gekrümmten Weg, den er ohne Gefahr zu scheitern nicht verlassen darf. In bestimmten Entfernungen sind Ringe oder Pfähle an den Felsen angebracht, wo das Fahrzeug, von der Nacht überfallen, sich befestigen kann.«

Bei *Edet* hört der *Viken* auf schiffbar zu seyn. Er verlängert sich hier nach Südosten in eine scharfe Spitze und läuft dann in paralleler Rich-

tung mit derselben zurück bis *Billström*, wo er sich mit dem kleinen See *Bottensjön* verbindet. Von *Edet* bis *Billström* ist es nur einen Kanonenschuss weit. Man hat beide Seen, mit Benutzung zweier weit landeinwärts gehenden Arme derselben, durch drei Kanäle verbunden, welche *Sprängd*, *Brucksdammen* und *Forsvik* heissen. Von dem Dorfe oder vielmehr Eisenwerke Forsvik führt eine Schleuse in den *Bottensjön*, aus welchem man durch den Kanal von *Rödesund* in den *Wettern-See* gelangt.

Der *Wettern* hat die Form eines Weberschiffchens. Seine Axe erstreckt sich von Süden nach Norden (genauer von Süd gen West nach Nordnordost) in einer Länge von 16 geogr. Meilen und stützt sich an beiden Enden auf die Städte *Jönköping* und *Askersund*. Der Kanal folgt ihm auf ein Drittel der Länge an der Seite und schneidet ihn dann unter einem rechten Winkel. Ehe man die Mitte des Sees erreicht, fährt man rechts längs dem Busen von *Wanäs* hin und am Fort *Karlsborg* vorbei, dessen Grundmauern auf dem Seeboden haben errichtet werden müssen. Der Bau dieser zum Mittelpunkte der militärischen Operationen im Innern von Schweden bestimmten Festung begann auf Befehl Karls XIV., an der Stelle des ehemaligen Dorfes Wanäs, im Jahre 1820 Sie ist nach einem grossen Massstabe ausgeführt und mit 300 Feuerschlünden besetzt. Die

Arbeiter sind Soldaten und wegen leichter Vergehungen verurtheilte Sträflinge. Im Jahre 1840 war der Bau beinahe vollendet.

»Nicht ohne Bangigkeit« — erzählt unser Reisender weiter — »sah ich den *Daniel Thunberg* in den *Wettern* einlaufen. Ich betrachtete voll Unruhe das Wasser, um zu erfahren, ob wir nicht das Opfer irgend einer Laune dieses verrufenen Sees seyn würden. Er schien ganz ruhig; aber ich traute dem Heimtückischen nicht. Die Geschichten, die ich von ihm in dem Reiseberichte eines meiner Vorgänger *) gelesen hatte, fielen mir ein und mahnten mich, auf der Hut zu seyn. Die Gesichter unserer Matrosen verriethen keinerlei Gemüthsbewegung. Der Steuermann rauchte sorglos seine Pfeife; der Capitän sass halb schlafend auf dem Verdeck; ich bewunderte die Kaltblütigkeit dieser mit allen Gefahren vertrauten Leute.... Ist indessen die Furcht ansteckend, so ist es auch die Verwegenheit und diese behielt die Oberhand. Ich begann meine Besorgnisse als kindisch zu betrachten, suchte so viel als möglich eine muthige Haltung anzunehmen und fing nun an, meine Reisegefährten über den Gegenstand auszufragen. Keiner hatte gehört, dass man ausser den gewöhnlichen Stürmen, die auf allen andern Seen wie auf dem Meere und zu Lande ihre Verwüstungen anrichten,

*) *Daumont: Voyage en Suède*, etc. 1834; 1. Band, S. 85 u. ff.

auf dem *Wettern* noch andere ausserordentliche Erscheinungen zu befürchten habe. Sie lachten, als ich ihnen von den »unterirdischen Winden« erzählte, welche *Daumonts* Reisebericht zufolge oft plötzlich das Wasser aufregen oder im Winter das Eis zerbrechen und die Schollen empor schleudern sollten. Endlich verschwand jede meiner Besorgnisse, als ich die Karte des Kanals betrachtete und aus dem Profil-Durchschnitt ersah, dass der Boden des Sees in Form einer ungeheuern Tonne sich schnell vertieft, so dass die Tiefe in der Mitte 300 Fuss beträgt. Es erschien mir so gut als unmöglich, dass »unterirdische Winde,« die Gott weiss woher kommen sollen, eine so ungeheure Wassermasse aufzuregen im Stande wären *).«

»Noch ein anderes Mährchen erzählt ein neuerer Schriftsteller in einem erst 1838 zu Paris erschienenen Werke **). »Nach vielen Forschungen« — heisst es daselbst — »ist man zu der Entdeckung gelangt, dass der *Wettern-See* mit dem *Constanzer (Boden)-See* der Schweiz in Verbindung steht. Wiederholte Beobachtungen haben gezeigt, dass an demselben Tage, wo das Wasser des

*) Die Sage von den unterirdischen Winden des Wetter-Sees ist übrigens sehr alt; man sehe mein *Gemälde der phys. Welt*, etc. III. Band, XX. Abschnitt.

**) *Suède et Norvège*, par Mr. *Le Bas*, membre de l'Institut etc., S. 470.

Wettern ohne irgend eine wahrnehmbare Ursache aufgeregt wurde, ein Sturm auch den Constanzer See beunruhigt hatte. Noch andere weit überzeugendere Beobachtungen haben beigetragen, die Schweden in diesem Glauben zu bestärken, namentlich die Erscheinung von Pflanzen in dem einen See, welche nur dem andern eigenthümlich sind. Diese Meinung herrscht auch allgemein in der Schweiz.« . . . .

Der Verfasser fährt nach einigen weitern Bemerkungen über diesen Gegenstand in der Beschreibung seiner Fahrt über den See, die ohne allen Unfall von Statten ging, fort:

»Wir befanden uns nun (am östlichen Ufer) *Wadstena* gegenüber, einer alten Stadt, die durch die *heilige Brigitte* und die Vermählung *Gustav Wasa's* berühmt geworden ist. Hier wurde 1545 ein halb-orientalisches Schloss gebaut und diente einige Jahre später dessen blödsinnigem Sohne *Magnus* zum Aufenthalte, der hier lebte und starb. Die einbrechende Nacht erlaubte uns nicht, durch die schwierigen Durchgänge zu fahren, welche aus dem See in den *Motala-Kanal* führen, und wir blieben daher vor Anker. *Daumont* hat Unrecht, wenn er behauptet, dass der Wettern auf *allen Seiten* von *hohen Gebirgen* umgeben sei. Ich habe nur einen einzigen Berg gesehen, der wahrhaft diesen Namen verdient, und das ist der *Omberget*, einige Lieues von Wadstena. Von seinem Gipfel,

welcher *Hiässen* heisst, soll man, wie behauptet wird, die Provinzen *Ostrogothien*, *Westrogothien*, *Nerike* und *Smaland*, so wie die Städte *Wadstena*, *Skenninge*, *Grenna*, *Jönköping*, *Hjo* und *Askersund* überblicken und an 50 Kirchen zählen können. Es scheint, dass ein beträchtlicher Theil des Berges an seinem untern Theile in den See gestürzt ist. Man sieht hier Brüche von Kalkstein in Betrieb, so wie auch bei *Rögafwet* eine merkwürdige Höhle.«

»Um 4 Uhr Morgens stiegen wir bei der Schleuse, die den See mit dem Kanal vereinigt, ans Land. Da wenigstens auf eine halbe Lieue weit noch sechs Schleusen zu passiren waren, so hatten wir Zeit das schöne Guss- und Hammerwerk von *Motala* zu besichtigen, welches eines der ansehnlichsten im Königreiche ist und mit den berühmtesten Giessereien Frankreichs und Englands wetteifern kann. . . . . Jeder von uns wurde ersucht, bevor wir eintraten, seinen Namen und Stand in ein Buch einzuschreiben, ein Gebrauch, der fast überall in Schweden eingeführt ist. Hierauf gab man uns einen Arbeiter als Führer, der uns Alles zeigen und erklären musste. Wir untersuchten mit besonderm Interesse die Bestandtheile einer Maschine, die für ein Staats-Dampfboot bestimmt und auf zwei ungeheuern Kesseln beinahe vollständig aufgestellt war. Ueberhaupt ist die Giesserei von Motala seit dem Aufschwunge,

welchen die Anwendung des Dampfes auf Industrie und Schiffahrt genommen hat, ausserordentlich erweitert worden. Die Schweden sind mit Recht sehr eifersüchtig darauf, aus der gewaltigen Masse von Eisen, die ihre Bergwerke liefern, für sich selbst so schnell als möglich den grössten Vortheil zu ziehen. — *Motala* ist auch der Centralpunkt für den Götha-Kanal. Es befinden sich hier das Archiv, ein Magazin, ein Wagamt, eine Schiffswerfte, ein Hafen mit einem Ladungsdamm und eine Dócke zum Ausbessern der Schiffe.«

»Nahe beim Dorfe ruht unter einem von etlichen Bäumen beschatteten einfachen Grabsteine die Asche des Grafen von *Platen*. Ihm wurde die Ehre zu Theil, die von *Thunberg* unvollendet gelassenen Arbeiten vollständig auszuführen und ein Werk zu Ende zu bringen, welches die grossartige Beharrlichkeit der Schweden drei Jahrhunderte lang mit Eifer betrieben hatte. Er starb 1829 als General-Gouverneur von Norwegen.«

»Am Fusse der letzten Schleuse überschritten wir seiner ganzen Länge nach, etwa 3 Lieues, den kleinen See *Boren*, welcher durch die Motala gespeist wird und sonst keinen weitern Zufluss hat. Er ist nach allen Seiten von adeligen Besitzungen umgeben, namentlich von den Herrschaften *Karlshult* und *Ulfåsa*. Letzteres gehörte im XIV. Jahrhunderte der *heiligen Brigitte*, deren Andenken noch jetzt bei allen Schweden in hohen Ehren

steht. Ihr Name ist in den Erinnerungen dieses Volks die reinste Personification jener poetischen Frömmigkeit des Mittelalters, welche uns bei allem unserm Unglauben noch jetzt nicht ohne Rührung lässt und welche wir, trotz unserer stolzen Geringschätzung des sogenannten beschaulichen Lebens, noch immer achten. Von väterlicher Seite aus königlich-schwedischem Blute entsprossen und von mütterlicher mit den Königen der alten Gothen verwandt, dem Throne nahe stehend, entsagte sie aller weltlichen Grösse, um ihr Leben dem Gebete und der Unterstützung der Unglücklichen zu weihen. Sie stiftete mehre Klöster und machte nach einander Wallfahrten nach *Santiago de Compostella*, nach *Rom*, zu den Gräbern der Apostel, und nach *Jerusalem* zum Grabe des Welterlösers; Papst *Urban V.* versetzte sie, 1415, zwei und dreissig Jahre nach ihrem Tode, unter die Zahl der Heiligen. Die heil. Brigitte hat *Gebete* geschrieben, die noch jetzt im Gebrauch sind, desgleichen ein »Gespräch der Engel über die Vortrefflichkeit der heil. Jungfrau Maria.« . . . .

»Das Schloss *Ulfäsa* ist von der Familie *Brahe*, die von der Heiligen abstammt, erneuert worden, jedoch mit Schonung alles dessen, was mit dem Andenken der Heiligen in Verbindung steht. In dem Garten beim Schlosse wird, etwas sehr Seltenes in Schweden, mit grossen Kosten eine Orangerie unterhalten.« . . . .

Ein anderes Rittergut ist *Olivehult*, dessen schöne Gebäude nebst zwei in englischem Styl angelegten Gärten sich am Ausgange des Boren-Sees befinden. . . . . Von hier an geht die Fahrt auf dem Kanal in gleicher Weise durch malerische und anmuthige Landschaften, mit Dörfern, Schlössern, Kirchen, Kapellen, Städten etc. geschmückt, bis zur Ostsee fort und unser Reisender fasst sich in der Beschreibung derselben etwas kürzer als vorher. Mit einem Sprunge kommt er sechs Lieues weit, den kleinen See *Norrby* zur Linken lassend, an die Schleusen *Oskar* und *Karl Johann*, wo drei Stunden Halt gemacht und das Dorf *Wreta* besucht wird. Die hiesige Kirche ist der Rest eines ehemaligen Klosters, hat aber fast nichts von jenen architektonischen Merkwürdigkeiten des Mittelalters aufzuweisen, welche man in andern Ländern Europas so häufig antrifft. Schweden hat überhaupt nie einen nationalen Baustyl gehabt. Nur auf den Grabsteinen der Kirche in *Wreta* liest man ein Blatt aus der Geschichte dieses Landes. Die vornehmsten Glieder der Dynastie der *Stenkils* sind hier beigesetzt. Schweden war bekanntlich unter den Fürsten dieses Herrscherhauses fortwährend innern Spaltungen und Bürgerkriegen preisgegeben. Zwei nebenbuhlerische Königsfamilien, zwei eifersüchtige Völker, zwei sich feindselig gegenüber stehende Religionen stritten sich um den Besitz. Die dem skandinavischen Cultus

treubleibenden Schweden und die zum Christenthum bekehrten Gothen wählten sich jede ein Oberhaupt und so entstand zwischen diesen »*Königen und Gegenkönigen*,« wie sie in der Geschichte Schwedens auftreten, ein zweifacher Kampf um Thron und Altar. Er endigte mit dem Siege des Christenthums, aber erst unter der Dynastie der *Folkungar*, um später auf Luthers gewaltigen Ruf neuerdings zu erwachen und Schwedens Fluren abermals mit Blut zu düngen.

Die in der Kirche zu *Wreta* beigesetzten königlichen Leichen sind: *Inge Halsdansson*, Stenkils Sohn, König der Schweden, welcher sich taufen liess, von seinen Unterthanen vertrieben wurde, aber siegreich zurückkehrte, um seinen Mitbewerber den Flammentod sterben zu lassen. Er hatte 1117 die Kirche zu *Wreta* gebaut, wo er 1126 zur ewigen Ruhe einging. Auch seine Gemahlinn *Helena* ist ihm zur Seite beigesetzt worden. Hierauf folgt *Ragwald Knaphöfde* (der Schwachkopf), Inges Nachfolger, welcher 1139 von den Gothen unter der Anführung des *Magnus Nilsson* besiegt und erschlagen wurde. Dann dieser nämliche *Magnus Nilsson*, König von Dänemark, Inges Enkel, der durch Wahl an die Spitze der Gothen gestellt und von den aufrührerischen Dänen ermordet wurde. Ein viertes Grab umschliesst die Gebeine des *Sune Syk*, eines Sohnes jenes *Sweker*, welcher die Schweden und die Ostrogothen fried-

lich unter seinem Szepter vereinigte. Endlich kommt *Waldemar* aus dem Geschlecht der *Folkungar*, Sohn des *Birger-Jarl* und Gründer Stockholms. Es war der schönste Mann seiner Zeit und der galanteste aller schwedischen Könige, konnte aber bei seinem Tode auf seines Bruders Schlosse *Nyköping*, wo er gefangen gehalten wurde, mit Recht sagen, dass Schönheit und Galanterie nicht hinreichen, einen Monarchen zu machen. Alle diese Könige ruhen in steinernen Särgen, welche ohne weitere Verzierungen auf dem steinernen Fussboden stehen.

Ausser diesen Resten der ältesten Beherrscher Schwedens enthält die Kirche zu *Wreta* auch die Begräbnisskapelle der Familie der *Duras*. Die Särge stehen hier ganz frei auf steinernen Bänken und die Deckel können, wenn Fremde die Kirche besuchen, vom Führer abgenommen werden, welcher dann die noch unverwesten Leichname zeigt, die Köpfe und Arme derselben emporhebt . . . . was unser Reisender mit Recht im höchsten Grade schändlich und empörend fand. . . . .

»In einer Zelle der Kapelle« — fährt er in seiner Erzählung fort — »zeigt man noch einen alten hölzernen Betstuhl mit rohen Verzierungen, welcher aus dem Kloster *Alvastra* hieher gekommen ist. Auf diesem ehrwürdigen Hausgeräth pflegte eine Königinn zu knien, wenn es ihr gerade einfiel oder wenn sie eben Zeit hatte, an Gott zu

denken, was aber nicht oft der Fall gewesen seyn mag. Diese Königin war *Margaretha*, die sogenannte *Nordische Semiramis*, dieselbe, welche als Königinn von Norwegen, Regentinn von Dänemark und erwählte Beherrscherinn von Schweden, durch den unter dem Namen der *Kalmarischen Union* so berühmt gewordenen Vertrag sich und ihren Nachfolgern den Besitz ihrer dreifachen Krone zu sichern suchte. Dieser für Schweden so nachtheilige Bund gab der Monarchinn Gelegenheit, eines jener Worte zu sprechen, die mit einem einzigen Zuge einen ganzen Charakter malen. Als einige Zeit nachher die Grossen des Reiches sich über die Verletzungen des Vertrages beschwerten, fragte sie: »Habt ihr giltige Urkunden?« — Man zeigte sie der Königinn. — »Nun, so bewahrt sie gut; ich meinerseits werde die Städte, Festungen und Burgen eures Landes noch besser bewahren.« Sie starb im Jahre 1412. . . . . Ohne gerade eine Semiramis zu seyn, war Margarethe, abgesehen von ihrer Treulosigkeit, eine geschickte Königinn und blieb bei alle dem ihr ganzes Leben hindurch ein Weib. Ohne von ihren Liebesabenteuern zu reden, will ich nur an einen andern Zug erinnern, der sie nicht minder als der obige charakterisirt. Nachdem sie ihren Mitbewerber um den schwedischen Thron besiegt und zum Gefangenen gemacht hatte, legte sie ihm in seiner Haft keine andere Züchtigung auf, als die, Tag für Tag einen Rock zu

tragen, der fünfzehn schwedische Ellen weit war und von dessen Kragen ein Schlepp von neunzehn Ellen herabhing. Eine schwedische Elle ist ungefähr 62 Centimeter (etwa $1^9/_{10}$ Wiener Fuss).«

Durch den kleinen *See Roxen* ging die Fahrt weiter vorwärts. Unweit rechts von demselben liegt das unbedeutende *Linköping*, die Hauptstadt von Ostrogothien. Einst glorreich unter den glorreichsten Städten des alten Skandinaviens, ist sie im Laufe der Zeit herabgesunken und zählt jetzt statt der ehemaligen 20000 nur noch 4000 Einwohner. Am Ende des Sees biegt sich die *Motala* nordwärts, der Kanal aber geht östlich in den *Asplangen*, einen kleinen See, der in einer Viertelstunde durchschnitten ist. Eine kleine Strecke weiter kommt man, längs dem Fusse eines steilen Felsberges vorüber, dessen Blöcke jeden Augenblick herabzustürzen drohen, zur letzten Schleusenreihe. Hier stiegen die Reisenden aus und gingen zu Fuss bis *Söderköping* woraus, wo übernachtet werden sollte. »Diese Stadt« — heisst es — »ist eine der ältesten Schwedens; aber in einem Lande, wo man Holz in Ueberfluss zum Baue sowohl der Privat- als öffentlichen Gebäude verwendet und wo man sich wenig aus architektonischen Schönheiten macht, ist der Unterschied zwischen alten und neuen Städten nicht gross. Von einem Jahrhundert zum andern erneuern sich die Gebäude und die Strassen. Das Ganze verjüngt sich und

nur die Archive vielleicht bewahren das Andenken an die entfernte Zeit ihrer Gründung. Die Archive von *Söderköping* bestehen bloss in Volkssagen und Ueberlieferungen. Diese wissen aber nichts darüber zu berichten, wann die Stadt erbaut worden ist. Nur ausnahmsweise sprechen zwei Thatsachen, die aber sehr weit aus einander liegen, für das hohe Alter derselben. Auf einem der öffentlichen Plätze steht noch eine Kirche, in jenem barbarischen, halbgothischen Style erbaut, der im Mittelalter vorübergehend in Schweden Eingang fand. Sie ist ganz von Ziegeln gebaut und hat schwerfällige plumpe Mauern mit wenigen, roh verzierten Fenstern. Zur Seite steht, ganz abgesondert von der übrigen Kirche, ein ziemlich hoher Glockenthurm, durchaus nur von gezimmerten hölzernen Balken aufgeführt, welche ohne irgend eine äussere Bekleidung ein seltsames durchsichtiges Gemisch von Triangeln, Vierecken und Trapezen darbieten.«

»Was die zweite Thatsache betrifft,« — sagt der Verfasser — »so will ich sie keineswegs als etwas Verbürgtes und Unbestreitbares mittheilen, denn ich habe keine andern Beweise dafür als Behauptungen; sie verdiente aber doch, wenigstens in Schweden, allgemeiner bekannt zu seyn. Einige Personen in der Stadt, mit welchen meine schwedischen Reisegefährten sich unterhielten, erzählten diesen, dass man beim Ausgraben des Kanals bear-

beitetes Zimmerholz gefunden habe, welches regelmässig beisammen lag. Man setzte die Nachgrabungen vorsichtig fort und gelangte bald auf einen vollständigen Dachstuhl. Als man noch tiefer in den Erdboden eindrang, fand man ein ganzes Gebäude von ziemlicher Ausdehnung, welches eine Kirche gewesen zu seyn schien. Es war auf einem Pfahlrost erbaut und die Pfähle waren noch vollkommen erhalten. Ringsum waren Gräber, in welchen man menschliche Gebeine fand. Man konnte uns jedoch nicht sagen, ob auch Schmucksachen oder andere Gegenstände, wie man sie Leichen mit ins Grab zu geben pflegt, darin gewesen und was überhaupt aus diesen Dingen geworden sei. . . . . Ich erkundigte mich später in Stockholm genauer deshalb, aber ohne Erfolg, und muss mich daher an diese einfachen Aussagen halten. Diese werden indessen durch verschiedene wichtige Umstände bestätigt. Die Stelle, wo man das unterirdische Gebäude entdeckt zu haben behauptet, befindet sich am Fusse des *Rumshäll*, eines hohen, vom nördlichen Theile der Stadt durch den Kanal getrennten Berges. Die steile Böschung an dessen südlicher Seite berechtigt zu der Annahme, dass in früherer Zeit sich eine grosse Masse des Berges vom Gipfel bis zum Fusse abgelöst, in die Ebene herabgestürzt und einen grossen Theil der ehemaligen Stadt verschüttet habe. Es ist historisch gewiss, dass zu den Zeiten *Gustav*

Wasa's, d. h. am Anfange des XVI. Jahrhunderts, *Söderköping* noch einer der vornehmsten Handelshäfen des Königreichs war, dass der Berg *Ramunderhäll* (oder abgekürzt *Ramshäll*) seinen Namen von einem furchtbaren Seeräuber, *Ramunder* führt, der hier seinen Schlupfwinkel hatte. Das Baltische Meer erstreckte sich also ehemals bis an die Stadt und daraus ergiebt sich die Nothwendigkeit der Pfahlroste, welche man unter den Grundmauern jener Kirche gefunden hat. Heut zu Tage erstreckt sich zwischen dem Meere und Söderköping noch eine ganze Lieue vom Kanal mit zwei abwärts gehenden Schleusen, deren eine gerade am Fusse des Ramshäll hinführt.«

»Es ist allgemein anerkannt, dass in keinem andern Theile des Landes die schwedische Sprache so rein und zierlich gesprochen wird, als in und um *Söderköping*. Man versichert, dass hier selbst die Bauern sich einer wohlklingenden Aussprache und einer Feinheit des Ausdruckes befleissigen, wie sie in andern Provinzen selbst die Gebildeten nicht besitzen.«

»Am Ende des Kanals, da wo die letzte Schleuse unmittelbar ins Meer hinabführt, erblickt man das Schloss *Mem* und das Bassin, wo sich zur Zeit der Einweihung des Götha-Kanals die Kanonenboote der schwedischen Marine von Gothenburg und Stockholm aus versammelten.«

»Endlich sind wir in der *Ostsee;* aber nur

an der grünlichen Farbe des Wassers, an seiner Schwere und an dem grossen Wellenschlage erkennt man hier das Meer. Der Golf *Slatbacken*, in den der Kanal mündet, ist so schmal, dass man ihn für einen grossen Fluss halten könnte. An einer der schmalsten Stellen, wo kaum ein Schiff bequem durch kann, erhebt sich auf einer Felsklippe gerade in der Mitte des Wassers, der verfallene Thurm des Forts *Stegeborg*, welches ehemals den Eingang des Hafens von *Söderköping* an der Ostsee-Seite vertheidigte, wie *Bohus* zum Schutze der Einfahrt in den Götha-Elf aus der Nordsee errichtet war.«

»Eine Stunde später schwamm der *Daniel Thunberg* auf dem *Ostersjön*, mitten durch einen Archipel unzähliger Inseln von jeder Grösse und den seltsamsten Gestalten. Es würde unmöglich seyn, auch nur annähernd zu berechnen, auf wie viel Tausende sich die Zahl derselben beläuft. Ueberall, vorn und hinten, rechts und links, versperren sie bei jedem Schritte die Aussicht und gewähren jeden Augenblick ein anderes Bild. Hier ein spitziger Fels, an dessen kahlem Gerippe einige dürre Grasbüschel hangen, wie der Rest des Haarwuchses an einem verwesten Leichnam; dort ein steiler Hügel mit kahler Stirn, dessen Abhänge aber noch von kräftigen Tannen beschattet werden. Weiter hin verbirgt ein mit Gras bedecktes Eiland seine Grundfläche unter einem frischen

Kranze von Erlen und Birken. Anderwärts erscheint, aus einer lichten Stelle hervor, die schwarze Vorderseite eines missgestalteten ungeheuern Felsblocks, wie der hässliche Kopf eines hinter Gebüsch versteckten Riesen. Plötzlich zeigt sich eine Maierei, von einem Garten, einem bebautem Felde und einer Wiese umgeben, die sich wie träumend in diese grosse Einöde verirrt zu haben scheint. Dann kommt ein Landhaus, ein prächtiges Schloss, von einer felsigen Hochfläche stolz herabschauend, welche der Zufall eigens dafür geschaffen zu haben scheint. Wieder erscheint hinter Tannengruppen, durch schmale Kanäle getrennt, die kahle und glatte Wand eines monströsen Felsens, der die Bastion einer Citadelle nachäfft. An manchen Stellen sind die Tannen Stamm an Stamm so zusammengedrängt, dass ihre Aeste und Zweige ein undurchdringliches Geflecht bilden. Anderwärts stehen sie weit aus einander und erscheinen als Säulen, ein Dachgewölbe tragend, welches einen rauhen und unfruchtbaren Boden beschattet.«

»Das Adriatische Meer bespült die Mauern der alten Dogenstadt und wirft stolz die Bilder ihrer Paläste und Kirchen, ihrer Säulenhallen von Jaspis und Porphyr, ihrer prachtvollen Kuppeln und mit Mosaik verzierten Façaden zurück. Auch das Baltische Meer hat seine Wunderwerke aufzuweisen. Sie bestehen in unermesslichen Wäldern mit schwarzen Laubdächern und gespenstigen

Felsgestalten, durch welche das Meer sich selbst seine krummen Wege gebahnt hat. Statt der Serenaden hat es das Klaggeschrei der Seevögel; statt der Gondeln die rohe Fischerbarke; statt der geheimnissvollen Liebesabenteuer die schrecklichen Umarmungen des Raubvogels und seiner Beute; statt der Einwohner wundersam gestaltete Felsmassen, denen die Einbildungskraft Formen und Stellungen verleiht.«

»So geht es mehr als vierzig Lieues weit gegen *Stockholm* fort. . . . . Lange zuvor, ehe wir den Flecken *Södertelge* erreichten, der unsere letzte Station seyn sollte, hatte sich der Tag zu seinem Ende geneigt. . . . Wir fuhren nach einigen Umwegen gerade nordwärts, um mittelst des Kanals von *Södertelge* in den *See Mälaren* einzulaufen. Dieser sehr kurze Kanal durchschneidet bei Södertelge die Landenge, welche den See nach dieser Seite vom Meere trennt. Beim Einfahren in den Kanal dachte ich mit Betrübniss an die Armen, welche seine Ufer mit ihrem Schweisse benetzten. Er wurde durch einige Hundert Kriegsgefangene gebaut, die zu den glorreichen Bataillons des kaiserlichen Frankreichs gehört hatten. Während ihre Kameraden in den Hauptplätzen Teutschlands die Herren spielten, mussten sie mit ihren noch von den Patronen geschwärzten Händen das Grabscheit und die Hacke führen!« . . . .

»Ein nächtlicher Spaziergang in den öden und

schmutzigen Gassen von *Södertelge*, wo Laternen etwas Unbekanntes sind, war unsere einzige Zerstreuung während dieses kurzen Aufenthalts. Der auf einem sehr unebenen Boden liegende Flecken besteht nur aus geringen bürgerlichen Häusern, und der Ort hat keine andere Wichtigkeit, als dass er einer grossen Anzahl Einwohnern von Stockholm, wegen der Nähe bei der Hauptstadt, der malerischen Lage und der frischen Seeluft zum Sommeraufenthalte dient.«

»Am folgenden Morgen waren wir mit Tagesanbruch im *Mälar-See*. Wie urweltlich und rohjungfräulich auch seine Inseln erscheinen, so fand ich doch Manches, was mir die Nähe einer grossen Stadt verkündigte. Die Schlösser und Landhäuser mehrten sich; wir begegneten Dampfbooten, welche den Dienst zwischen den Uferstädten versahen, oder zierlichen Barken, die eine Lustfahrt machten. Ueberall, in der Luft, am Lande und auf dem Meere, regte sich mannichfaches Leben und verrieth sich die Gegenwart des Menschen.«

»Während ich meine Blicke so umherschweifen liess, hatte ich auf der Spitze eines gewaltigen, senkrecht wie ein alter Hausgiebel abgeschnittenen Felsens etwas Schwarzes bemerkt, das von weitem wie ein Signal aussah. Als ich näher kam, fand ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, dass es nichts weiter war als ein riesenmässiger Hut, den man auf der Spitze einer hohen Stange befestigt

hatte. Er hatte die Form jener altmodischen dreieckigen Hüte, die durch Karl XII., Friedrich den Grossen und Napoleon, deren Häupter sie bedeckten, berühmt geworden sind. Folgendes ist die Geschichte dieses kolossalen Hutes, wie sie die Chronik erzählt.«

»Schweden hatte einst unter seinen Königen einen *Erich*, ich weiss nicht mehr welchen, der den Beinamen *Wasserhatt* (Wasserhut) führte. Diesen Beinamen hatte er davon erhalten, dass jedes Mal, wenn er zu Schiffe ging, der Wind nach der Himmelsgegend blies, wohin die vordere Spitze des Hutes gerichtet war. Zu Lande dagegen schien der König minder glücklich zu seyn und die Hutspitze führte ihn zuweilen seinen Feinden in die Hände. Eines Tages sah er sich gänzlich von seinen Leuten getrennt und so aufs äusserste getrieben, dass er genöthigt war, vom Gipfel jenes steilen Felsens mit seinem Pferde einen Sprung von 80 Fuss in die Tiefe zu machen. Obwohl schwer verletzt, entging er doch durch diesen Sprung seinen Verfolgern und nur den Hut hatte er verloren, welcher auf dem Felsen zurückgeblieben war, wo man ihn wiederfand. Man befestigte ihn nun auf einer hohen Stange in der Hoffnung, dass er auch in Zukunft seinen wohlthätigen Einfluss auf die Winde, welche den See beunruhigen dürften, ausüben werde. Da die wassendichten Hüte zu jener Zeit noch nicht er-

funden waren, so ging dieser den Unbilden der Witterung preisgegebene Hut bald zu Grunde und man war genöthigt, ihn durch einen andern, dauerhaftern, zu ersetzen. Dieser wurde von Eisenblech und so gross gemacht, dass er ein recht stattliches, eines Denkmahls würdiges Ansehen erhielt. Es ist nicht bekannt, ob das Blech die Tugend des Filzes geerbt habe.«

Von hier bis *Stockholm* währte die Fahrt nur noch zwei Stunden. Der Verfasser giebt nach Vollendung derselben eine *Geschichte des Götha-Kanals.*

Die Schiffahrt von *Gothenburg* bis *Stockholm* umfasst acht Seen, fünfzehn Kanäle, einen Fluss und einen Arm oder Busen des Baltischen Meeres. Die Gesammtlänge ist in runden Zahlen französischer Lieues (zu 4000 Meter) folgendermassen eingetheilt:

Kanäle: Lilla-Edet, Akerström, Trollhätta und Stallbacka (am Götha-Elf), 2 Lieues; Karlsgraf, $1^1/_2$ L.; vom Wenern in den Wiken (Westrogothischer Kanal), 10 L.; Sprängd, Brukdammen, Forsvik und Rödesund, 1 L.; Motala, 1 L.; Götha, vom Boren zum Roxen, 6 L.; vom Roxen zum Asplangen, 2 L.; vom Asplangen zum Slatbaken, 6 L.; Södertelge, $^1/_2$ L.; zusammen 30 L.; — *Seen:* Wenern, 35 Lieues; Wiken, 6 L.; Bottensjön, 2 L.; Wettern, 9 L.; Boren, 4 L.; Roxen 8 L.; Asplangen, 1 L.; Mälaren, 12 L.; zusammen

77 L. *) Rechnet man hiezu die Fahrt auf dem Götha-Elf mit 24 L. und auf dem Baltischen Meer mit 42 L., so erhält man für die Gesammtlänge der ganzen Schiffahrt 173 Lieues.

Der höchste Punkt ist der See *Wiken*, welcher 92 Meter über dem Meere liegt. Das Auf- und Absteigen des Kanals geschieht mittelst 72 Schleusen, welche folgendermassen vertheilt sind. An der Nordsee-Seite: von Gothenburg bis zum Wenern 15, und vom Wenern bis zum Wiken 20, zusammen 35; an der Ostsee-Seite: vom Wiken bis zum Bottensjön 1, vom Wettern bis zum Boren 7, vom Boren bis zum Roxen 15, vom Roxen bis zum Asplangen 3, und vom Asplangen bis zum Slatbacken 11, zusammen 37, im Ganzen 72 Schleusen.

Man schreibt allgemein dem Bischof *Brask*, von *Linköping*, die erste Idee zu, die so nahe beisammen liegenden Seen von Ostrogothien und Westrogothien durch eine binnenländische Schifffahrt mit einander zu verbinden. Dieser Vorschlag machte Eindruck auf den unternehmenden Geist des Königs *Gustav Wasa*, und wenn er sich auch nicht unmittelbar mit der Ausführung desselben beschäftigen konnte, so liess er wenigstens einige Vorbereitungen dazu machen. Er beschloss na-

*) Die Länge aller Ufer dieser acht Seen beträgt an 300 Lieues.

mentlich von diesem Augenblick an die Errichtung eines Hafens an der Mündung des *Götha-Elf* und das Dorf *Lödose* wurde an der Stelle gegründet, wo später *Gustav Adolph* die Stadt *Gothenburg* ins Leben rief.

Der von *Gustav Wasa* einmal erfasste grosse Gedanke konnte nicht unfruchtbar bleiben. Trotz der häufigen Kriege und der innern Zwiste, Revolutionen und Veränderungen der Dynastien ging die Idee von einem Regenten auf den andern über und entwickelte sich immer klarer. Mit jedem Tage verringerten sich die Schwierigkeiten in dem Masse, als die Resultate sich unermesslicher herausstellten. Von Jahr zu Jahr vereinfachten sich durch Untersuchungen und Studien die anfangs unvollkommnen und unausführbaren Projekte. Jeder König war eifersüchtig darauf, dem Nachfolger einen Theil der von ihm ausgeführten Arbeiten zu hinterlassen. So liess *Karl IX.* zwischen dem *Wenern* und dem obern Laufe des *Götha-Elf* den Kanal graben, welcher noch jetzt seinen Namen (Karlsgraf) führt und dessen Schleusen 150 Jahr später von Thunberg umgebaut wurden. Nach dem ursprünglichen Plane sollten der *Wenern* und der *Mälaren*, mit Benutzung des zwischen beiden, nördlich vom Wettern gelegenen Sees *Hjelmarn*, mit einander verbunden werden. *Gustav Adolph* liess zwischen dem Mälaren und dem Hjelmarn den Kanal von *Arboga* anfangen, welcher unter *Chri-*

stinens Regierung vollendet wurde. Diese Königinn liess auch die Schleusen von *Lilla-Edet*, am Laufe des Götha-Elf, bauen. *Karl XI.* liess am Arboga-Kanal wichtige Verbesserungen machen und ordnete Vermessungen für den Kanal zwischen dem Hjelmarn und dem Wenern an. Diese zeigten die Unausführbarkeit des Unternehmens in dieser Richtung und die Nothwendigkeit, einen andern Weg einzuschlagen.

Während *Karl XII.* sich weit von Schweden mit Russen, Türken und Polen herumschlug, unternahm es ein Mann, der der Natur gegenüber eben so grossen Muth zeigte als der König im Angesicht seiner Feinde, der Wasserbaumeister *Polhem*, einen Plan zu entwerfen, welcher den Schiffen einen Weg durch die *Wasserfälle von Trollhätta* bahnen sollte. Dieser Plan war ganz nach dem Geschmacke des ritterlichen Monarchen, der sogleich die Ausführung desselben befahl. Es handelte sich darum, die Fälle in drei gleichgrosse Etagen abzutheilen, mittelst dreier ungeheuern Dämme, die das Wasser aufhalten und drei regelmässige Bassins bilden sollten. Zu jedem Bassin sollte eine Schleuse von 30 bis 50 Fuss Tiefe führen. An diesen Plan schloss sich ein anderer an, welcher das ganze System des Kanals dadurch vervollständigen sollte, dass er aus dem *Wenern*, durch den *Wetern*, den *Boren* und den *Roxen* in das Meer bei *Norrköping* führte. *Karl XII.* billigte Alles. Je grossartiger

und kühner das Unternehmen war, desto mehr durfte es auf seinen Beifall rechnen. Er nahm also die Vorschläge *Polhems* an, aber dieser hatte kaum den Vertrag unterzeichnet, worin er sich verpflichtete, *binnen fünf Jahren* das ganze Werk in seiner vollen Ausdehnung zu Stande zu bringen, als eine feindliche Kugel die Pläne des Königs und seines Wasserbaumeisters vereitelte.

Der Zustand Schwedens nach dem Tode *Karls XII.* ist bekannt. Das Scepter gerieth in die Hände seiner schwachen Tochter *Ulrike Eleonore.* Innere Bürgerzwiste, durch auswärtige Ränke angestiftet und unterhalten, erstickten das Nationalgefühl und von grossen Unternehmungen war jetzt keine Rede mehr.

Auch bei der Thronbesteigung *Friedrichs I.* waren die Sachen in keinem bessern Zustande. Erst viele Jahre nachher konnte die Regierung wieder an den Kanal denken. Es wurde jetzt beschlossen, dass er, anstatt nach *Norrköping* zu gehen, bei *Söderköping* seine Mündung haben solle. Was die Bezähmung der Trollhätta-Fälle betraf, so wusste man kein besseres Mittel als das von *Polhem* vorgeschlagene. Riesenmässige Arbeiten wurden daher 1748 an dieser Stelle begonnen und sieben Jahre lang mit einer Beharrlichkeit fortgeführt, die den glücklichsten Erfolg versprach. Der erste Damm von ungeheuern, beinahe fabelhaften Dimensionen war vollendet und das Wasser

häufte sich beckenartig hinter demselben bis zu einer Höhe von 30 Fuss über den Spiegel des Flusses. Auch die erste Schleuse war beinahe fertig und aus dem Granitberge hatte man eine Masse von 300 Meter Länge weggesprengt, als der Damm dem Gewichte der furchtbaren Wassermasse nachgab und zusammenstürzte.

Dieser schreckliche Unfall brachte eine solche Muthlosigkeit hervor, dass man fast alle Hoffnung aufgab, das grosse Unternehmen jemals vollendet zu sehen. Weder die Regierung noch Capitalisten hatten Lust ihr Geld noch ferner daran zu wagen. Auch die Wasserbaumeister getrauten sich nicht, neue Projekte vorzuschlagen. Ein einziger jedoch, der berühmte *Daniel Thunberg*, war kühn genug, sich für das Gelingen zu verbürgen, wenn man nur den Plan befolgen wollte, den er 1757 der Regierung vorgelegt hatte. Man war nicht sonderlich geneigt, diesen Plan zu untersuchen, und noch weniger die Arbeiten wieder aufzunehmen. Andere Dinge, der Krieg mit Preussen, der berüchtigte innere Kampf der »Mützen« und »Hüte« beschäftigten die Gemüther und bezeichneten unter *Adolph Friedrich* den Verfall der königlichen Macht. Indessen erhielt *Thunberg* doch einige Gelegenheit, die Grösse seines Talents zu bewähren. Der Umbau der Schleusen von *Karlsgrof* wurde ihm aufgetragen und er brachte damit ein wahres Meisterwerk zu Stande.

Bald darauf, 1771, bestieg *Gustav III.* den Thron und Schweden hatte wieder einen kräftigen König. Bei seiner Bereisung des Landes, gleich nach der Revolution von 1772, besuchte er auch den unvollendeten Kanal und schrieb seinen Namen auf eine Felswand nicht weit vom Dorfe *Trollhätta*. Drei Jahre später empfing *Thunberg* Befehl, die Schleusen von *Akerström* zu bauen. Es war ein Schritt zur Wiederaufnahme der Schleusen von *Trollhätta*, deren natürliche Fortsetzung sie bildeten.

Indessen blieb es einstweilen dabei. Nach einer friedlichen Regierung von sechs Jahren war *Gustav* genöthigt, seine Gedanken auf andere Dinge zu richten. Der lange Krieg mit Russland und die Kämpfe mit den Reichsständen vereitelten seine Pläne zur Verbesserung der innern Zustände, bis er am 16. März 1792 durch Akerströms meuchelmörderische Hand das Leben verlor.

Sein Sohn *Gustav* IV. war minderjährig und der Oheim *Karl*, Herzog von Südermanland, musste das schwierige Amt des Herrschers übernehmen. Friede und Wohlstand kehrten unter diesem einsichtsvollen und entschlossenen Fürsten allmählich zurück. Eine Gesellschaft von Capitalisten bildete sich und unterstützte *Thunberg* mit hinlänglichen Geldkräften zur Ausführung der neun Schleusen am Abhange des *Akersberg*. Es war diess die

einzige Arbeit, welche zur Vervollständigung der Verbindung des Wenern-Sees mit der Nordsee noch übrig blieb. *Thunberg* schritt rasch zur Ausführung und sieben Jahre später, 1800, war Alles vollendet; nur hatte sich der berühmte Wasserbaumeister, um mit den ihm zu Gebote stehenden Geldkräften auszukommen, in Hinsicht der Dimensionen beschränken und die Schleusen etwas kleiner bauen müssen, als sie nach den für die übrigen Theile des Kanals angenommenen Verhältnissen hätten werden sollen.

Thunberg hatte auch den Riss des Götha-Kanals vervollkommt; aber er war nicht so glücklich, das Werk selbst auszuführen. *Gustav IV.* hatte den Herrscherstab ergriffen und die Art, wie er regierte, erschütterte den Credit und den Wohlstand des Reiches. Erst nach seiner Absetzung im J. 1809 und als der Herzog von Südermanland *Karl XIII.*, den Thron bestiegen hatte, konnte man sich wieder mit industriellen Unternehmungen beschäftigen. Der Reichstag stimmte für die Vollendung des Götha-Kanals und die Ausführung wurde dem Wasserbaumeister *Platen* übertragen. So lange der europäische Krieg währte, schritten die Arbeiten nur langsam vorwärts. Es fehlte nicht nur an Geld, sondern, da die Armee unter den Waffen war, auch an Arbeitern. Sobald aber nach wiederhergestelltem Frieden ein neuer König, *Karl XIV. Johann* (Bernadotte) die Zügel des

Staates ergriffen hatte, erhielt das Unternehmen den kräftigsten Antrieb und Aufschwung. Sechs bis sieben Tausend Arbeiter, Soldaten und Bauern, wurden angestellt. Von Jahr zu Jahr verminderten sich die noch ungebauten Strecken und 1832 reichten sich, nachdem in den letzten Jahren der Freiherr von *Sparre* an Platens Stelle getreten war, beide Meere über die Thäler und Berge Schwedens die Hand. Drei Jahrhunderte hindurch, unter sechzehn Regierungen und fünf Dynastie-Veränderungen, hatte Schweden den grossen Gedanken dieses Unternehmens verfolgt. Neun Könige waren zur Verwirklichung desselben thätig und vier Baumeister brachten ihre Namen damit glorreich auf die Nachwelt. Die Gesammtkosten hatten sich auf 25 Millionen belaufen.

Man erstaunt, wenn man das Ungeheure dieser Arbeit mit der Volkszahl Schwedens vergleicht, eines Landes, wo es selbst für den Ackerbau und für Gewerbs-Industrie an hinlänglichen Armen fehlt. Das Unternehmen wäre unausführbar geblieben, wenn nicht ein grosser Theil des schwedischen Kriegsheeres dazu hätte verwendet werden können. Wir geben, um dieses deutlicher zu machen, eine kurze Uebersicht von der nicht bekannten Eigenthümlichkeit der schwedischen *Militär-Verfassung.*

Das schwedische Militär besteht aus drei wesentlich von einander verschiedenen Abtheilungen.

Die erste Abtheilung heisst *Wärfwade* (von *wärfwa*, anwerben) und wird durch die regelmässigen, bleibenden Regimenter gebildet, deren Rekrutirung durch freiwillige Anwerbung geschieht. Die zweite Abtheilung, *Bewäring* genannt (von *Bewära*, bewahren, bewachen) entspricht so ziemlich der preussischen *Landwehr*. Die dritte und grösste aber, im vollzähligen Stande beinahe $^5/_6$ des Heeres umfassend, ist die *Indelta* (von *indela*, eingetheilt), und hat etwas Aehnliches mit der Einrichtung der österreichischen Militär-Gränze. Sie besteht aus Cadres, welche zwar stets vollständig sind, aber nur in Kriegszeiten und ausser dem zu bestimmten Epochen im Jahre, zum Behuf der militärischen Uebungen, unter die Waffen treten. In Friedenszeiten ist die Indelta zu Hause, durch das ganze Land zerstreut, jedoch so, dass sie beim ersten Trommelschlage versammelt werden kann. Sie kostet der Regierung beinahe nichts. Jede Provinz muss nach Verhältniss ihrer Volksmenge eine Anzahl Soldaten stellen, ausrüsten, unterhalten und die gestorbenen durch andere ersetzen. Zu dem Ende sind die Provinzen in kleine Bezirke von gleicher Grösse, *Rote* genannt, eingetheilt. Jeder *Rote* muss in den Cadres der Indelta einen Mann haben. Diesem Manne ist auf Lebenszeit ein *Torp* (Grundstück, Wirthschaft) zugewiesen, welches sein Wohnhaus, ein Stück Feld, so wie das nöthige Haus- und Wirthschafts

geräthe begibt. Ausserdem empfängt der Soldat von dem Rote die sogenannte kleine Kleidung, einen freiwilligen Beitrag zur Bestellung seiner Felder und, wenn die Aernte schlecht ausfällt, eine Unterstützung in Natur oder in Geld.

Die höhern und niedern Offiziere wohnen im Conscriptions-Bezirk ihres Regiments und haben nach Massgabe ihres Ranges ebenfalls Grundeigenthum, *Boställe* (Wohnplatz) genannt, welches ihnen aber zu verpachten gestattet ist, während die Soldaten ihr *Torp* selbst bewirthschaften müssen, ausserdem aber auch eine Profession treiben können. In Kriegszeiten oder während der jährlichen Uebungen, wo der Soldat abwesend ist, sorgt der *Rote* selbst für die Unterhaltung und Bewirthschaftung des Torp.

Diese an beständige Thätigkeit und militärischen Gehorsam gewöhnten Soldaten der *Indelta* sind es nun, welche die Regierung zur Ausführung ihrer grossen Arbeiten verwendet. Wenn eine bestimmte Zahl von Arbeitern nöthig ist, so bestimmt sie, wie viel jede Compagnie beizutragen hat. Die Anerbietungen geschehen freiwillig, ohne dass irgend ein Zwang Statt findet. Sie sind, da noch ein bestimmter Taglohn bezahlt wird, oft grösser als der Bedarf. Sobald jedes Regiment seine Mannschaft beisammen hat, begiebt sich diese mit Waffen und Gepäcke, unter Anführung der Offiziere, an den zur Arbeit angewiesenen

Ort. Hier erhalten die Soldaten die nöthigen Werkzeuge und werden je nach ihrer Tauglichkeit von den Ingenieurs vertheilt. Lager werden aufgeschlagen und die Truppe steht, was den allgemeinen Dienst betrifft, unter dem Befehl der Offiziere. Eine Abtheilung bei jedem Lager, die täglich abgelöst wird, sorgt für den Unterhalt und den Wachdienst. Der Taglohn eines guten Arbeiters kann bis auf 15 und 18 Schillinge (15 bis 18 kr. C. M.) steigen, von welchen Mancher noch etwas Ansehnliches erspart und seiner Familie mit nach Hause bringt.

Mit dieser Armee hat die schwedische Regierung, die jedes Jahr 5- bis 6000 Mann verwendet, Festungen gebaut, Strassen hergestellt, Häfen und zahlreiche Kanäle gegraben.

III.

PARIS.

Nach Mistriss Gore *).

Die Verfasserinn schickt ihrer Schilderung der vornehmsten Merkwürdigkeiten von Paris als Einleitung eine Vergleichung dieser weltberühmten Hauptstadt Frankreichs mit der grossen Metropole ihres Vaterlandes voraus, welche wir, was das Wesentliche betrifft, ebenfalls nicht übergehen dürfen. Wir überlassen es dem Kenner zu entscheiden, ob die, übrigens wie es scheint ziemlich vorurtheilsfreie, Engländerinn immer richtig urtheile.

*) *Heath's Picturesque Annual, for 1842.* By Mrs. *Gore.* London, 1842. (Mit 21 Stahlstichen, von Th. *Allom.*)

Ein altes Sprichwort sagt: »Siehe Neapel und dann stirb!« (*Vedi Napoli e poi mori!*), als ob es keine Landschaft oder Stadt weiter gäbe, die von nun an gesehen zu werden verdiente. Mit demselben Rechte könnte man sagen: »Siehe Paris und lebe!« Dem Hypochondristen und Lebensmüden liesse sich schwerlich ein besserer Rath geben. Die Trockenheit des alle Feuchtigkeit schnell einsaugenden Bodens und vor Allem die stets reine Himmelsluft, eine Folge der Heizung mit Holz statt mit Steinkohlen, sind der Gesundheit des Körpers und der Heiterkeit des Gemüths in hohem Grade förderlich. Dieser immerwährende Sonnenschein, diese unaufhörliche, geräuschvolle und lebensfrohe Geschäftigkeit, erdrücken beinahe den Fremden, wenn er zum ersten Male die Stadt betritt. Er kann nicht begreifen, wie das Volk um ihn her so lustig und dem Anscheine nach um nichts so thätig seyn kann. Aber sind nur erst ein paar Tage vergangen, so wird selbst der grämlichste Engländer von dem fröhlichen Strome unwiderstehlich mit fortgerissen und nach einer Woche trägt er die Schellenkappe und schwingt er die Narrenkolbe so lustig wie seine lärmende Umgebung.

In andern Hauptstädten muss der Fremde die Unterhaltung aufsuchen. In Paris kann er keinen Schritt thun, ohne dass sich diese ihm von selbst aufdringe. Das Vergnügen ist bei den Franzosen

kein aristokratisches Vorrecht. Sie scheinen die Fähigkeit, des Lebens Bürden leicht und mit Anmuth, ja sogar fast mit Dankbarkeit gegen die Vorsehung zu tragen und keine Annehmlichkeit des Lebens sich entschlüpfen zu lassen, mit auf die Welt zu bringen. Statt nach Unmöglichkeiten zu seufzen, nach dem Glanze der grossen Welt zu streben, begnügt sich die grosse Masse der Pariser mit dem, was gleich bei der Hand ist, mit den Freuden eines sonnenhellen Tages in den Elysäischen Feldern, im Boulogner Wäldchen oder in den öffentlichen Gärten, wo man sich mit Limonade oder Eiswasser erfrischt und sich an den Kunststücken der Gaukler, Taschenspieler und Seiltänzer belustigt.

Der Anblick einer Hauptstadt, wo die Bevölkerung in grosse, zum Theil zehn Stock hohe Häuser zusammen gedrängt ist, anstatt durch jene weitläuftigen Strassen vertheilt zu seyn, wo sich der Londoner damit brüstet, dass sein Haus, sein Schloss ist — oft nicht grösser als eine Mausfalle — ist natürlich sehr lebhaft und glänzend. Statt der langen einförmigen Strassen unserer westlichen und nördlichen Stadtviertel, sind die von Paris durchaus belebt und malerisch. Selbst in der Umgebung des hohen Adels fehlt es nicht an Kauf- und Kramläden. Die nach der Strasse gehende Vorderseite des Hofraumes, welcher den eigentlichen Palast von derselben trennt, enthält

in der Regel durchaus Handlungsgewölbe, und überall herrscht, etwa einige altmodische Strassen der Vorstadt *St. Germain* ausgenommen, zu allen Stunden des Tages lärmende Geschäftigkeit.

Um die Vergleichung beider Hauptstädte noch weiter fortzuführen, betrachte man die Umgebung der Londoner und die der Pariser Börse, welche beide man als die Mittelpunkte der Handelsthätigkeit ansehen kann. Was für sorgenvolle, abgehärmte und keuchende Gestalten in *London!* Was für rasch und emsig umherschauende, aber doch heitere und fröhliche Gesichter in *Paris!* Dem in der Anbetung des goldnen Kalbes versunkenen Engländer sieht man es an, dass sein Hauptvergnügen im Leben das Geschäft ist, dem Franzosen, dass sein Hauptgeschäft das Vergnügen ist. Der französische Gewerbsmann häuft selten kolossalen Reichthum zusammen oder macht Bankrutte, die in die Millionen gehen, sondern er begnügt sich mit Wenigem und vergisst selbst im grössten Drange der Geschäfte nicht, das Leben durch Genüsse zu würzen. Der ernsthafteste Geschäftsmann hält es nicht unter seiner Würde, die Vorbereitungen zu einer Festlichkeit zu besprechen. Auch besteht wirklich ein Theil der Geschäfte öffentlicher Beamten in der Veranstaltung gesellschaftlicher Unterhaltungen, aber nicht wie in England blosser Gastmähler, an denen sie allein in feierlichem Staate Theil nehmen, sondern in

Bällen und wöchentlichen Partien für Leute ihres Standes und zur Beförderung ihrer Interessen.

Ein echt volksthümliches Vergnügen ist der *Fasching* (*Carneval*), nicht bloss als die Zeit im Jahre, wo Maskenbälle Statt finden, sondern auch in Bezug auf häusliche Unterhaltung. Jede Familie legt zu diesem Zweck das ganze Jahr hindurch etwas von ihrem Einkommen oder Verdienst auf die Seite. Der Fasching ist (wie in allen katholischen Ländern) von ungleicher Dauer, da er von dem Eintritte des beweglichen Osterfestes abhangt. Er beginnt in Paris mit dem Advent und dauert bis zur Fasten (zum Aschermittwoch). Indessen beginnen die öffentlichen Lustbarkeiten nicht eher als nach dem Neujahrstage. Der Fastnachts-Dienstag macht zwar den Beschluss des Faschings, aber keineswegs der Pariser Vergnügungen, denn bei den Franzosen ist stets Feiertag. Jeder Geburts- oder Namenstag, jedes Kirchenfest, giebt Veranlassung, die Sonntagskleider anzulegen, ein Concert im Freien zu besuchen oder ein Tänzchen in einer Kneipe zu machen. Und fehlt es an solchen Veranlassungen, so bieten wenigstens die Boulevarts oder die gewöhnlichen Spaziergänge der Elysäischen Felder Gelegenheit zu täglichem Zeitvertreib dar, zu Unterhaltungen, auf welche sich das englische Volk schon acht Tage vorher vorbereiten würde.

Was bei dieser Geneigtheit der Pariser zu

Genüssen, vorzüglich bemerkt zu werden verdient, ist die davon unzertrennliche Häuslichkeit. Die niedern Stände ziehen familienweise zu einer Lustbarkeit aus. Auch der Grossvater mit dem Silberhaupte und das kleinste Kind auf dem Arme wird mitgenommen. Im Sommer sieht man sie in zahllosen Gruppen auf dem Grase unter den schattigen Bäumen des *Bois de Boulogne* gelagert; im Winter besuchen die das s. g. *Paradies*, oder die oberste Gallerie irgend eines kleinen Theaters. Jedes Haus, auch das geringste, hat seinen *Portier* oder Hausmeister, der unterdessen für die Sicherheit der Wohnungen Sorge trägt. Die Engländer dagegen, obwohl sie viel Redens von ihrer Häuslichkeit machen, entschliessen sich selten zu einer Lustpartie, an welcher nicht fremde Bekanntschaften Theil nehmen. Das Erste, worauf sie beim Besuch einer Sehenswürdigkeit oder eines öffentlichen Ortes fragen, ist, ob nicht Jemand dabei seyn wird, mit dem man ein Wort reden kann. Um ins Theater oder zu einem Wettrennen oder sonst aufs Land zu einer Lustbarkeit zu gehen, muss stets eine »Gesellschaft« (*a party*) beisammen seyn und das Zusammenbringen einer solchen Gesellschaft macht oft, dass die ganze Lustbarkeit aufgeschoben werden muss.

Da die Stadt Paris und ihre Bevölkerung ein Drittel des Raumes unserer Hauptstadt einnimmt, so können die öffentlichen Plätze und Gebäude,

welche so wesentlich zu ihrer Schönheit beitragen, in einer geringen Zahl von Tagen und Stunden besichtigt und bewundert werden. Die öffentlichen Gebäude in London dagegen sind über eine so grosse Oberfläche zerstreut, dass Leute, die am äussersten Westende wohnen, die Theater nicht besuchen können und ganz unbekannt mit den Merkwürdigkeiten der Stadt bleiben. Mancher lebt und stirbt bei uns, ohne jemals die alten Mauern des Weissen Thurmes oder die schöne Kirche von Walbrook gesehen zu haben. In *Paris* springen die schönsten Gebäude — Paläste, Kirchen, Gallerien, Brücken, Säulen und Triumphbogen — bei jedem Schritte und jeder Wendung in die Augen. Der herrliche Platz Ludwigs XV. muss täglich auf dem Wege von den Boulevards nach der Vorstadt St. Germain oder von den Tuilerien nach den Elysäischen Feldern, durchschnitten werden, und es ist unmöglich, die Regelmässigkeit der Bauart in der Strasse von Rivoli, am Platze Vendôme und in andern grossartigen Strassen, oder die malerische Unregelmässigkeit der alten Gebäude auf den Inseln der Seine, die Spitzthürme der Conciergerie, wie sie sich vom Pont Royal oder vom Pont des Arts aus darstellen, nicht zu sehen und von ihnen entzückt zu werden.

Die Freigebigkeit der Stadtbehörde von Paris und die vergleichungsweise Liberalität der Kam-

neen haben in Verbindung mit dem einsichtsvollen Streben der königlichen Familie in den letzten zehn Jahren Wunder gewirkt. Pflaster, Beleuchtung, Kloakenbau und Wasserleitung — Gegenstände, die früher vernachlässigt waren — erhöhen nunmehr die Schönheiten jener National-Monumente, deren Grossartigkeit nie bestritten worden ist. In jedem Theile der Hauptstadt wird unablässig und eifrig an neuen Verbesserungen gearbeitet. Alles, was von *Napoleon* zum Besten der öffentlichen Gesundheit und Bequemlichkeit angefangen worden, geht unter *Louis Philipp* seiner Vollendung entgegen. Das prachtvolle Museum in Versailles, die Madeleine, das Hôtel de Commerce, das Hôtel de Ville, die Kunstschule und der Triumphbogen der Etoile werden für alle Zeiten würdige Denkmähler seiner Regierung bleiben. Nicht bloss durch einsichtsvolle Rathschläge, gute Wünsche und Zuschüsse aus seiner Privatkasse befördert der König den Franzosen dergleichen öffentliche Unternehmungen. Auch zu allen Stunden des Tages sieht man ihn, bald zu Pferde, bald im Wagen, von seinem Baumeister oder einem Adjutanten begleitet, oder auch wohl ganz allein, den Fortgang der öffentlichen Arbeiten in den entferntesten Theilen der Stadt sorgfältig in Augenschein nehmen. Unbekümmert um die wiederholten Angriffe auf sein Leben, der göttlichen Vorsehung vertrauend, die ihn so oft beschützt

hat, begiebt er sich wehrlos mitten in die ihm am meisten abgeneigten Stadtviertel, die Vorstadt St. Antoine und die Umgebung des Hôtel de Ville, während Monsieur Fontaine jene architectonischen Einzelnheiten zu Papiere bringt, in welchen kein Dilettant der Baukunst besser als der König der Franzosen bewandert ist.

Allen diesen zahllosen Schönheiten und Annehmlichkeiten hat es *Paris* zu verdanken, dass es jetzt mehr als je der Gegenstand zahlreicher Besuche fremder Gäste geworden ist. Es ist nicht, wie Wien oder Petersburg, eine Stadt, welche man nur ein einziges Mal im Leben besucht und wohin man nicht wieder kommt. Jedes Jahr bringt hier etwas Neues zu bewundern.

Das Erste, worauf der neuankommende Fremde zu sehen hat, ist, sich eine Wohnung in einem der guten Gasthöfe zu verschaffen, an welchen in der Umgebung der Tuilerien kein Mangel ist. Die *Rue de Rivoli*, die *Place Vendôme*, oder auch die *Rue de la Paix*, bieten besonders den englischen Reisenden die besten Wohngelegenheiten dar. Die Nachbarschaft der Tuilerien-Gärten und die Boulevarts gewähren eine reine und gesunde Luft, während das Auge durch das rege und fröhliche Leben auf den Strassen und Plätzen fortwährend angenehm unterhalten wird.

Die *Rue de la Paix* (Friedensstrasse), welche die Boulevards mit den Thuilerien-Gärten verbindet, ist eine der breitesten und schönsten Strassen von Paris; namentlich zeichnen sich die Handlungsgewölbe durch ihre geschmackvoll eingerichteten Vorderseiten aus. Diese Strasse wurde am Anfange des jetzigen Jahrhunderts an der Stelle gebaut, wo sonst die Gärten der Kapuziner, Augustiner und noch vier anderer Klöster gewesen waren. Auf denselben Gründen wurden auch die *Rues de Rivoli*, *Castiglione*, und *Mont Thabor* schon unter dem Direktorium begonnen und unter Napoleon vollendet.

In einem weit grössern Baustyle stellt sich der angränzende *Vendôme-Platz* dar, welcher schon von *Ludwig XIV.* auf Anrathen des Ministers *Louvois*, an der Stelle des von der Regierung angekauften Hôtels und der Gärten des Herzogs von *Vendôme*, eines natürlichen Sohnes Heinrichs IV. und der schönen Gabriele, errichtet wurde. Der ursprüngliche Bauplan des berühmten *Mansart* wurde erst später unter der folgenden Regierung von der Stadt Paris vollständig ausgeführt. Die erste Idee des prachtliebenden Monarchen war, rings um den Platz eine Reihe öffentlicher Amtsgebäude, eine königliche Bibliothek und Paläste für die fremden Gesandten aufzuführen. Aber nur ein Theil des verlängerten Achtecks wurde zu diesem Zweck verwendet, das Uebrige aber

mit Privathäusern besetzt. Die Gebäude dieses Platzes sind nach einerlei Plane aufgeführt, mit korinthischen Säulen, hohen Dächern und reich verzierten Fenstern; in der Mitte als Vorsprung ein korinthischer Porticus mit einem Giebel. Der Platz hiess zuerst *Place des Conquêtes*, (Platz der Eroberungen), dann *Place Louis le Grand*, oder auch *Place Vendôme*, welcher letztere Name geblieben ist. Er dient häufig zu militärischen Paraden, unter andern auch zu den jeden Monat als Bestrafung Statt findenden Degradationen.

Die riesenmässige Reiter-Bildsäule *Ludwigs XIV.* von Bronze, welche ursprünglich die Mitte des Platzes einnahm, wurde beim Ausbruch der Revolution am 10. August 1789 vom Pöbel zerstört. Nur das Fussgestell liess man stehen, bis im Jahre 1806 *Napoleon* die noch jetzt vorhandene *Siegessäule*, zum Andenken an den Feldzug in Teutschland, errichtete. Diese ist nach der Trajans-Säule in Rom gebildet, aber um ein Zwölftel grösser; die gesammte Höhe beträgt 130 Fuss, wovon 21 auf das Fussgestell kommen. Sie ist aus 1200 eroberten Kanonen gegossen und reich mit Basreliefs verziert, welche die Siege der französischen Armee vom Abmarsch aus dem Lager von Boulogne bis zur Schlacht von Austerlitz darstellen. Der Schmuck des Piedestals besteht in Adlern und Eichenlaub-Gewinden von Bronze. Dieses vom Baron *Denon* entworfene grossartige Denkmahl

wurde im Jahre 1810 vollendet. Eine Wendeltreppe im Innern von 176 Stufen führt zu einer Gallerie, die eine herrliche Uebersicht der Stadt gewährt und täglich von Fremden besucht wird. Auf der Spitze des Säule stand ursprünglich eine bronzene Bildsäule des *Kaisers*, welche 1814 abgenommen und zu einem Reiter-Standbilde *Heinrichs IV.* für den *Pont Neuf* umgeschmolzen wurde. Während der Restauration wehte von der Vendôme-Säule die weisse Fahne der Bourbons; aber eine der ersten Handlungen *Ludwig Philipps* war, die Bildsäule *Napoleons* wieder herzustellen. Am 29. Juli 1833 wurde sie feierlich enthüllt. Sie ist vom Künstler *Seurre* aus Bronze gearbeitet, 11 Fuss hoch, und stellt den Kaiser in der der ganzen Armee bekannten Tracht, mit dem grauen Ueberrock und dem dreieckigen Hute dar. Ein alter Corporal hat als »Capitaine de la Colonne« seine Wohnung im Fussgestell der Säule, und dient den Fremden als Führer auf die oberste Gallerie.

Der Vendôme-Säule gegenüber, am Ende der hübschen *Rue de Castiglione*, deren schöne Arkaden eine Fortsetzung derer in der *Rivoli-Strasse* bilden, ist einer der Haupteingänge in den *Garten der Tuilerien*. Der *Palast* der *Tuilerien*, dessen Vorderseite an dem einen Ende fast tausend Fuss lang ist, bildet die Gränze des Gartens, von dessen majestätischem Mittelpunkte, dem *Pavillon de l'Horloge*, eine prachtvolle Kastanien-Allee in ge-

rader Linie über den *Eintrachtsplatz* (*Place de la Concorde*), durch die *Elysäischen Felder* und den *Triumphbogen* zur Brücke von *Neuilly* führt. In der Mitte des Eintrachtsplatzes steht jetzt der schöne *Obelisk* von *Luxor*.

Vom Palaste der Tuilerien aus begegnet das Auge überall bemerkenswerthen Gegenständen. Rechts dehnt sich die lange und regelmässige Häuserreihe der *Rivoli-Strasse*, mit dem *Finanz-* oder *Schatzgebäude* (*Hôtel de Finances*) am obern Ende, aus; links sieht man eine nicht minder schöne Reihe vornehmer Privatgebäude, welche das gegenüberliegende Ufer der Seine einfassen und deren jedes einen bis zum Kai hinabreichenden Garten hat. Die *Gärten* der *Tuilerien* stehen das ganze Jahr hindurch vom Morgen bis zum Sonnenuntergang dem Publikum offen und sind stets mit zahlreichen Spaziergängern angefüllt. Jeder anständig gekleidete Mensch wird, wenn er keine Last trägt, ohne Unterschied eingelassen.

Der Baustyl des ungeheuren Tuilerien-Palastes gehört keiner bestimmten Zeit oder Schule an und steht mit allen hergebrachten Geschmacksregeln im Widerspruch. Gleichwohl ist er so charakteristisch, mit so vielen historischen Erinnerungen verknüpft, und durch seine drei Stockwerke, in Verbindung mit der nach allen Seiten eine freie und vollkommene Uebersicht gewährenden Lage, so seltsam majestätisch, dass gewiss nur Wenige,

eine Umgestaltung dieser merkwürdigen Reliquie des alten Frankreichs gern sehen würden. Am meisten fällt die Höhe dieses Palastes in die Augen, wenn man ihn mit den doch auch nicht eben niedrigen Palästen der Rivoli-Strasse, da wo diese an den *Pavillon de Marsan* stösst, vergleicht, welche dann ganz unbedeutend erscheinen. Die Zahl der Alterthümer in Paris ist so gering und diese verschwinden ohnehin mit jedem Jahre immer mehr, dass die *Tuilerien*, obschon sie nicht über das XVI. Jahrhundert hinaufreichen, mit der Kirche von *St. Eustach*, schon jetzt unter die ältesten Denkmähler der Stadt gehören.

Der Palast führt bekanntlich seinen Namen von den Ziegelbrennereien (*Tuileries*), welche ursprünglich an dieser Stelle standen. Im Jahre Jahre 1830 wurden bei Gelegenheit einiger Ausgrabungen noch Spuren davon entdeckt. *Franz I.* kaufte zuerst diesen Platz, der zu seiner Zeit noch ausserhalb der Festungswerke des königlichen Schlosses *Louvre* lag. Ein daran stossendes kleines Landhaus schenkte der König seiner Mutter *Louise von Savoyen*, welche damals in dem ungesund gelegenen *Palais des Tournelles*, in dem noch jetzt den Namen *Marais* (Sumpf) führenden Theile der Stadt wohnte. Erst unter *Katharina von Medicis*, 1564, wurde der jetzige Tuilerien-Palast durch die Hofbaumeister *Philibert Delorme* und *Bullet* errichtet. Aber kaum waren der Pavillon mit der

Uhr (*P. de l'Harloge*) und die zwei anstossenden Flügel vollendet, als die Ermahnung eines ihrer Astrologen, »sich vor St. Germain zu hüten,« die überglaubische Königinn daran erinnerte, dass der neue Palast in dem Pfarrbezirk von *St. Germain l'auxerrois* liege, von dessen Kirchthurme die Sturmglocke das Zeichen zur blutigen Bartholomäus-Nacht gegeben hatte. Die Arbeiten wurden nun eingestellt und erst unter *Heinrich IV.* durch den berühmten *Duvercau* wieder fortgesetzt, welcher die beiden hohen Pavillons an jedem Ende, den *Pavillon de Flore* und den *Pavillon de Marsan*, aufführte. Auch die lange Gallerie, welche den Palast mit dem Louvre verbindet, wurde unter diesem Könige angefangen und von seinem Sohne *Ludwig XIII.* vollendet. *Ludwig XIV.*, welcher niemals hier wohnte, that wenig für den Palast; nur einige Abänderungen wurden gemacht, um mehr Uebereinstimmung in das Ganze zu bringen; dagegen liess dieser Monarch die Umgebungen desselben verschönern, einen grossen Hofraum bauen und durch den berühmten *Le Nôtre* den Garten anlegen.

Der von der eleganten Welt im Sommer am meisten besuchte Theil der Tuilerien ist die *Terrasse des Feuillans* und die *Allee der Orangerie*, wo um die Mitte des Maimonats die ungeheuern Kübel mit zum Theil dreihundert Jahr alten Orangen-Bäumen aufgestellt werden. Rings um

diese Bäume und reihenweise längs den anstossenden Gängen werden den ganzen Sommer über Stühle zum Vermiethen aufgestellt, welche vom Morgen bis zum Abend besetzt sind. Während der Tafel der königlichen Familie spielt eine Harmonie-Musik gegenüber von dem Pavillon mit der Uhr und versammelt zahlreiche Zuhörer. Später gegen Abend begiebt man sich wieder zu den Wohlgerüchen der Orangerie, wo ein Kaffehhaus mit Gefrornem etc. und ein Lesekabinet auf andere Weise für das Vergnügen des Publikums sorgen.

An einem Ende des Gartens, gegen die Elysäischen Felder hin, ist eine sonnige Stelle, längs der vor den Winden schützenden hohen Mauer einer Terrasse, welche kränkliche Personen unter dem Namen der *Kleinen Provence* (*La petite Provence*) kennen. Hier sieht man zeitig im Frühling und spät im Herbst alle Bänke von Wärterinnen mit Kindern im Arm und von alten Herren in wattirte Röcke oder Mäntel eingehüllt, besetzt. — Die an den Fluss stossende Terrasse, welche eine belebte Ansicht des mit schönen Gebäuden eingefassten gegenüber liegenden Ufers gewährt, wird an manchen Tagen zu bestimmten Stunden geschlossen, damit die königliche Familie für sich allein hier ungestört lustwandeln könne.

Die verschiedenen Zweige der königlichen Familie haben im Palaste der Tuilerien ihre besondern Reihen von Wohngemächern. Die Zimmer

des Königs und der Königinn stossen an den *Pavillon de Flore* und der Eingang zu ihnen führt über die alte Treppe des Palastes, wie zu den Zeiten der Königinn *Marie Antoinette*, welche ebenfalls einen Theil dieser Appartements bewohnte. Auch die Prinzessinnen und die jüngern Prinzen, so wie Madame *Adelaide*, die Schwester des Königs, haben in diesem Flügel ihre Gemächer, während die Staatszimmer der entgegengesetzten Seite, am *Pavillon de Marsan*, die von jenen durch das Theater getrennt werden, dem Herzog von Orleans und seiner Familie angewiesen sind. Die Privatzimmer des Königs und der Königinn befinden sich fast noch in demselben Zustande wie unter der ältern Linie der Bourbons, und enthalten eine Mannichfaltigkeit von Gemälden neuerer französischer Künstler. Die wichtigsten Verbesserungen, die der jetzige König mit den Tuilerien vorgenommen hat, sind die der Staats-Appartements. Das prachtvolle *Siegenhaus*, welches mit Recht wie das im Dogenpalast zu Venedig, die Riesentreppe genannt werden kann, die glänzende *Galerie de Louis Philippe* und der Ausbau des *Marschalls-Saales* (*Salle des Maréchaux*) werden für alle Zeiten ein würdiges Denkmahl des geschmackvollen Bausinnes dieses Monarchen seyn.

Der *Staats-Speisesaal*, der *Sitzungssaal des Ministerraths*, die *Dianen-Gallerie* und mehre andere Appartements der Tuilerien befinden sich

ziemlich noch in demselben Zustande wie im J. 1789. Die Malereien und Vergoldungen sind geputzt und erneuert, auch viele Kunstwerke, welche man früher daraus entfernt hatte, wieder an ihren Plätzen aufgestellt worden. Den Hofraum des Tuilerien-Palasts hat *Napoleon* so einrichten lassen, wie er jetzt besteht, indem eine Menge niedriger Mauern und unwichtiger Gebäude abgetragen und der Raum vom Carousel-Platze durch ein eisernes Gitter getrennt wurde, welches parallel mit dem Palaste sich auf eine Länge von tausend Fuss erstreckt. Dieser Hof war und ist noch immer der Platz für die grossen Paraden und Musterungen der Truppen und der Nationalgarden.

Die Hauptzierde des Tuilerien-Hofes ist der von Napoleon 1806 nach den Zeichnungen von *Fontaine* errichtete *Triumphbogen*, welcher mit einigen Abänderungen in den Seitenbogen dem des Septimius Severus in Rom nachgebildet ist. Das Gesims wird von acht korinthischen Säulen aus rothem Marmor von Languedoc getragen und auf der obersten Plateform steht ein Siegeswagen mit vier Pferden von Bronze, welche *Bosio*, nach den berühmten antiken Pferden der St. Markus-Kirche in Venedig gearbeitet hat, die der Kaiser einst nach Paris, die Alliirten aber 1815 wieder nach Venedig hatten bringen lassen. Der Triumphbogen enthält auch Basreliefs, die auf Napoleons Siege Bezug haben. Unter der Restauration wurden

sie weggenommen und durch andere ersezt, welche den Feldzug des *Herzogs* von *Angoulême* in Spanien, 1823, darstellten; aber *Ludwig Philipp* hat die ursprünglichen Bildwerke wieder herstellen lassen. Diesen prachtvollen Triumphbogen hat $1^1/_2$ Million Franken gekostet, aber der ungeheuer grosse Platz, wo er steht, vermindert sehr den Eindruck, den er im Ganzen auf das Auge macht.

Der Name *Carroussel-Platz* (*Place du Carroussel*), welcher ohne Unterschied dem Tuilerien-Hofe und dem Platze ausserhalb desselben beigelegt wird, rührt von einem Turnier her, welches von *Ludwig XIV.* im Jahre 1662 hier gehalten wurde. Der Platz war damals verhältnissmässig unbedeutend. Gegenwärtig nimmt er fast täglich noch an Grösse zu, indem alle Gebäude, die sich zwischen ihm und dem *Louvre* befinden, nach und nach abgetragen werden, um beide Paläste durch eine nördliche Gallerie zu vereinigen, welche parallel mit der jetzt das Museum enthaltenden laufen soll. Am äussersten Ende, bei den königlichen Stallungen, wo sonst das Hôtel der Herzogin von *Longueville* stand, explodirte im Jahr 1804 die berüchtigte Höllenmaschine, welche den Kaiser auf seiner Rückfahrt aus der Oper ums Leben bringen sollte und einen Theil der *Rue de Nivaise* zerstörte.

Die südliche Seite des Carroussel-Platzes wird von der grossen *Gallerie des Louvre* gebildet,

welche von *Heinrich IV.* angefangen und von seinem Sohne und Enkel bis zum mittlern Hauptthore fortgesetzt, bis zum Tuilerien-Platze aber erst von *Napoleon* ausgebaut wurde. Dem jetzigen Plane gemäss soll eine *dritte* Gallerie, parallel mit den Tuilerien, den Hof in der Mitte zwischen der nördlichen und der südlichen, so durchschneiden, dass der ungeheure Platz in zwei gleich grosse Höfe getheilt und dadurch der Mangel an Symmetrie beseitigt werde, welcher jetzt zwischen den mittlern Pavillons des Louvre und der Tuilerien Statt findet.

Die dermalige *Gallerie* des *Louvre* besteht aus zwei Stockwerken. Das untere wird von der königlichen Orangerie und Bibliothek, so wie von verschiedenen Bureaux der Hofhaltung eingenommen; im obern befindet sich das grosse Museum. Die andere Gallerie enthält die Wohnung des Hof-Intendanten, mehre unter ihm stehende Bureaux und den Generalstab der National-Garde. Die Gemälde-Sammlung muss als ein Theil des *Louvre*, des schönsten und vollkommensten aller französischen Königspaläste, betrachtet werden. Zur Zeit des »*Bon Roi Dagobert*,« wo das nördliche Ufer der Seine noch bis ans Wasser mit Wald bedeckt war, soll dieser König an der Stelle des jetzigen Louvre ein Jagdschloss gehabt haben. *Philipp August* machte daraus ein Staatsgefängniss, worin seine widerspänstigen Vasallen eingesperrt

wurden. Aber bei der Ausdehnung der Stadtmauern von Paris, um die Mitte des XIV. Jahrhunderts, wurde das Schloss zu einer Residenz für fremde Fürsten, die den König zu besuchen kamen, umgeschaffen. Das jetzige Gebäude wurde unter *Franz I.*, 1528, begonnen und auch der südliche Theil, an der westlichen Seite des Hofs, nach dem Plane *Peter Lescot's* unter diesem Monarchen vollendet. Sein Sohn *Heinrich II.* fügte das Uebrige der westlichen Seite hinzu, das, was man jetzt das *Alte Louvre* (*Vieux Louvre*) nennt, dessen Bildhauer-Arbeiten von *Jean Goujon* und den ersten damaligen Künstlern ausgeführt wurden. Unter *Ludwig XIII.* entstand der mittlere Pavillon der westlichen Seite nach dem Plane *Lemerciers*, welcher auch einen Theil der nördlichen Fronte baute. Aber erst der prachtliebende *Ludwig XIV.* entschied sich auf Zureden Colberts für die Vollendung des Louvre, indem er einen allgemeinen Aufruf zu Plänen für den neuen Bau ergehen liess.

Ein *Arzt*, Namens *Perrault*, fast eben so unsterblich durch seine Feenmährchen Aschenbrödel, Blaubart und die Schlafende Schöne, als durch seine Kenntnisse der Baukunst, war der glückliche Mitbewerber. Da jedoch von mehren neidischen Nebenbuhlern Zweifel an seiner Geschicklichkeit verbreitet wurden, so liess der König den berühmten *Bernini* aus Rom einladen, dessen Pläne angenommen wurden. Der Grundstein der östlichen

Fronte wurde dem gemäss persönlich vom Könige gelegt. Aber kaum war der neue Bau bis zum ersten Stock emporgestiegen, als abermals Kabalen eintraten und *Bernini*, jedoch ehrenvoll, mit Geschenken und einer Pension, verabschiedet wurde: Im J. 1666 erhielt *Perrault* durch Colberts Einfluss die Erlaubniss, seine grossartigen Entwürfe in der östlichen Fronte und der gegen die Seine gerichteten Façade auszuführen.

Die ungeheuern Ausgaben, welche die gleichzeitige rasche Schöpfung von *Versailles* verursachte, machten es bald unmöglich, die Arbeiten am *Louvre* fortzusetzen, und dieser Palast blieb während der übrigen Regierungsjahre Ludwigs XIV., so wie auch unter seinen beiden Nachfolgern unvollendet, so dass er in einen baufälligen Zustand gerieth. Es war *Napoleon* vorbehalten, die Entwürfe *Perraults* ganz auszuführen. Unter seiner Regierung wurde der Palast so vollendet, wie er jetzt besteht, und die ihn umgebenden Höfe und Strassen wurden frei gemacht und geebnet. In das Erdgeschoss kam das in seiner Art einzige *Museum* der *Sculpturen*; aber die innern Einrichtungen, welche nach Napoleons Abdankung ins Stocken gerathen waren, erhielten erst unter *Karl X.* und *Ludwig Philipp* ihre Vollendung. Gegenwärtig befinden sich das Aegyptische und das Marine-Museum, so wie die vom jetzigen Könige angekaufte Sammlung spanischer Gemälde in dem Pa-

laste. Nur sehr wenig fehlt noch zur gänzlichen Vollendung des ursprünglichen Entwurfs und auch dieses wird nicht lange auf sich warten lassen; obwohl der Palast nicht leicht wieder eine Königswohnung werden dürfte.

Das *Königliche Museum* oder die Gemälde- und Skulpturen-Sammlung des Louvre gehört mit Recht unter die Gegenstände des französischen National-Ruhms. Es würde für sich allein hinreichen, Fremde aus allen Ländern nach Paris zu locken, und dadurch, dass es dem Publikum offen steht, hat es auch einen höchst wohlthätigen Einfluss auf die allgemeine Geschmacksbildung gehabt. Obschon an Sonn- und Feiertagen jedermann Zutritt hat, so ist doch niemals etwas Unanständiges vorgefallen. An den übrigen Tagen der Woche werden Fremde und andere Personen, Künstler und Dilettanten, welche copiren wollen, gegen Eintrittskarten zugelassen.

Die grosse Gallerie, welche nahe an 1500 Gemälde enthält, ist 1332 Fuss lang und 42 breit. Nur ein Theil derselben wird von oben erleuchtet, der übrige Raum, empfängt das Licht seitwärts durch die Fenster, was für die Betrachtung der Gemälde sehr nachtheilig ist. Die grosse Haupttreppe ist nach Fontaines Risse gebaut und von wundervoller Schönheit. In der Regel aber gelangt man zur Gemälde-Gallerie durch einen Seitenhof, wo sie einen nur mittelmässigen Eindruck

macht. Der erste, vergleichungsweise unbedeutende Saal enthält Gemälde der ältern italiänischen Meister. Von hier tritt man in den grossen Hauptsaal, einen der schönsten Räume dieser Art. Er enthält die grössern Bilder der Gallerie, hauptsächlich neuerer Meister, und andere, die eine starke Beleuchtung erfordern. Bei der jährlichen Ausstellung der Arbeiten lebender Künstler, welche im *Louvre* Statt findet, bis für anderes Locale gesorgt seyn wird, ist dieser gewaltige Saal meistens mit den für die Regierung, besonders für das Museum von Versailles, gearbeiteten grossen Schlacht- und historischen Stücken angefüllt.

Durch den Hauptsaal gelangt man zu der bereits erwähnten Gallerie, welche aus den Abtheilungen der *französischen, niederländischen, teutschen, italiänischen* und *spanischen Schule* besteht. Obschon seit Napoleons Sturze die von ihm geraubten Kunstwerke fremder Staaten wieder zurückgestellt worden sind, so bietet die Gemälde-Gallerie doch immer noch eine der herrlichsten Sammlungen dar. Ihre Meisterwerke der französischen und spanischen Schule sind durch Nachbildungen und Kupferstiche in ganz Europa bekannt.

Das *Antiken-Museum*, welches blos Werke der Bildhauerei enthält, befindet sich zum Theil im Erdgeschoss des Louvre, in den Appartements, welche 1650 von *Anna von Oesterreich* bewohnt wurden und sich vom Haupteingange bis zunächst

an den Fluss erstrecken. Die Plafonds sind mit schönen Malereien und die Wände mit Marmorsäulen und Reliefs verziert. Ein Theil dieser Gemächer gehörte schon 1364 zum Alten Louvre, wo sie die Königinn *Johanne* von *Bourbon*, Karls V. Gemahlinn, bewohnte. *Katharine* von *Medicis* liess sie durch *Primaticcio*, *Rosso* und *Paolo Poncio* überbauen und neu verzieren. Unter *Napoleon* wurden mehre neue Zimmer und Säle zur Aufnahme der Antiken hinzugefügt. Der vornehmste Saal, welcher das ganze Erdgeschoss der südlichen Hälfte des Alten Louvre einnimmt, ist unter dem Namen des *Caryatiden-Saals* bekannt, nach einigen Riesengestalten von *Jean Goujon*, welche eine Tribune am nördlichen Ende des Saales unterstützen.

Das Antiken-Museum wurde vom Directorium 1797 angelegt und unter dem Namen *Musée Napoléon* 1803 dem Publikum geöffnet. Die Aufstellung war durch *Visconti* und *Denon* gemacht worden. Gegenwärtig besteht die Sammlung aus ungefähr 240 Statuen, 230 Büsten und einer beträchtlichen Anzahl Basreliefs, Altäre, Sarkophage etc. etc., zusammen gegen 1100. Allerdings war der Werth der Sammlung noch grösser zu der Zeit, wo die Spolien Italiens, namentlich der *Apoll vom Belvedere*, die *Mediceische Venus* und der *Moses* von *Michel Angelo*, noch hier aufgestellt waren.

Die erste Flur der südlichen Seite des Louvre nimmt das *Griechische* und *Aegyptische Museum* ein, welches von *Karl X.* dem Publikum geöffnet wurde und äusserst merkwürdige Alterthümer enthält, besonders Mosaiks, Marmorbüsten, Kelche, Vasen, Schmucksachen aller Art, aber auch Kunstwerke des Mittelalters, z. B. eine arabische Vase, die *Ludwig dem Heiligen* während der Kreuzzüge geschenkt wurde, die kostbare Toilette mit dem silbernen Spiegel, welche die Republik Venedig der Maria von Medicis verehrte etc. Ein grosser Theil des Griechischen Museums enthält auch *etrurische Alterthümer* und Stücke aus *Herculanum* und *Pompeji*. Die Aegyptische Sammlung entstand hauptsächlich durch die Gelehrten, welche 1798 die französische Expedition nach Aegypten begleiteten, und dann durch einige neuere von der Regierung hingeschickte Reisende. Sie enthält eine Reihe trefflich erhaltener Mumien, Papyrus-Schriften, Vasen und Gegenstände aller Art, wie sie in den alten Grabstätten gefunden werden.

Die Gemächer hinter dem Aegyptischen und Griechischen Museum sind mit Sammlungen von Geräthschaften und mechanischen Kunstwerken aus den mittlern Jahrhunderten angefüllt, die sich ehemals in dem königlichen *Garde-meuble* befanden, aber wegen ihrer Unvollständigkeit noch nicht öffentlich aufgestellt sind. Im Erdgeschoss unter dieser Zimmerreihe befinden sich während der

jährlichen Ausstellung die Bildhauer-Arbeiten neuerer Künstler und mehre Gemächer sind das ganze Jahr hindurch zum Gebrauch für angehende Künstler und Dilettanten eingerichtet, die hier copiren und modelliren wollen.

Die erste Flur des Alten Louvre, an der westlichen Seite des Palastes, ist noch unvollendet, aber theilweise zur Sammlung von Zeichnungen und Plänen bestimmt. Unter *Karl X.* wurden hier ausserordentliche Versammlungen der Kammern, vor der Eröffnung der Sitzungen, gehalten. Eine Zimmerreihe des Erdgeschosses in der nördlichen Hälfte des Alten Louvre enthält die Skulpturen aus der Zeit des Wiederaufblühens der Kunst (*Sculptures de la Renaissance*). Man sieht hier die frühern Arbeiten französischer Bildhauer, wie *Jean Cousin*, *Jean Goujon*, *Pencio*, *Pilon*, *Desjardins*, u. A., ausserdem auch zwei schöne Werke von *Michel Angelo* und *Canova*.

Das *Marine-Museum* nimmt eine Reihe einfacher Zimmer im ersten Stock derselben nördlichen Seite ein. Eine Mannichfaltigkeit von Merkwürdigkeiten der Australischen Inseln sind hier auf Befehl *Karls X.* aufgestellt und fallen dem Eintretenden zuerst ins Auge. Dann folgen Modelle von Kanonen und andern Feuergewehren, so wie der verschiedenen Gattungen von Schiffen der französischen Marine, der zur Schiffahrt gehörigen mathematischen Instrumente und anderer Erfor-

dernisse. Modelle von Docken, Werften, Brücken und französischen Arsenalen vollenden die Sammlung, deren Vorzüge durch einige schöne Seelandschaften von *Vernet*, dem ältern, und eine Reihe von Marmorbüsten berühmter Seehelden Frankreichs erhöht werden.

Die schöne Sammlung von Gemälden der *spanischen Schule*, welche der jetzige König angekauft hat, vervollständigen die Gemälde-Gallerien des Louvre. Der Paris besuchende Fremde muss mehre Tage dazu verwenden, wenn er eine auch nur oberflächliche Kenntniss von der Schönheit und dem Reichthume aller dieser verschiedenen Sammlungen des Louvre-Palastes erhalten will.

Unter allen öffentlichen Gärten von Paris wird der des *Palais Royal* von den höhern Ständen am wenigsten besucht, ist aber auch eben deshalb der anziehendste für die fröhlichen Gesichter und das ungezwungene Benehmen der lustigen Volksmenge, die man hier zu allen Stunden des Tages unter dem Schatten der zugestutzten Linden-Alleen antrifft. Von der Zeit an, wo das *Palais Cardinal* von seinem Besitzer, Cardinal *Richelieu*, dem Könige als Vermächtniss hinterlassen wurde und den Namen *Palais Royal* erhielt, bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, wo der unglückliche Herzog von *Orléans* (der Vater Ludwig Philipps) auf Anrathen *Ducrest's*, des Bruders der Madame du Genlis, den grössten Theil dieses prachtvollen

Gebäudes zu einer Reihe von Kaufläden und Säulenhallen umschuf, welche schnell der Sammelplatz alles Unsittlichen der Hauptstadt Frankreichs wurden, boten die von *Desgots*, dem Neffen des berühmten *Le Nôtre*, angelegten und mit Bildwerken von *Coustou* und *Lerembeng* gezierten Gärten des Palais Royal den Anblick einer Art von Miniatur-Tuilerien dar, deren in altfranzösischem Style gehaltene Baumgänge hauptsächlich von den Politikern und Kritikern jener Zeit besucht wurden. Die benachbarten Kaffehhäuser und Theater waren dasselbe, was die *Wills* und *Buttons* in London zu den Zeiten *Addisons* und *Swifts* vorstellten. Eine ausgezeichnet schöne Allee von Kastanienbäumen, angeblich den ersten, die nach Frankreich gekommen, hatte Cardinal *Richelieu* mit einem Aufwande von 300000 Livres gepflanzt. Bald wurde vom Herzog von Orleans die Umgebung seines Palastes zu einem ungeheuern Bazar umgeschaffen, der mit denen von Kairo oder Ispahan wetteifern konnte. Während der Unruhen, die der ersten Revolution vorausgingen, eilten die politischen Kannengiesser in die hiesigen Kaffehhäuser und Lesezimmer, um Neuigkeiten aus den Morgen- und Abendzeitungen zu erfahren. In den Jahren der gesellschaftlichen Umwälzung, die bald nachher folgten, wurde das Palais Royal der Mittelpunkt von Allem, was Paris Gemeines und Lasterhaftes hatte, eine Art von Sicherheitsklappe, die die

Regierung gestattete, um die übrigen Stadttheile rein zu erhalten. Allmählich sind diese Uebelstände verschwunden. Schon unter der kaiserlichen Regierung nahm der Ort wenigstens äusserlich eine ehrbare Gestalt an. Unter *Karl X.* ging die Verbesserung noch weiter und der jetzige König hat das Palais Royal, den Wohnsitz seiner Kindheit so wie den ersten Schauplatz seiner Regierungsthätigkeit, zu einem so anständigen Orte gemacht, als es nur immer der commercielle Charakter des Ortes gestatten mochte. Die wirksamste Massregel zur Vollendung dieser Wiedergeburt ist die Aufhebung der Spielhäuser gewesen.

Unter die Merkwürdigkeiten des Palais Royal, welches gegenwärtig nur zuweilen, etwa von königlichen Gästen, bewohnt wird, gehört eine schöne Gallerie mit Gemälden, die sich auf die Geschichte des Palastes beziehen, z. B. die Uebergabe desselben von *Richelieu* an *Ludwig XIII.*, die Gefahren des jüngern Sohnes des Letztern zu den Zeiten der Fronde, der Brand des Opernhauses, welches sonst einen Flügel des Palais bildete, bis zum Jahre 1831 herab, wo dem Herzoge von *Nemours* die belgische Königskrone angetragen wurde. Die unter dem Namen der *Orléans-Sammlung* ehemals berühmte herrliche Gemälde-Gallerie und das damit vereinigte Gemmen-Cabinet, welches jetzt durch ganz Europa zerstreut ist, waren ursprünglich vom Regenten, Herzog von *Orléans*,

hier aufgestellt und wurden während der Revolution, wo ein Militär-Gerichtshof in dem Locale Platz nahm, daraus weggeschafft. Die Inhaber der verschiedenen Handlungsgewölbe, Kaffeh- und Gasthäuser unter den Arkaden, welche einst der Vater des jetzigen Königs hatte herstellen lassen, bemächtigten sich des Eigenthums und der *Garten* wurde damals so umgestaltet, wie er noch jetzt besteht. Er hat eine Länge von beiläufig 700 und eine Breite von 300 Fuss. Ringsum schliessen ihn hohe Gebäude mit korinthischen Säulengängen ein, welche die erwähnten Gewölbe enthalten. Den mittlern Raum des Gartens schmücken einige Blumenstücke, zwischen welchen Springbrunnen und Bildsäulen über das Ganze zerstreut sind. Der grössere Theil aber wird von mit Sand und Kies bestreuten Alleen eingenommen, die den ganzen Tag über von Müssiggängern, Politikern, Kindern und Wärterinnen aus der Nachbarschaft besucht sind. Das Recht, hier Stühle zu vermiethen und Erfrischungen zu verkaufen, wird von der Regierung jährlich für 22500 Franken verpachtet.

Die ungeheure Menschenmenge, welche sich täglich im Palais Royal einfindet, erklärt sich leicht, wenn man weiss, dass es drei Theater und gegen 30 Speise- und Kaffehhäuser enthält. Hauptsächlich eilen Leute aus der Provinz und Reisende aus fremden Ländern hieher, ausserdem solche Pariser, welche nicht reich genug sind, um kostbarere

Vergnügungsanstalten zu besuchen. Der Geschäftlose kommt schon am Morgen, nimmt hier sein Frühstück ein und liest Zeitungen, im Winter beim warmen Ofen in einem reich verzierten Zimmer, im Sommer im Freien. Nach dem Frühstück schlendert er in den Arkaden umher, um die schimmernden und blitzenden Neuigkeiten zu bewundern, die an den Fenstern von Bertin und andern berühmten Schmuckhändlern ausgestellt sind, oder dem Handel zuzuschauen, welcher zwischen einem der ersten Restaurants und den berühmten Esswaaren-Verkäufern *Chevet* oder *Corcellet* abgeschlossen wird. Was nur immer die Jahreszeit bringt, oder auch nicht bringt, es mag aus Frankreich oder aus allen andern Ländern des Erdbodens kommen, Fische oder Wildpret, Obst oder Wein, ist in diesen Tempeln der Gastronomie zu jeder Stunde des Tages zu haben. Auch einige der besten Porzellan-, Glas-, Uhren-, Buch-, Gold- und Silberwaaren- etc. Handlungen sind unter den Arkaden des Palais Royal zu finden. Aber dicht in der Nähe des Vortrefflichen sieht man auch das Mittelmässige und Schlechte. Neben den mit dem Ausgesuchtesten besetzten Tischen des *Grand Vatel* und des *Café de Perigord* kann man in den s. g. *Gargotes* (Garküchen) für 25 oder 22 Sous speisen. Prachtvolle Juwelier-Gewölbe entfalten ihre Schätze von Diamanten und Perlen der edelsten Sorten neben jüdischen Läden, wo falsche

Steine und vergoldeter Flitterstaat die echte Waare so täuschend nachahmen, dass man selbst ein Juwelier seyn müsste, um den Unterschied zu entdecken. Selbst der klassische Tempel Melpomenens, das *Théatre Français*, hat seine burlesken Parodien in dem *Théatre du Palais Royal* oder dem Kindertheater *Séraphin* oder den Chinesischen Schattenspielen zu Nachbarn. Hunderte von unverheuratheten Männern, denen es überdiess an sonstiger häuslicher Unterhaltung fehlt, können sich, ohne das Palais Royal länger als auf einige Nachtstunden zu verlassen, hier auf eine ziemlich wohlfeile Weise sättigen, kleiden, wärmen und angenehm unterhalten. Leute dieser Art sind daher nebst Wärterinnen und Kindern aus der Nachbarschaft, die gewöhnlichsten Gäste und Besucher des Gartens.

Der *Palast des Luxembourgs*, am Ende der Vorstadt *St. Germain*, gegen die *Barrière de l'Enfer* gelegen, wurde von *Desbrosses* für die Königinn *Marie von Medicis*, nach dem Plane des Palazzo Pitti in Florenz, an der Stelle eines Wohngebäudes aufgeführt, welches dem Herzoge *d'Epinay Luxembourg* gehört hatte. Die Königinn hinterliess ihn als Erbschaft ihrem zweiten Sohne, *Gaston von Orléans*, Bruder Ludwigs XIII., und der Palast erhielt nun den Namen *Palais d'Orléans*, den er bis 1789 führte, zu welcher Zeit er vom Grafen von Provence, nachmals *Ludwig XVIII.*,

bewohnt war. Während der Schreckensregierung diente er als Gefängniss und wurde 1795 der Sitz des *Directoriums*, später aber, bis 1804, die Residenz des ersten Consuls. Der Palast hiess jetzt *Palais du Consulat* und war ganz wieder in dem prachtvollen Zustande hergestellt, wie unter *Ludwig XIV.*, wo ihn die Herzoginn von *Montpensier* bewohnt hatte, namentlich das Schlafzimmer der Königinn *Marie von Medicis*, dessen Wände und Plafond mit Gemälden von *Rubens*, *Nikolaus Poussin* und *Philippe de Champagne* geziert sind. Auch die Gallerie ist fast noch in dem ursprünglichen Zustande, wie zu der Zeit, wo jene Königinn hier die 24 allegorischen Gemälde von *Rubens* aufstellte, welche die Geschichte ihres Lebens zu verherrlichen bestimmt waren. Gegenwärtig sind hier Arbeiten neuerer Künstler, welche der König angekauft hat. Die ehemaligen Gemälde älterer Meister sind nach dem Louvre gebracht worden.

Während der Kaiserzeit erhielt der Palast den Namen *Palais du Sénat Conservateur*, oder des Erhaltungs-Senats, welcher hier seine Sitzungen bis 1814 hielt, wo die Pairskammer errichtet und eine Marmortafel über dem Haupteingange verkündigte, dass er nunmehr *Palais de la Chambre des Pairs* heissen sollte, welchen Namen er jetzt führt, obwohl er im gemeinen Leben noch immer *Palais du Luxembourg* genannt wird. Es ist ein schönes und grossartiges Gebäude, in welches man

PAIRS-KAMMER IN PARIS.

Verlag von J. G. Calve in Prag.

durch einen prachtvollen Hofraum gelangt. Links vom Eingange sind die Staatszimmer des *Gross-Referendärs der Pairskammer*, und durch den rechten Flügel kommt man zu der eigentlichen *Pairskammer*, über eine schöne Treppe, welche von einer Doppelreihe von Säulen, zwischen denen sich Trophäen und Statuen befinden, geschmückt wird. Im Versammlungssaale (*Salle de Réunion*), vor dem Sitzungszimmer der Minister, ist ein grosses allegorisches Gemälde, dessen Embleme nach und nach mit dem Namen *Napoleons* und der *Bourbons* vermehrt worden sind. *Ludwig Philipp* hat den *Génius Frankreichs* an die Stelle setzen lassen. Der Sitzungssaal (*Salle des Séances*) der Pairs, oder die eigentliche *Pairskammer*, bildet einen schlecht beleuchteten Halbkreis von 77 Fuss Durchmesser und ist für seine Bestimmung zu klein, so dass schon bei Gelegenheit der ersten politischen Prozesse unter der jetzigen Regierung zeitweilige Anbaue gemacht werden mussten. Gegenwärtig baut man nach der Gartenseite einen neuen Saal dazu. Dem Platze des Präsidenten und der Secretäre gegenüber erheben sich amphitheatralisch hinter und über einander die Bänke der Pairs. Der Platz für den jedesmaligen Redner ist unterhalb des Präsidenten-Tisches.

An den Palast stossen die von *Desbrosses* angelegten schönen Gärten des Luxemburg, der Erholungsplatz für die Vorstadt St. Germain. Ob-

schon ein grosser Theil des Raumes von Kaffeh- und Speisehäusern eingenommen wird und während der Revolution auf Befehl des National-Convents eine beträchtliche Fläche umgepflügt und mit Korn besäet wurde, so ist das Ganze doch immer noch des Palastes würdig und deutet auf einen ehemaligen Königssitz hin. Ein neuer Reiz wurde diesen Gärten durch *Napoleon* verliehen, welcher, nach dem Wunsche seiner ersten Gemahlinn, hier die jetzt durch ganz Europa berühmten *Rosenpflanzungen* anlegen liess. Man findet hier vom Mai bis zum Oktober die schönsten Rosen in der Blüthe; es sind gewiss an 2000 Varietäten, von der doppeldornigen und einblätterigen an, welche die meisten Leute für einen Berberitzenstrauch ansehen, bis zu den Sorten hinauf, deren Stämme eine Höhe von dreissig Fuss erreichen. Ohne diesen Zweig der Blumisterei zu vernachlässigen, welcher noch immer der Pflege des berühmten *Hardy* anvertraut ist, hat die Regierung in neuester Zeit eine *Weinreben-Schule* (*Ecole des Vignes*) innerhalb des Gartens errichtet, welche die Veredlung des französischen Weinbaues zum Zweck hat. — Die den Luxemburg-Garten besuchenden Leute sind von dem Publikum, welches man in den Gärten der Tuilerien und des Palais Royal antrifft, gänzlich verschieden. Sie bestehen aus einigen in Tracht und Benehmen noch der Vorzeit angehörigen alten Damen der Vorstadt St. Ger-

main, von eben so altmodischen Herren begleitet (— die fashionablern Bewohner der Nachbarschaft haben Equipagen und fahren nach den Tuilerien oder dem Boulogner Wäldchen spaziren —), dann aus Professoren, Gelehrten und Studenten des s. g. *Pays Latin*, eines benachbarten Stadttheils, wo sich die höhern Schulen für Theologie, Rechtsgelehrsamkeit etc. befinden.

Das *Kleine Luxemburg* ist ein an den grössern Palast gränzendes kleineres Gebäude, welches dem Cardinal Richelieu, während das Palais Royal gebaut wurde, zur Wohnung diente. Es ist jetzt ein Gerichtsbureau und wird als Gefängniss für politische Angeschuldigte verwendet, die hier, ehe sie vor die Pairskammer kommen, vorläufig verhört werden.

In der Strasse *St. Honoré* liegt die *St. Rochus-Kirche* (*St. Roch*), welche nebst der zu *Mariä Himmelfahrt* (*de l'Assomption*) vorzugsweise die Hofkirche genannt werden kann. Wenn, wie es längst im Vorschlag ist, einige gegenüber stehende Gebäude abgetragen würden, so würde die schöne Vorderseite der Rochus-Kirche, von den Tuilerien-Gärten aus betrachtet, ungemein gewinnen. Die Errichtung dieser Kirche fällt in das Jahr 1653, wo *Ludwig XIV.* und seine Mutter, *Anna von Oesterreich*, den Grundstein legten. Die damalige Hofkirche war *St. Germain l'Auxerrois*. Fast ein halbes Jahrhundert gingen die Arbeiten nur lang-

sam vorwärts, und die Kirche wäre ohne Zweifel unvollendet geblieben, wenn nicht der schottische Abenteurer *Law*, um seine finanziellen Taschenspieler-Streiche in Betreff der bekannten Tontinen und Leibrenten zu sühnen, die Summe von 100000 Livres hergegeben hätte. Gleichwohl konnte die Kirche erst zwanzig Jahre später, 1740, eingeweiht werden. Das nach *De Cotte's* Zeichnung ausgeführte Portal weicht etwas von dem ursprünglichen Plane *Lemercier's* ab, indem es dorische und korinthische Säulen hat, welche ein Gesims und darüber ein Kreuz von 91 Fuss Höhe tragen. Zu diesem 84 Fuss breiten Portal steigt man auf einer schönen Treppe hinauf, welche sich längs der ganzen Breite desselben ausdehnt.

Da *St. Roch* die Pfarrkirche des zweiten Arrondissements, eines der reichsten von Paris, ist, so wird der Gottesdienst darin in höchst prachtvoller Weise begangen. Die Geistlichkeit hat grosse Einkünfte, die Musik ist vortrefflich und in der Regel predigt jedes Mal der volksbeliebteste Kanzelredner. Die Kirche ist daher auch, besonders an Sonntagen, sehr zahlreich sowohl vom Hofe als auch von den reichern und vornehmern Einwohnern der Umgebung besucht und der Platz mit glänzenden Equipagen gefüllt. Das Innere ist in architektonischer Hinsicht nicht besonders merkwürdig, enthält aber einige schöne Grabmäler, namentlich eine Marmortafel, welche der jetzige

König noch als Herzog von Orléans, im Jahre 1821 dem Andenken *Corneille's*, der in der nahen Strasse Argenteuil sein Leben beschloss, gewidmet hat; ferner ein Standbild des bekannten Cardinal *Dubois*, in betender Stellung; ein Denkmahl des Gartenkünstlers *Le Nôtre's*, des Malers *Mignard*, des Gelehrten *Maupertuis*, des Marschalls von *Asfeld* u. m. A. Das Grabmahl des *Abbé de l'Epée* wurde in der Revolution zerstört, aber ein Medaillon mit einem Bildniss der durch ihre anstössigen Memoiren berüchtigten Frau von *Jully* ist unversehrt geblieben. — Hinter dem Hochaltar ist ein aus Cedernholz vom Libanon gearbeitetes, reich vergoldetes Behältniss auf einem Marmor-Fussgestell, welches die der Kirche gehörigen Heiligen-Reliquien enthält.

Aber bei weitem die grösste Sehenswürdigkeit der Kirche ist die *Marien-Capelle* hinter dem Chor, deren Altar eine von *Anguier* meisterhaft ausgeführte Marmorgruppe auszeichnet, die vormals den Altar in *Val de Grâce* zierte und das Jesuskind in der Krippe, nebst Joseph und Maria, darstellt. Der Altar ist mit kostbarer Stickerei bedeckt und der Eingang zur Kapelle so wie zu den Seitenflügeln mit Gemälden von *Vien*, *Delorme* *Champmartin* etc. geschmückt. Hinter der Marien-Kapelle ist der Schrein für das hochwürdigste Sakrament, dem Allerheiligsten eines mosaischen Tabernakels, mit rothseidenen Vorhängen, nach

gebildet. Von da geht man einige Stufen tief in die gewölbte *Kapelle des heiligen Grabes* hinab. Das herrliche Crucifix, von *Anguier*, stand ehemals auf dem Altar der Sorbonne. In der Charwoche wird diese Kapelle von zahlreichen Andächtigen besucht.

Unter die grössen Lokal-Auszeichnungen der Hauptstadt Frankreichs gehören auch die *Boulevarts*. Man kann sie als eine sehr breite Strasse bezeichnen, die mit Bäumen bepflanzt ist und die innere Stadt (*Cité*, die Altstadt) wie ein kostbarer Gürtel von stattlichen Häusern und prunkenden Handelsgewölben einfasst. Hier herrscht in ganz Paris vom Morgen bis zum Abend das meiste Leben und die regste Geschäftigkeit und Munterkeit. Für die feine Welt aber ist nur ein sehr kleiner Theil auserwählter Grund, nämlich die Strecke zwischen der Strasse *Richelieu* und dem *Magdalenen-Platze* (*Place de la Madeleine*), welcher an die französische und die italiänische Oper stösst und wo sich nur die von den höhern Ständen besuchten Erfrischungsorte, das *Café de Paris* und das *Café Tortoni*, befinden.

Die *Boulevarts* (*Boulevards*, Wälle, Bollwerke) verdanken ihre Entstehung den Verschönerungen, welche unter Ludwig XIV. Statt fanden, als die Festungswerke der innern Stadt (*Cité*) abgetragen und die Wallgräben ausgefüllt wurden. Auf Anrathen *Colberts* beschloss der König, an der nörd-

lichen Seite eine breite Strasse anzulegen und diese mit Bäumen zu bepflanzen. Schon im Jahre 1670 war das Boulevart von der Strasse *St. Antoine* bis zur Strasse *St. Martin* zum öffentlichen Gebrauche vollendet. Die Thore *St. Dénis*, *St. Martin*, *St. Antoine* und *St. Honoré* waren bis zu jener Zeit mit Thürmen und Fallgattern befestigt und bildeten die Haupteingänge zur Altstadt. Sie wurden aber in Uebereinstimmung mit dem neuen Verschönerungsplane ebenfalls abgetragen, und im Jahre 1672 erhob sich an der Stelle des alten unter *Karl IX.* erbauten Thores der Triumphbogen, welcher den Namen *Porte St. Dénis* führt. Er wurde auf Kosten der Stadt Paris, zum Andenken an die damals in den Niederlanden erfochtenen Siege, gebaut. Diese *Porte St. Dénis* ist 72 Fuss hoch und hat einen mittlern Hauptbogen von 25 Fuss nebst zwei Seitenbogen von 10 Fuss Breite. Er ist reich mit militärischen Trophäen und andern Skulpturen verziert; besonders ist das Basrelief über dem mittlern Bogen merkwürdig, welches den König zu Pferde darstellt, wie er den Rhein bei *Tolhuis* überschreitet. Am Fries liest man in metallnen Buchstaben die Inschrift: *Ludovico Magno.* Das Ganze gehört unter die besten Muster des zu jener Zeit herrschenden Baustyles, verdankt aber seine jetzige Schönheit der auf *Napoleons* Befehl 1807 geschehenen vollkommenen Erneuerung, wo

namentlich die sehr beschädigten Skulpturen von *Cellerier* restaurirt wurden.

Die südlichen Boulevarts entstanden viel später als die nördlichen und wurden erst 1761 unter *Ludwig XV.* vollendet. *Napoleon* erweiterte die nördlichen Boulevarts bis zur Seine. Letztere sind jetzt 1500 (?) Fuss lang und bestehen aus 12 Abtheilungen, welche die Namen *Boulevart de Bourdon*, *St. Antoine*, *Filles du Calvaire*, *du Temple*, *St. Martin*, *St. Dénis*, *Bonne Nouvelle*, *Poissonnière*, *Montmartre*, *des Itaiiens*, *des Capucines* und *de la Madeleine* führen. Die von der eleganten Welt am meisten besuchte Abtheilung, wo sich die glänzendsten Handelsgewölbe, Restaurationen und Kaffehhäuser befinden, ist das *Boulevart des Italiens*, von dem italiänischen Operahause so benannt. Jeden Tag entstehen hier neue Verschönerungen, indem alte Gebäude abgetragen und neue in besserm Styl aufgeführt, alle im Wege stehenden Hindernisse immer mehr beseitigt und namentlich neue Bäume gepflanzt werden, da die alten theils abgestorben, theils während der Besetzung der Stadt, 1814 durch die Truppen der verbündeten Mächte, sehr beschädigt worden sind. Nur auf einer kleinen Strecke des Boulevart *Montmartre* und des *Temple* stehen die alten Bäume noch. Die wichtigste Verbesserung jedoch ist in den letzten Jahren die Pflasterung mit *Asphalt* gewesen, welche zu allen Jahreszeiten eine trockne und angenehme Wandel-

bahn gewährt. Auch ist die sonst sehr mangelhafte nächtliche Beleuchtung wesentlich vervollkommnet worden. Man kann sich jetzt nichts Prachtvolleres und Lebhafteres denken, als den Anblick, welchen zur Nachtzeit diese Boulevarts mit ihren glänzenden Kaufgewölben, Kaffeh- und Speisehäusern etc. und der zwischen sechs oder acht stark besuchten Theatern hin und her wogenden Volksmenge gewähren. Aber auch zu jeder Stunde am Tage ist dieser Theil der Boulevarts ein belebtes Panorama, besonders in der Nachbarschaft der *Rue de la Paix* und des *Café de Paris*. Etwas weiter von hier, in der Umgebung der *Börse* und der *Rue Bergère*, wo viel Bankier-Häuser und Kaufmannswohnungen sind, haben die Boulevarts schon ein solideres Ansehen. Noch weiter, auf die Boulevarts *St. Dénis* und *St. Martin* und in der Nachbarschaft des Judenviertels, kommen die Gewölbe und die Bevölkerung ziemlich mit der von London überein.

Die Zahl solcher Privathäuser auf den Boulevarts, die nicht zum Gewerbsbetrieb gehören, ist nicht gross und verschwindet allmählich in Folge des grossen Werthes, den Grund und Boden durch Handelsunternehmungen gewinnen. Innerhalb der letzten Jahre ist an die Stelle des *Hôtel de Biron*, dessen schöne Gärten sich bis zum Boulevart der Kapuziner erstreckten, eine ganze Reihe neuer Häuser getreten.

Das *Boulevart du Temple*, wo die kleinern Theater von Paris liegen, ist ein Lieblingsplatz des gemeinen Volks, welchem besonders an Sonntags-Nachmittagen Puppenspieler, Marktschreier, Bänkelsänger und herumziehende Musikanten fortwährend Unterhaltung darbieten. Auf dem *Boulevart de Bondy*, ganz nahe beim vorigen, steht ein prächtiger *Springbrunnen*, das s. g. Wasserschloss (*Château d'Eau*), von *Girard* 1811 für die Summe von 175000 Franken errichtet. Es sind fünf concentrische Becken, eines über dem andern, aus welchen das Wasser stufenweise herabfällt, während vier Löwen an den Ecken des Fussgestells ebenfalls Wasser ausspeien. Das unterste, grösste Becken hat 90 Fuss im Durchmesser. Rings um dieses schöne Monument wird an einem bestimmten Tage der Woche Blumenmarkt gehalten.

Am äussersten Ende der Boulevarts ist der Platz, auf dem sonst die berüchtigte *Bastille* stand. Bis zum Jahre 1565, wo *Katharina* von *Medicis* den Platz *Les Tournelles*, auf welchem König *Heinrich II.* in einem Turnier tödtlich verwundet worden war, gänzlich verliess, war der Hauptsitz der Pariser vornehmen Welt das s. g. *Marais* (der Sumpf), welcher das Viertel *St. Antoine* begriff. Hier lag nebst andern öffentlichen Gebäuden auch das unter dem Namen der *Bastille* bekannte Fort, welches in spätern Jahren nur als Staatsgefängniss verwendet wurde. Die Geschichte seiner Zerstö-

rung 1789 ist bekannt. Der Platz bot mehre Jahre hindurch nur den Anblick der Ruinen dar. Unter dem Directorium wurde der Wallgraben zum *Kanal St. Martin* umgeschaffen und Baron *Denon* entwarf den Plan zur Errichtung eines grossartigen Springbrunnens an der Stelle des Schutthaufens. Auf einem über den Kanal gewölbten Bogen sollte ein kolossaler Elephant von Bronze, 70 Fuss hoch, stehen, der aus seinem Rüssel einen ungeheuern Wasserstrahl speien würde. Eine Treppe im Innern des einen Fusses sollte zu dem Thurme auf dem Rücken führen, um von dort einen schönen Ueberblick der ganzen Stadt zu haben. Es blieb aber bei dem Gyps-Modell zu diesem Kunstwerke, welches noch den Neugierigen gezeigt wird. Auf dem von *Napoleon* zum Behuf der wirklichen Ausführung errichteten Fussgestell sollte nach der Rückkunft der *Bourbons* eine riesenmässige Figur der Stadt Paris aufgestellt werden. Aber ein Unstern schien über dem Platze zu walten. Lange zuvor, ehe das Bild gegossen werden konnte, war *Karl X.* entthront und das Piedestal erhielt abermals eine neue Bestimmung; man wollte ein Denkmahl der Julius-Revolution darauf errichten. Dieses ist denn auch wirklich zu Stande gekommen. Es besteht in einer dorischen Säule von Bronze, 130 Fuss hoch und 11 Fuss im Durchmesser. Mit Einschluss des Piedestals und der den Schutzgeist Frankreichs darstellenden Figur auf dem Gipfel, welche für

sich allein 15 Fuss misst, übertrifft die Höhe dieser Säule die des Vendôme-Platzes um 25 Fuss. Die eine Hälfte derselben enthält die Namen derjenigen Personen, welche bei der Zerstörung der Bastille gefallen, die andere Hälfte verewigt das Andenken der Opfer der Julius-Revolution. Die Kosten des Ganzen haben sich auf 125000 Franken belaufen.

Unweit von der Stätte der ehemaligen Bastille stand noch vor zwanzig Jahren das schöne Haus des dramatischen Dichters *Beaumarchais*; es wurde 1823 verkauft und abgetragen, um einem Kanale Platz zu machen, der das Bassin La Villette mit dem ehemaligen Graben der Bastille vereinigen sollte. An die Stelle des Gartens ist eine Salz-Niederlage getreten.

Fast gerade gegenüber steht das kleine Theater der *Porte St. Antoine*, welches schon unter *Heinrich IV.* auf dem ehemaligen Tournierplatze des *Palais des Tournelles* errichtet wurde. Hier kommen vornehmlich die Werke *Victor Hugo's* zur Aufführung, der an dem anstossenden alten Königsplatze (*Place Royale*) wohnt. Es macht einen ganz eignen Eindruck, wenn man an einem schönen Sommertage von dem westlichen Ende der volkreichen und lärmenden Boulevarts in dieses abgeschlossene Stadtviertel kommt, welches sich durch die träge Ruhe und Stille einer finstern niederländischen Stadt auszeichnet. Das *Marais*, besonders die *Rue des Tournelles* und ein Theil

der *Rue St. Antoine*, enthält jedoch viele alte Paläste des ehemaligen hohen Adels, die aber jetzt in den Händen von Staatsbeamten oder Gewerbsleuten sind. Der Hauptgrund, warum die vornehme Welt das Marais verlassen hat, ist die ungesunde Lage desselben, die schon in früherer Zeit die Entfernung des Hofes aus diesem Stadttheile zur Folge hatte. Unter *Heinrich IV.*, wo *Sully* das nahe liegende Arsenal bewohnte, blieb es noch immer der Haupt-Wohnplatz des höhern Adels, und noch dreissig Jahr später erfahren wir aus den Briefen der Frau von *Sévigné*, deren von *Jean Goujon* geschmackvoll verziertes, unter dem Namen *Hôtel de Carnavalet* bekanntes Haus noch jetzt in der anstossenden Strasse *Culture de Ste. Catharine* zu sehen ist, dass ihr Wohnsitz von den Hôtels der vornehmsten Familien damaliger Zeit umgeben war.

Von dem alten Königspalaste *Hôtel de St. Paul*, wo Karl V. 1360 wohnte, ist unter dem Namen *Hôtel de Sens* noch ein Theil vorhanden, der als Probe des Privat-Baustyls im Mittelalter gelten kann, aber wahrscheinlich ebenfalls bald verschwinden wird.

Ein anderes merkwürdiges Gebäude in diesem Stadtviertel ist das, ursprünglich im Jahre 1396 von der Stadt Paris errichtete *Zeughaus*, welches aber, nachdem es 200 Jahr später durch eine Pulver-Explosion in die Luft geflogen, von *Karl IX.*

in einem schönern Styl neu aufgebaut worden ist. *Heinrich IV.* wurde 1610, als er im Begriff war, das Zeughaus zu besuchen, in der *Rue de la Ferronnerie* von Ravaillac ermordet. Die ursprüngliche Stückgiesserei verwendete *Ludwig XIV.* zum Guss der Bronze-Statuen, die die Paläste von *Marly* und *Versailles* zieren sollten. Unter der Regentschaft des Herzogs *von Orléans* wurde das Arsenal bedeutend vergrössert und ein hübsches Gebäude für den Obergeneral der Artillerie errichtet. In einer Abtheilung desselben brachte Frau von *Genlis* ihre letzten Lebenstage zu, und dem Litteratur-Freunde ist dieses Gebäude auch als der Wohnsitz des beliebten Schriftstellers *Charles Nodier* merkwürdig, der hier den Posten eines Bibliothekars bekleidet. Die öffentliche, vom *Marquis de Paulmy d'Argenson* gegründete Bibliothek des Arsenals gehört unter die vorzüglichern und enthält 190000 Bände, nebst beinahe 7000 Handschriften. Die ehemals von *Sully* bewohnt gewesenen, im Style der Schlafzimmer des Luxemburg verzierten Gemächer befinden sich noch in ihrem frühern Zustande.

In der Nähe des Zeughauses sieht man auch die Reste des berühmten *Cölestiner-Klosters*, das ehemals sehr reich an Grabmählern war, denn es wurden hier bis zur Zerstörung des Tournelles-Palastes viele Glieder des königlichen Hauses beigesetzt. Manche von diesen Denkmählern sind in

der Revolution durch *Lenoir*, den Stifter des *Museums französischer Denkmähler* (*Musée des Monumens Français*) erhalten und nach *St. Dénis* gebracht worden.

Die Vorstadt *St. Antoine* enthält auch das merkwürdige Gefängniss *La Force*, welches ehemals ein Hôtel war und dem Herzog dieses Namens gehörte, aber 1780 zu seiner gegenwärtigen Bestimmung umgeschaffen wurde, für die es jedoch schlecht geeignet ist. — Ein anderes bemerkenswerthes Gebäude in diesem Stadtviertel ist das Conservatorium der Künste und Handwerke (*Conservatoire des Arts et Métiers*), eine Sammlung von Modellen aller neuen Maschinen und Werkzeuge, die auf Gewerbe und Manufakturen Beziehung haben. Sie entstand schon 1789 unter der Leitung des *Abbé Grégoire* aus den vereinigten Sammlungen von *Vaucanson* und *Pajot d'Ozembray*. Im Jahre 1798 wurde sie in der alten Abtei *St. Martin des Champs* aufgestellt und ein Gesetz verordnete, dass jeder, der ein Patent über eine neue Erfindung erhielt, ein Modell davon in diesem Conservatorium niederlegen sollte. Im Jahr 1810 wurde eine Lehranstalt des Zeichnens und der Mathematik damit verbunden, während ähnliche Anstalten auch in verschiedenen Städten der Departements errichtet wurden. Auch das Gebäude, worin sich jetzt diese Sammlung befindet, ist der Aufmerksamkeit würdig. Die Kapelle der

Abtei wurde im XIII. Jahrhundert von *Pierre de Montereau* gebaut und auch das Refectorium ist das Werk dieses grossen Meisters. Das im neuern Style hinzugekommene Stiegenhaus ist eines der schönsten in Paris.

In geringer Entfernung von hier, in der Tempel-Strasse (*Rue du Temple*), ist eine *Buss-Kapelle* (*Chapelle expiatoire*), welche 1823 an der Stelle des Gefängnisses errichtet wurde, wo der unglückliche *Ludwig XVI.* und seine Familie ihre letzten Lebenstage hinschmachteten.

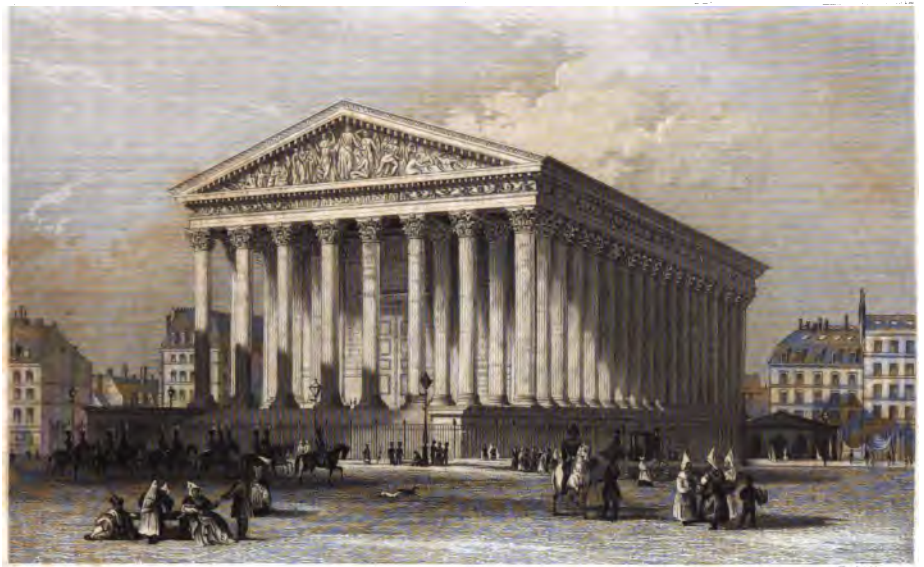
Der *Tempel*, ursprünglich ein Fort der Johanniter-Ritter, wurde 1222 gebaut und bestand aus einem grossen vierseitigen Thurm mit vier kleinen Thürmchen an den Ecken. Er diente eine Zeit lang als königliche Schatzkammer und später als Archiv für den Malteser-Orden. Nach dem Jahre 1793 wurde ein Staatsgefängniss daraus gemacht, welches später *Pichegru*, *Toussaint L'Ouverture*, *Sir Sidney Smith* und andere merkwürdige Männer bewohnten. Vor 1789 besass der Tempel das Privilegium königlicher Paläste, ein Asyl für vom Gesetze verfolgte Verbrecher zu seyn. Ein Theil des sonst viel grössern Gebäudes gehörte Privatleuten. Die Residenz des *Grand-Priors* war 1566 von *Jacques de Souvré* gebaut und zu Anfange des XVIII. Jahrhunderts durch den damaligen Grossmeister *Chevalier d'Orléans* erneuert worden. *Napoleon* liess das Gebäude 1812 ganz

neu herstellen, in der Absicht, es zur Wohnung des Cultus-Ministers zu machen. Im Jahre 1814, wo der Herzog von *Angoulême* Titular-Prior war, wurde es zu dem noch jetzt bestehenden *Frauenkloster der Benedictinerinnen* umgeschaffen.

An diese Notizen über den letzten Aufenthalt der unglücklichen Königsfamilie knüpft sich die Erinnerung an ihren Begräbnissplatz, den *Magdalenen-Kirchhof* (*Cimetière de la Madeleine*), an dessen Stelle die *Buss-Kapelle* der *Rue d'Anjou St. Honoré* getreten ist. Der König und die Königinn waren nach ihrer Hinrichtung auf dem Pfarr-Kirchhofe des Revolutions-Platzes beerdigt worden. Hr. *Descloseaux* kaufte diesen Grund und machte einen Obstgarten daraus, wodurch er die königlichen Gräber vor der Volkswuth schützte und auf ihre Erhaltung sorgfältig bedacht war. Die hier wachsenden Blumen wurden jährlich der Herzoginn von Angoulême als Geschenk überreicht. Nach der Rückkehr der Bourbons brachte *Ludwig XVIII.* diesen Grund durch Kauf an sich und liess die irdischen Reste seines königlichen Bruders und der Königinn feierlich nach *St. Dénis* übertragen. An der Stelle des Gartens, wo auch die Leichen unzähliger anderer Opfer der Guillotine, so wie einer grossen Zahl Schweizergarden, begraben worden, erhob sich die erwähnte *Buss-Kapelle*, nach Fontaine's Plane, in Form eines Kreuzes, welches in der Mitte von einer Kuppel überragt

wird. Das kleine zierliche Gebäude enthält die Büsten des Königs und der Königinn, von weissem Marmor, jede von einem Engel gehalten. Auf einer schwarzen Marmortafel liest man in goldner Schrift das merkwürdige Testament Ludwigs XVI. Eine Reihe von Basreliefs umschliesst die Kapelle. In einer unterirdischen Kapelle ist genau auf der Stelle, wo sich das Grab des Königs befand, ein Altar von grauem Marmor errichtet. Jeden Tag wird hier eine stille Messe gelesen. Der Platz rings um das Gebäude ist mit Cypressen bepflanzt.

An der Stelle der alten Magdalenen-Kirche, welche zur Zeit Ludwigs XV. den Bedürfnissen der Eingepfarrten nicht mehr genügte, wurde 1763 der Königsstrasse gegenüber eine neue zu bauen begonnen, die aber beim Ausbruch der Revolution 1789 unvollendet blieb. Im Jahre 1808 beschloss Napoleon seinen schon längst beschlossenen *Tempel des Ruhms* (*Temple de Gloire*) daraus zu machen. Aber auch dieser wurde nicht fertig und 1813 liess *Ludwig XVIII.* das Gebäude wieder zu einer christlichen Kirche einrichten. Diese ist nun gegenwärtig, was die äussern Verzierungen betrifft, ganz vollendet und gehört unter die schönsten neuern Bauwerke dieser Art in ganz Europa. Sie ist von einem aus 52 korinthischen Säulen von 65 Fuss Höhe und 6 Fuss Durchmesser bestehenden Peristyl umgeben. Der südliche Porticus kann, da er aus zwei Säulenreihen besteht, ein



MAGDALENEN-KIRCHE IN PARIS.

Verlag von J.G.Calve in Prag.

doppelter genannt werden. Den Giebel desselben ziert ein Hautrelief von Lemaire, das *Jüngste Gericht* darstellend. Das Dach ist mit Kupfer gedeckt. Die Kirche steht in grossartiger Weise ganz frei. Die eine Fronte ist gegen den Platz Ludwigs XV. gerichtet und steht der *Rue Royale* gegenüber; die andere blickt nach der hübschen, breiten Strasse *Tronchin*. Die Plätze auf jeder Seite sind mit Bäumen bepflanzt und haben in der Mitte Springbrunnen. Zwei Mal wöchentlich wird hier der Blumenmarkt von *La Madeleine* gehalten.

Einige Strassen weiter in dem Marais fortgehend, kommt man zu dem geschichtlich merkwürdigen alten *Hôtel de Soubise*, welches an der Stelle des Wohngebäudes des Connétable *de Clisson* steht und bis ins vorige Jahrhundert von der Familie *Rohan* bewohnt war. Es besteht noch das grosse Einfahrtsthor, mit einem kleinen Thurme aus dem XV. Jahrhunderte. Die lange Reihe von Zimmern im ersten Stock befindet sich ziemlich noch in demselben Zustande wie zu der Zeit, wo vor 200 Jahren die berühmte Familie der *Guise* hier wohnte, während mehre der kleinern Appartements vor Kurzem erneuert und mit Fresken von *Boucher* verziert worden sind. Gegenwärtig befindet sich in diesem Gebäude das grosse *Archiv*, welches die unter Napoleon gesammelten Archive der Departements enthält und als *historisches Museum* eben so wichtig ist, wie die artistischen

Sammlungen des Louvre. Es steht unter der Aufsicht des Historikers *Michelet*. Von höherem Interesse noch war es, so lange Napoleon regierte, da hier auch die Spolien fremder Länder aufgehäuft waren, die nach seinem Fall zurückgegeben werden mussten. Unter die Merkwürdigkeiten der jetzigen, noch immer sehr reichen Sammlung gehören die alten Stiftungsbriefe der Abteien *St. Dénis* und *St. Germain des Prés*, von den Königen *Dagobert* und *Childebert*, alle Adelsdiplome und Sequestrations-Urkunden des Königreichs, von den ältesten Zeiten an; die in Beschlag genommenen Papiere des Hochverraths überwiesener Verbrecher, aus mehren Jahrhunderten, bis auf *Fieschi* und *Alibaud* herab; der auf Befehl der National-Versammlung verfertigte eiserne Kasten zur Aufbewahrung der Goldnen Bullen der päpstlichen Dekrete; die Testamente der verschiedenen französischen Könige; die Kupferplatten der Assignaten; der Briefwechsel zwischen Napoleon und Ludwig XVIII.; die s. g. Rothen Bücher von Versailles, nebst zahllosen Briefen und Urkunden von geringerer Wichtigkeit.

Das *Palais Cardinal*, welches bis 1789 vom *Cardinal Rohan* bewohnt war, enthält jetzt die prachtvolle *Königliche Buchdruckerei* (*Imprimerie Royale*), deren Gründung durch *Franz I.* geschah. Sie ist ungemein reich an Schriften der verschiedensten Sprachen des Erdbodens. Als Papst *Pius VII.*

1804, bei Gelegenheit der Krönung Napoleons; diese Anstalt besuchte, wurde in seiner Gegenwart das Vater Unser auf 150 *Pressen* in *eben so viel Sprachen* und *Mundarten* gedruckt. Bei der Julius-Revolution, 1830, brach der Pöbel hier ein und zerstörte einige der kostbarsten Dampfmaschinen.

In diesem Stadtviertel befinden sich auch die grossen Kanzleien und Niederlagen des *Versatzamtes* oder *Leihhauses* (*Mont de Piété*), dessen Erträgnisse zum Besten der öffentlichen Krankenhäuser verwendet werden.

An dem benachbarten merkwürdigen *Grève-Platze*, wo seit Jahrhunderten die öffentlichen Hinrichtungen vorgenommen werden, steht das *Rath-* oder *Stadthaus* (*Hôtel de Ville*). Es wurde ursprünglich von der Pariser Municipalität im Jahre 1357, an der Stelle des unter dem Namen *Strandhaus* (*Maison de la Grève*) bekannten, nahe an der Seine gelegenen königlichen Palastes, errichtet; aber der Grund zum jetzigen Gebäude wurde erst 1533 gelegt und das Ganze unter den Königen *Heinrich II.* und *IV.* nach dem Plane des *Dominico di Cortona* vollendet. Während der Unruhen unter dem letztern Monarchen und 1789 erlitt es starke Beschädigungen, die 1801, wo der Präfekt des Seine-Departements seinen Sitz hier aufschlug, ausgebessert wurden. In den letzten zwei Jahren hat die Stadt fast $^1/_2$ Million Franken auf den

Ausbau und die Verschönerung verwendet. In dem ältern Theile des Gebäudes ist der prachtvolle Thronsaal (? *Salle du Trône*) zu bemerken. Auch enthält das Stadthaus eine öffentliche Bibliothek von 60000 Bänden und zahlreichen Handschriften.

Vom Grève-Platz führt eine kleine Kettenbrücke für Fussgänger (seit 1830 *Pont d'Arcole* genannt) zur s. g. *Insel* oder *Insel der Altstadt* (*Ile de la Cité*). Diese ist der eigentliche Kern von Paris, die *Lutetia* des Alterthums, welche von dem schon bei Ptolemäus vorkommenden gallischen Volksstamme der *Parisier* (*Parisii*) angelegt wurde und ursprünglich nur aus Fischerhütten bestand. *Julius Cäsar* erweiterte den Ort zur Stadt und umgab ihn mit Mauern. Unweit der Stelle, wo jetzt die Nôtre Dame steht, wurde ein *Jupiters-Tempel* gebaut und dass der Montmartre einen *Mars-Tempel* trug, zeigt sein Name (*Mons Martis*). Während der fünfhundertjährigen Römerherrschaft dehnte sich die Hauptstadt Galliens (*Lutetia Parisiorum*) über die nördlichen und südlichen Ufer der Seine (*Sequana*) aus. Kaiser *Julian* verlebte drei Winter hier, in einem Palaste, dessen Ruinen jetzt in der *Rue de la Harpe* unter dem Namen des *Bäder-Palastes* (*Palais des Thermes*) bekannt sind. Im III. Jahrhunderte wurde durch den *heil. Dionys* (*St. Dénis*), der auf dem Montmartre den Märtyrer-Tod erlitt, das Christen-

thum hier eingeführt. Die erste, dem *heil. Stephan* gewidmete, *Kapelle* entstand auf der Insel, unter der Regierung Kaiser *Valentinians*. Aber *Clodwig* war der erste fränkische Monarch, der 524 den christlichen Glauben annahm und diese Kapelle der *heil. Genoveva* widmete, die er zur Schutzheiligen der Stadt erklärte.

Von dieser Zeit an bis auf *Hugo Capet*, 987, erlitt die Stadt mancherlei Ungemach. Die Normannen plünderten sie und zerstörten den grössten Theil derselben. *Hugo Capet* legte den Grund zum Justizpalaste, und die Kathedrale *Nôtre Dame* wurde, wie sie noch jetzt besteht, durch seinen Sohn *Robert*, an der Stelle einer von *Childebert* der Jungfrau Maria geweihten Kapelle, zu bauen angefangen. Im Jahre 1250 entstand durch *Robert Sorbon* die von ihm den Namen führende berühmte Schule der *Sorbonne*, in dem Stadtviertel, das noch jetzt im gemeinen Leben das *Lateinische Land* (*Pays Latin*) heisst. Unter König *Karl V.* wurde die Stadt, zum Schutze gegen die Engländer, mit Wällen und Gräben eingeschlossen, welcher auch die *Bastille* und das *Palais des Tournelles* aufführte. Durch die Bürgerkriege und mehrmalige Ausbrüche der Pest war Paris unter *Karl VII.* so herabgekommen, dass man Verbrechern anderer Länder einen Zufluchtsort hier anbot, um die Stadt wenigstens wieder zu bevölkern. Aber erst unter der glücklichen Regierung Königs *Franz I.*, bei

dem allgemeinen Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften, erlangte Paris die Wichtigkeit, die es seitdem unter den europäischen Grossstädten behauptet hat. *Heinrich IV.* vollendete den *Pont Neuf* und unter ihm entstand der *Königsplatz*, der *Dauphins-Platz* und die benachbarten Kais. Während der Regierung seines Sohnes *Ludwigs XIII.* wurden durch den fürstlichen Geschmack des Kardinals *Richelieu* fast alle Theile der Stadt verschönert; namentlich wurden damals die meisten Paläste des hohen Adels in der Vorstadt *St. Germain* gebaut. Unter *Ludwig XIV.* entstanden nicht weniger als 80 neue Strassen und 33 Kirchen. Die Plätze *Vendôme* und *des Victoires* wurden angefangen, das *Hôtel der Invaliden*, die *Sternwarte* und die *Königsbrücke* (*Pont Royal*) vollendet, die Pflanzungen der *Elysäischen Felder* und der *Tuilerien* angelegt, die alten Wallgräben ausgefüllt und überhaupt nach allen Seiten die wichtigsten Verbesserungen und Verschönerungen vorgenommen.

Bald nach der Thronbesteigung *Ludwigs XV.* erhoben sich eine beträchtliche Menge neuer Privathäuser in den Vorstädten *St. Germain* und *St. Honoré*; das *Palais Bourbon*, die *Militärschule*, die *St. Genoveven-Kirche*, der *Platz Ludwigs XV.*, die *Medicinische Schule* und die schöne *Porzellan-Fabrik in Sèvres* wurden errichtet. Neue Boulevarts dehnten sich bis hinter die Dörfer *Chaillot*,

Monceaux und *Le Roule* aus und vereinigten sie mit der Stadt. Die äussere Ringmauer erhielt, um die Zollerhebung zu sichern, die noch jetzt vorhandenen Thore und Barrieren; was zu dem Calembourg Veranlassung gab: *Le mur murant Paris rend Paris murmurant.* Unter dem unglücklichen *Ludwig XVI.* wurde der oben erwähnte Bau der *Magdalenen-Kirche* etc. etc. ausgeführt. Mehre *Schauspielhäuser*, die *Eintrachtsbrücke* (*Pont de la Concorde*) und vor Allem die grossen und sinnreichen *Wasserwerke*, durch die alle Theile der Stadt mit einem der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse versorgt werden, verherrlichten seine Regierung.

Wie die Verwüstungen der Revolution zuerst durch das *Directorium* und später durch *Napoleon* wieder gut gemacht worden, haben wir bereits oben angedeutet. Neue Verbesserungen kamen hinzu. Grosse Marktplätze, die Verlegung der Schlachthäuser vor die Thore, und 15 neue Fliess- und Springbrunnen in verschiedenen Theilen der Stadt waren für alle Klassen der Einwohner höchst wohlthätig. Man schätzt die auf alle diese Unternehmungen von 1796 bis 1814 verwendete Geldsumme auf 100 Millionen Franken. Wie diese Arbeiten von *Ludwig XVIII.* und *Karl X.* fortgesetzt worden und noch jetzt unter *Ludwig Philipp* immer grössere Ausdehnung erhalten, haben wir gleichfalls oben im Einzelnen nachgewiesen.

Das wichtigste Bauwerk des Mittelalters ist unstreitig die Kathedrale *Notre Dame*, eines der schönsten Denkmähler des sogenannten gothischen Styls. Der Bau begann, wie schon erwähnt, im XI. Jahrhunderte. Der Hochaltar wurde 1802 geweiht, die westliche Fronte vom Bischof *Maurice de Sully* 1223 errichtet; an einer Stelle der Mauer liest man den Namen des Architekten »*Maistre Jehan de Chelles.*« Den letzten Zusatz erhielt die Kirche durch ein kleines Thor, welches *Jean Sans Peur*, Herzog von *Burgund*, der Mörder des Herzogs von *Orléans*, 1407 zur Sühnung seines Verbrechens bauen liess.

Die Form der Kirche ist die eines regelmässigen Kreuzes, mit doppelten Flügeln, welche das Schiff und den Chor (das Presbyterium) umgeben und nach Osten in ein Achteck zusammenlaufen. Am westlichen Ende erheben sich über dem Haupteingange zwei einander vollkommen gleiche, aber unvollendet gebliebene Thürme. In Folge der nach und nach vor sich gegangenen Abtragung der ursprünglich die Kirche umgebenden Gebäude (selbst der erzbischöfliche Palast wurde 1831 vom Pöbel zerstört) hat die Kathedrale jetzt eine ganz freie Lage und kann von allen Seiten vortheilhaft betrachtet werden. Die Länge der Kirche ist nahezu 400 Fuss, die Höhe der Thürme 240; die westliche Fronte, mit dem Haupteingange, hat eine Breite von 128 Fuss. Während der ersten Revo-

lution war der Hauptaltar nebst vielen andern kostbaren Verzierungen des Innern zerstört worden. Napoleon hat Alles wieder herstellen lassen. Es befand sich darunter eine über dem Altar aufgestellte Marmorgruppe von *Couston*, eine Kreuzesabnahme darstellend. Auch die Seitenkapellen enthalten schöne Altäre und kostbare Denkmähler.

Nahe bei der Kathedrale steht das uralte Hospital *Hôtel Dieu*, welches schon im VII. Jahrhunderte vom heil. *Landry*, Bischof von Paris, gestiftet worden seyn soll. Die Könige *Philipp August* und *Ludwig der Heilige* gehören unter die frühesten Wohlthäter dieser ehrwürdigen Anstalt, welche auch durch *Heinrich IV.* mit zwei angebauten Flügeln vergrössert wurde. Gegenwärtig enthält sie 1000 Betten. Das Hauptthor wurde 1804 nach *Clavareau's* Plane von Napoleon gebaut, der auch den alten Namen *Hôtel Dieu*, statt des in der Revolution erhaltenen *Hospice d'Humanité*, wiederherstellte. Die Krankenpflege versehen die Schwestern vom Orden des *heil. Augustin*, und die ganze innere Einrichtung ist vortrefflich. Leider ist die Lage des Gebäudes in Folge der Erweiterung der Stadt sehr unvortheilhaft geworden; besonders erweist sich die Nähe des Flusses, welcher bis an die Grundmauern reicht, als sehr schädlich. Die Regierung hat zwar von Zeit zu Zeit daran gedacht, die Anstalt an eine bessere Stelle zu verlegen, aber die Kostspieligkeit der in

neuerer Zeit gemachten Bauten und Verbesserungen macht es wahrscheinlich, dass noch eine lange Reihe von Jahren Alles im gegenwärtigen Zustande bleiben werde.

Am Kai des *Neumarkts* (*Marché Neuf*), der sich an den Vorplatz (das s. g. *Parvis*) der Kathedrale anschliesst, steht ein kleines unscheinbares Haus, die *Morgue*, wo alle in der Stadt oder in der Seine gefundenen Leichen unbekannter Personen öffentlich ausgestellt werden, damit ihre Verwandten oder Freunde sie abholen können. Sie liegen auf bleiernen Bahren in einem dem Luftzug ausgesetzten Raume und können von den Vorübergehenden durch ein eisernes Gitter betrachtet werden. Die nicht zurückverlangten Leichen kommen in die Anatomie oder werden auf Kosten der Regierung begraben.

Nur wenige Strassen weiter von hier steht der *Gerichtshof* oder *Justizpalast* (Palais de Justice). Ein Theil desselben soll schon gleichzeitig mit der Nôtre Dame, durch *Robert*, den Sohn Hugo Capet's um das Jahr 1000, gebaut worden seyn. Bis auf *Franz I.* war es ein Königssitz. Der 1618 abgebrannte s. g. Palastsaal (*Salle du Palais*) wurde von *Desbrosses* neu gebaut; die Fronte des jetzigen Gebäudes entstand erst 1760. Der berühmte *Saal der verlornen Schritte* (*Salle des Pas Perdus*), wo die Prozessführenden auf und abgehen können, während ihre Angelegenheiten verhandelt

werden, ist eine 216 Fuss lange und 84 Fuss breite Gallerie, die 1622 gebaut wurde. Hier sieht man das Denkmahl *Malesherbes*, des muthigen Vertheidigers Ludwigs XVI., von Dumont 1822 gearbeitet. Dann folgen der *Assisen-Hof* und das *Tribunal der Ersten Instanz*, von wo eine andere mit Bildnissen ausgezeichneter Rechtsgelehrten und einer Statue des heil. Ludwigs gezierte Gallerie zum *Cassations-Hofe* führt. Letzterer befindet sich in dem Saale, wo das ehemalige Parlament seine Sitzungen hielt.

Die *Conciergerie*, welche einen Bestandtheil des Palastes bildet, war schon zu der Zeit, wo dieser als königliche Residenz diente, ein damit verbundenes Gefängniss und wurde nach dem Titel des Schlossvogts (*Concierge*) so benannt. Man zeigt noch die Behältnisse, wo *Madame Elisabeth*, *Robespierre* und *Louvel* gefangen sassen. Der 180 Fuss lange Hof, wo die Verhafteten frische Luft schöpfen können, bestand schon im XIII. Jahrhundert. Die von der Königinn *Marie Antoinette* bewohnt gewesene Zelle ist von *Ludwig XVIII.* in eine *Busskapelle* verwandelt worden und war mit Gemälden von *Simon*, *Pajou* und *Drolling* verziert, die sich auf die traurige Lage der unglücklichen hohen Frau bezogen. Nach der Julius-Revolution wurden diese entfernt und auch eine schöne Inschrift am Altar, welche besagte, dass Ludwig XVIII. die Kapelle gebaut habe, vertilgt.

Eines der schönsten gothischen Bauwerke des Justizpalastes ist die *Heilige Kapelle* (*Sainte Chapelle*). Sie wurde 1245 vom heiligen Ludwig gebaut, um das wahre Kreuz, die Dornenkrone und einige andere vom griechischen Kaiser gekaufte Reliquien aufzunehmen. Der Baumeister war *Pierre de Montereau*. Die Kapelle ist fast noch in ihrem ursprünglichen Zustande und hat schön gemalte Fenster. Das Ganze soll dem heiligen Könige, nach jetzigem Geldwerthe berechnet, 3,250000 Franken gekostet haben. Im Jahre 1789 wurde aus dieser Kapelle ein Archiv gemacht, und ein Theil derselben diente auch bis jetzt noch zu diesem Zweck. *Ludwig Philipp* liess sie erneuern. Der Dichter *Boileau* soll hier beigesetzt worden seyn, was aber Einige bezweifeln.

Die *Insel* (*Ile de la Cité*) steht mit den andern Seine-Ufern durch mehre Brücken in Verbindung. Die wichtigste ist die s. g. *Neue Brücke* (*Pont Neuf*), welche am Ende der Insel vom nördlichen zum südlichen Ufer des Flusses führt. Sie wurde unter *Heinrich III.* begonnen und 1664 von *Heinrich IV.* vollendet, hat 1020 Fuss Länge, 78 Fuss Breite und besteht aus 7 Bogen. Unter *Ludwig XIII.* wurde eine bronzene Reiterstatue seines Vaters auf dem Theile der Insel errichtet, wo diese mit der Brücke verbunden ist. Das Pferd war der Wittwe Heinrichs IV. von ihrem Vater *Cosmo de Medicis* zu diesem Behuf

geschenkt worden. Im J. 1792 wurde dieses Denkmahl zerstört und *Napoleon* wollte später einen Granit-Obelisk von 200 Fuss Höhe an die Stelle setzen, was aber nicht zu Stande kam. Mittelst einer öffentlichen Subscription ist 1817 eine neue Bildsäule *Heinrichs IV.*, von *Lemot* entworfen, aus dem Metall verschiedener von der damaligen Regierung zerstörter Statuen Napoleons und seiner Generale, aufgerichtet worden, die 14 Fuss hoch ist und 400000 Fr. gekostet hat. Das Fussgestell von weissem Marmor enthält bronzene Basreliefs und lateinische Inschriften.

Mit der *St. Louis-Insel* (*Ile de St. Louis*) hangt die Insel der Altstadt seit 1834 durch eine doppelte Kettenbrücke, *Pont Louis Philippe* genannt, zusammen. Diese Insel war vor Heinrichs IV. Zeit eine Viehweide und hiess die *Kuh-Insel* (*Ile aux Vaches*). Unter Ludwig XIII. wurde sie mit Gebäuden bedeckt, die noch vorhanden sind. Als die bemerkenswerthesten kann man die von *Levau* gebaute Kirche (*Eglise de St. Louis de l'Ile*) und die Hôtels der ehemals berühmten Parlaments-Präsidenten *Lambert* und *Bretonvilliers* betrachten. Ersteres wurde von *Voltaire* bewohnt, der hier die *Henriade* dichtete. Gegenwärtig ist es ein militärisches Magazin. Das Hôtel de Bretonvilliers ist zu einem Bräuhause umgeschaffen worden.

Wo das östliche Boulevart an die Seine stösst, führt über diese die 1807 von *Beaupré* und *Lamandé*

mit einem Aufwande von 3 Mill. Franken gebaute *Austerlitz-Brücke* (*Pont d'Austerlitz*), aus 5 gusseisernen Bogen bestehend, die auf steinernen Pfeilern ruhen. Dicht an dieselbe stösst der *Botanische Garten* (*Jardin des Plantes*), welchen *Ludwig XIII.* im Jahre 1635 auf den Vorschlag seiner zwei Leibärzte *Herouard* und *De la Brosse* gegründet hat. *Tournefort*, *Vaillant*, *Jussieu* und mehre andere ausgezeichnete Naturforscher haben zum frühzeitigen Gedeihen dieser Anstalt beigetragen, zu deren Oberaufseher 1739 der grosse *Buffon* ernannt wurde. Als während der Schreckensregierung die Universität und andere wissenschaftliche Anstalten aufgehoben wurden, besorgte man, dass der Name *Jardin du Roi*, den der Garten bis dahin geführt hatte, auch diesem naturhistorischen Institute gefährlich seyn würde. Aber der Pöbel erblickte darin nur eine Arzneipflanzen-Schule und in dem Laboratorium eine Salpeterfabrik, und man begnügte sich damit, den Garten für ein National-Eigenthum zu erklären. Den grössten Aufschwung nahm die Anstalt unter der kaiserlichen Regierung. Sie steht unter der obersten Leitung des Ministeriums des Innern, und ist nicht bloss ein botanischer Garten, sondern umfasst auch eine mineralogische Sammlung, eine Menagerie lebender Thiere und eine Reihe chemischer Laboratorien und Lesezimmer.

Die Menagerie wurde schon zu der Zeit, wo

Ludwig XVI. Versailles verliess, mit dem Pflanzengarten vereinigt. In der Nähe derselben sind mit Dampf geheizte Gewächshäuser für die tropischen Pflanzen. Auf einem erhöhten Grunde steht eine herrliche Ceder vom Libanon, die erste in Frankreich gewachsene, welche Dr. *Collinson* 1734 hieher brachte. Zwei schöne 26 Fuss hohe Palmen, welche zu beiden Seiten des Einganges vom botanischen Amphitheater stehen, wurden Ludwig XIV. aus Sicilien geschickt. Das *Naturhistorische Museum* ist ein einfaches Gebäude von 400 Fuss Länge und drei Stock Höhe. Die treffliche Mineralien-Sammlung ist von *Haüy*, die in ihrer Art einzige geologische Sammlung von *Cuvier* geordnet, welchem Letztern auch die zoologische und botanische (?), so wie eine der vergleichenden Anatomie gewidmete Sammlung von 14000 Exemplaren ihre Aufstellung verdanken. Hiezu kommt eine auserlesene Bibliothek von 13000 Bänden. Die ganze Anstalt wird auf Staatskosten unterhalten.

Hinter dem *Jardin des Plantes* steht das 1612 gestiftete öffentliche Hospital *La Pitié* mit 900 Betten und nicht weit davon ist das Gefängniss *St. Pélagie*, ehemals ein Kloster, das nach 1789 aufgehoben wurde.

Etwas entfernter kommt man, am Kai *St. Bernard*, zu der grossen *Weinhalle* (*Halle aux Vins*), deren Grundstein 1813 gelegt wurde. Sie ist in vier Strassen abgetheilt: die *Rue de Champagne*,

Rue de Bordeaux, *Rue de Bourgogne* und *Rue de la Côte d'Or*. Die an den Kai stossenden sieben Niederlagen enthalten stets an 400000 Fässer, von welchen oft 1500 an einem Tage verkauft werden.

Den Fluss weiter abwärts gehend gelangt man unterhalb des *Pont Neuf* an das südliche Ufer und erblickt hier zuvörderst die *Münze* (*Hôtel des Monnaies*), welche 1768 an der Stelle des ehemaligen *Hôtel de Conti* erbaut worden ist. Die drei Stock hohe Vorderseite hat 360 Fuss Länge und fällt sehr angenehm ins Auge. Das Innere des Gebäudes besteht aus acht Höfen. Sehr interessant sind die Sammlungen französischer Münzen und Medaillen.

Westlich davon steht der *Instituts-Palast* (*Palais de l'Institut*, der Akademie der Wissenschaften), das ehemalige *Collège Mazarin*, welches ursprünglich $2^1/_2$ Mill. Livres zu bauen kostete und vom Cardinal Mazarin zur Erziehung 60 junger Edelleute aus den Provinzen *Roussillon*, *Elsass*, *Pignerol* und *Flandern* bestimmt war. Der Sitzungssaal der Akademie ist die vormalige Kapelle. In der Vorhalle sind die Büsten von *Montaigne*, *d'Alembert*, *Racine*, *Pascal*, *Lafontaine*, *Montesquieu* und andern berühmten Gelehrten aufgestellt. Die Mitglieder sitzen auf halbkreisförmigen Bänken, gegenüber von welchen sich die Plätze des Präsidenten und der Sekretäre befinden. In den Vertiefungen des Hintergrundes sind die Gallerien für

die Zuschauer. Das Institut besitzt eine schöne Bibliothek von 100000 Bänden, in welcher die von *Pigalle* gearbeitete Bildsäule *Voltaire's* aufgestellt ist. Von der Fronte des Instituts-Gebäudes führt eine Brücke für Fussgänger, der *Pont des Arts* genannt, zu dem gegenüberstehenden Palaste des Louvre.

Wendet man sich vom Kai Voltaire in die *Rue de Petits Augustins*, so kommt man zu einer der merkwürdigsten neuern Anstalten der Hauptstadt, zur *Schule der Schönen Künste* (*Ecole des Beaux Arts*), welche 1816 an der Stelle des ehemaligen Klosters der *Petits Augustins* errichtet wurde. Sie besteht aus zwei Klassen, für Malerei und Bildhauerei, dann für Baukunst. Die Schüler erhalten von der Regierung jährlich bestimmte Preise, und die den höchsten Preis erwerben, werden auf öffentliche Kosten drei Jahre lang nach Italien geschickt.

Am andern Seine-Ufer steht, an das Louvre stossend, die alte Hofkirche *St. Germain l'Auxerrois*, welche im J. 998 von *Robert* dem Gründer der Nôtre Dame etc. gebaut worden ist. Das später damit verbundene berühmte Collegiatstift bestand bis 1774, wo es mit seinen Privilegien zur jetzigen Kathedrale übersetzt wurde. Während der ersten Revolution litt die Kirche nur geringe Beschädigungen; als aber am 13. Febr. 1831, ein Todtenamt für den Herzog von *Berry* gehalten

werden sollte, entstand ein Pöbelauflauf und das ganze Innere des schönen alterthümlichen Gebäudes wurde geplündert und verwüstet. Seit dieser Zeit blieb die Kirche geschlossen und vor weitern Beschädigungen dadurch geschützt, dass die Regierung sie zur Mairie des vierten Arrondissements erklärte. Von dem spätern Plane, sie ganz abzutragen, weil sie der projektirten neuen Strasse vom Louvre nach der Barrière du Trône im Wege stand, ist es wieder abgekommen und sie wird jetzt neu hergestellt. Das ehemalige Kloster war historisch wichtig. Die berühmte *Gabriele d'Estrées* starb hier, wie man glaubt, an Gift. Der Admiral *Coligny* wurde aus einem Fenster neben der Dechantei, kurz vor der Metzelei der Bartholomäus-Nacht, erschossen. Auch die Empörung des *Etienne Marcel*, 1356, hatte ihren Ursprung in dem Kloster St. Germain l'Auxerrois.

Ein wichtiger Unterschied zwischen *Paris* und *London* ist durch die Eigenthümlichkeit der beiden Flüsse bedingt, welche diese Hauptstädte durchströmen. Die prachtvolle *Themse* bildet mit den sich an sie schliessenden Handelsgebäuden und der sie belebenden Seeschiffahrt die grossartigste Wasserstrasse Londons. Dagegen bietet die nur für kleine Fahrzeuge schiffbare *Seine* den dürftigen Anblick von ein Paar winzigen Dampfbooten, einigen mit Burgunder-Wein oder Holz beladenen Flössen und mittelmässigen Schiffen dar, welche

Getraide, Pflastersteine oder Fabrikwaaren aus der Normandie heraufbringen.

Die Pariser *Brücken* haben jedoch den Vortheil, dass von ihnen aus die Gebäude der Stadt am schönsten in die Augen fallen. Vom *Pont Royal* z. B. erblickt man die malerischen Thürmchen der Conciergerie und die Thürme der Nôtre Dame, oben die reinste Luft und unten den klarsten Wasserspiegel: ein so herrliches Gemälde, dass man kaum glaubt, sich in der Mitte einer der volkreichsten Städte des Erdbodens zu befinden. Wer so eben von London hieher kommt, dürfte sich einbilden, das Himmelsgewölbe sei plötzlich höher geworden. Bei der Austerlitzer Brücke ist die Seine, die hier die *Marne* aufgenommen, blau und klar. Auf der Kettenbrücke zwischen den Elysäischen Feldern und dem Invaliden-Hôtel begränzen den Gesichtskreis einerseits die schöne Landschaft gegen *Passy*, andererseits die Kuppeln und Thürme der Altstadt. —

Uebrigens sind die vortheilhaftesten Standpunkte, um einen Ueberblick von Paris zu haben, die *Rue Basse* in Passy, die Gärten der alten Abtei auf dem *Montmartre*, wo ein Telegraph aufgestellt ist, die Treppe der Kapelle im Kirchhofe *Père la Chaise*, und die Anhöhe im *Jardin des Plantes*. Auch die *Vendôme-Säule*, die Thürme der *Nôtre Dame*, die Gallerien der Kuppeln des Invaliden-Hauses und das Pantheon sind gute

Standpunkte, vorzüglich für englische Reisende, die, wie *Jefferson Hogg* in seiner *Tour in Switzerland* bemerkt, »ein besonderes Vergnügen daran finden, mit ihren Köpfen ans Himmelsgewölbe anzustossen.«

Folgen wir jetzt unserer Verfasserinn in ihrer weitern Betrachtung der vornehmsten Merkwürdigkeiten von Paris.

Die schöne, fast 500 Fuss lange, *Brücke Ludwigs XVI.* oder die *Eintrachtsbrücke* (*Pont de la Concorde*) wurde in den Jahren 1789 bis 1791 mit einem Aufwande von 1,250000 Franken errichtet. Am Ende derselben steht das *Palais Bourbon*, das Gebäude der *Deputirten-Kammer*, welches im Jahre 1722 für die verwittwete Herzoginn von *Bourbon*, durch die Baumeister *Girardini* und *Mansart* aufgeführt wurde. Es kam später an ihren Enkel, den Prinzen von *Condé*, der es vergrösserte und verschönerte, so dass es beim Ausbruch der ersten Revolution, wo es vom Pöbel geplündert wurde, einen Werth von 25 Mill. Franken (? 1 Mill. Pf. Sterling sagt die Verfasserinn) gehabt haben soll. Im J. 1795 hielt der *Rath der Fünfhundert* hier seine Sitzungen. Auf diesen folgte das *Corps législatif* und während der kaiserlichen Regierung wurde der Palast zum Sitze der *Deputirten-Kammer* eingerichtet. Nach der Rückkehr der Bourbons, 1814, forderte es der Prinz von *Condé* als sein Eigenthum zurück und es entstanden langwierige Verhandlungen darüber, bis im

Jahre 1829 entschieden wurde, dass der auf Staatskosten erbaute Theil des Palastes, gegen eine Entschädigung an den Prinzen, seiner bisherigen Bestimmung erhalten werden sollte. Das Uebrige ist vor einiger Zeit den Erben des Verstorbenen ebenfalls abgekauft und zur Wohnung des Präsidenten der Deputirten-Kammer eingerichtet worden.

Das Innere des halbkreisförmigen Sitzungssaales schmücken zwanzig jonische Säulen von weissem Marmor mit vergoldeten Kapitälern. Der Präsidenten-Stuhl und die Rednerbühne bilden den Mittelpunkt der Axe des Halbkreises. Allegorische Bildsäulen von *Pradier* und andern neuern Meistern sind, nebst einem Marmor-Basrelief an der Tribune, ebenfalls nicht die letzten Zierden des Saales. Die öffentlichen Gallerien können 500 Personen fassen. Eine besondere Gallerie enthält die Plätze für die Berichterstatter. Die Sitze der Deputirten sind amphitheatralisch geordnet und reichen bis an die Fussgestelle der Säulen. Sie sind mit Grün und Gold verziert und vor jedem ist eine Erhöhung, die als Schreibepult dient. Die untere Bank ist zur Hälfte für die Minister und zur Hälfte für die Kammer-Beamten bestimmt. Jeder Deputirte hat seinen gewissen Platz, den er durch die ganze Sitzungszeit behält. Die Vorhallen und Amtszimmer sind geräumig, licht und bequem. In einem der Vorzimmer steht eine schöne Bildsäule *Mirabeau's*. Die Bibliothek enthält 44000 Bände nebst einigen

merkwürdigen Handschriften, worunter die Werke *Rousseaus*.

Die Rückseite des Palais Bourbon ist gegen den *Platz Ludwigs XV.* (*Place de Louis XV.*) gerichtet, der unter die grössten und schönsten von Paris gehört. Er ist 750 Fuss lang und 528 Fuss breit. Noch bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war es ein öder Platz zwischen den Elysäischen Feldern und den Tuilerien-Gärten, der im Winter vor Koth und im Sommer vor Staub nicht zu passiren war. Im Jahr 1772 wurde er geebnet, mit Gräben und steinernen Balustraden eingefasst, mit acht Pavillons an den Ecken verziert, und in der Mitte stellte die Stadt Paris dem Könige *Ludwig XV.* zu Ehren sein Reiter-Standbild von Bronze auf, welches am 12. August 1792 vom Pöbel zerstört wurde. Der Platz erhielt nunmehr den Namen *Place de la Révolution* und ein kolossales Standbild der *Freiheitsgöttinn*, an dessen Stelle 1800 eine einfache Säule trat mit der Inschrift: *Place de la Concorde.* Im Jahr 1815 wurde der alte Name *Place de Louis XV.* wiederhergestellt, den Karl X. in *Place de Louis XVI.* verwandelte. Von dieser Zeit an bis 1836 blieb der Platz in einem unvollendeten Zustande. Jetzt heisst er wieder *Place de Louis XV.* Ludwig Philipp hat ihn pflastern und mit 40 prachtvollen Gas-Candelabern beleuchten lassen. Die Gräben sind ausgefüllt und mit Alleen bepflanzt und auf den

Pavillons stehen grosse Standbilder, welche die acht vornehmsten Städte Frankreichs darstellen. In der Mitte erhebt sich der 72 Fuss hohe, aus Aegypten gekommene Obelisk von *Luxor* und zu beiden Seiten desselben, durch eine Fahrstrasse und schöne Fusspfade mit Asphaltpflaster davon getrennt, speien zwei grossartige, geschmackvoll verzierte Fliess- und Springbrunnen durch zahllose Röhren ihr Wasser aus.

An dem einen Ende des Platzes steht an der Ecke der Rue St. Florentin das ehemalige Hôtel des Fürsten *Talleyrand*, welches nach seinem Tode von der Familie *Rothschild* für die Summe von 4,500000 Franken (? 180000 Pf. St.) gekauft worden ist.

Weiter hin sieht man am Ende der Vorstadt St. Honoré den Palast *Elysée Bourbon*, wo *Napoleon* nach seiner Rückkehr von Elba, 1814, und bald nachher der Kaiser *Alexander* und der Herzog von *Wellington* wohnten. Er ist 1718 gebaut und wurde von Ludwig XV. für die Marquise von *Pompadour* gekauft. Später bewohnte ihn, bis 1789, die Herzoginn von *Bourbon*, und die folgenden Jahre diente er als Staatseigenthum zu verschiedenen Zwecken, bis er 1804 an die Kaiserfamilie kam. 1816 schenkte ihn Ludwig XVIII. dem Herzog von *Berry*. Gegenwärtig ist er in einem ziemlich verwahrlosten Zustande und würde nur mit grossen Kosten wieder bewohnbar zu machen seyn.

Die alten Fresco-Malereien, von *Dubois*, sind schlecht.

Die *Elysäischen Felder* (*Champs Elysées*) wurden 1616 von der Königinn *Marie de Medicis*, während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII., errichtet. Sie kaufte die ganze Strecke Landes zwischen dem Tuilerien-Garten und dem Flusse, liess den Platz mit Alleen bepflanzen und umgab ihn mit einer Mauer, durch welche eiserne Thore führten. Es sollte ein Erholungsplatz für den Hof seyn und er erhielt daher den Namen *Cours de la Reine*, welchen noch jetzt die Strasse nächst der Seine führt. Im J. 1670 liess ihn der Minister *Colbert* beträchtlich erweitern und der neu hinzugekommene Spaziergang hiess *Le Grand Cours*. Später als die Pompadour das *Elysée Bourbon* bewohnte, wurden andere Veränderungen vorgenommen; aber erst seit ihrem Tode, 1764, hat er im Ganzen die gegenwärtige Gestalt erhalten und ist ein Lieblings-Erholungsplatz aller Stände geworden. Seine Länge vom Platze Ludwigs XV. bis zum Triumphbogen der Etoile beträgt ungefähr 2000 Meter. Die Haupt-Allee geht in gerader Linie vom mittlern Pavillon des Palastes durch den Triumphbogen gegen die Brücke von *Neuilly*. Die grösste Breite der Elysäischen Felder ist 2100 Fuss; an der östlichen Gränze beträgt sie höchstens 1100 Fuss. — Im Jahr 1814 hatten die *Kosaken* ihr Lager hier aufgeschlagen und 1815 diente es zu demselben Zwecke den

Englischem. Die Verwüstungen des Platzes waren aber schon 1818 wieder gut gemacht und der Platz erhielt neue Verschönerungen, namentlich einen Durchbruch gegen die schöne Fronte des Invaliden-Hauses. Zur Unterhaltung des Publikums dienen zahlreiche Kaffeh- und Speisehäuser, ein Circus für Kunstreiter etc. etc., so wie die militärischen Uebungen, welche auf den benachbarten zwei grossen Plätzen den ganzen Sommer hindurch Statt finden. Auch Concerte werden im Freien gegeben.

Am Mittwoch in der Charwoche, am Grünen Donnerstage und am Oster-Sonntage findet die sogenannte *Promenade von Longchamp* Statt. Longchamp war eine Abtei im Boulogner Wald, deren treffliche Kirchenmusik, besonders die Passions-Oratorien in der Charwoche, die ganze vornehme Welt aus Paris anzuhören herbeiströmte. Obschon die Abtei selbst in der Revolution zerstört wurde, so hat sich doch die Sitte, in der Charwoche hinauszufahren, bei der Bevölkerung von Paris erhalten. Herren und Damen entfalten bei dieser Gelegenheit ihren Luxus durch neue Equipagen und neue Moden. Doch hat man seit einer Reihe von Jahren bemerkt, dass die Zahl der Fussgänger, die sonst im Verhältniss zu der der Reitenden und Fahrenden sehr gering war, beträchtlich zugenommen hat.

Die Hauptzierde der Elysäischen Felder ist

der erst in den letzten Jahren vollendete prachtvolle *Triumphbogen* am Eingange der *Barrière de l'Etoile*. Der Plan dazu wurde schon von Napoleon entworfen, und den Bau begann 1806, erlitt aber durch den bald nachher erfolgten Tod des Baumeisters *Chalgrin* eine Unterbrechung. Bei der zweiten Vermählung des Kaisers, 1810, wurde zur Feier des Einzugs Ihrer Majestät der Kaiserinn *Marie Louise* einstweilen ein Bogen von Holz, jedoch der ursprünglichen Zeichnung vollkommen gemäss, errichtet. Später wurde der Bau unter der Leitung des Architekten *Goust* fortgesetzt, 1814 aber nach Napoleons Abdankung, gänzlich eingestellt. Erst 1824, als der Herzog von *Angoulême* seinen siegreichen Feldzug in Spanien beendigt hatte, beschloss *Ludwig XVIII.* den Triumphbogen zu Ehren des kriegerischen Prinzen zu vollenden und die Arbeiten hatten bis 1828 unter *Hugot's* Leitung ansehnliche Fortschritte gemacht. Im Jahre 1832 übergab die neue Regierung die Vollendung des Ganzen dem Architekten *Blouet*, welcher damit glücklich zu Stande gekommen ist. Die gesammten Kosten haben, vom Jahre 1806 an, 10 Millionen Franken betragen.

Die gesammte Höhe des *Arc de l'Etoile* ist 152, die Breite 137 und die Tiefe (oder Längenerstreckung von einer Durchfahrt zur andern) 68 Fuss. Der mittlere Bogen hat 90 Fuss Höhe und 45 Fuss Breite; bei den Querbogen, der Pfeiler

beträgt die Höhe 57, die Breite 25 Fuss. Von den beiden Fronten des Kunstwerks ist die eine der Stadt *Paris*, die andere *Neuilly* zugekehrt. Die Pfeiler zu beiden Seiten sind mit vorspringenden Piedestals verziert, welche kolossale Skulpturen tragen. Ausserdem sind die Gesimse und andere Theile des Gebäudes ebenfalls mit schönen Hautreliefs geschmückt. An den Pfeilern sind rechts und links vom Hauptbogen die Namen aller Siege Napoleons, und zu beiden Seiten der Querbogen die Namen der Generale zu lesen, welche dazu mitgewirkt haben. Von den vier Skulpturengruppen der Pfeiler stellt die eine an der Nordseite, welche von *Rude* ausgeführt ist, und allgemein für die beste gehalten wird, den Ausmarsch der Armee 1792 dar. Die Figuren haben 18 Fuss Höhe. Die andere, von *Cortot*, zeigt den Triumpheinzug des Kaisers im Jahre 1810. An der entgegengesetzten Fronte sind beide Gruppen von *Etex*; die eine bezieht sich auf den Kampf der Franzosen gegen die Heere der verbündeten Mächte 1814, die andere auf den Pariser Frieden vom Jahre 1815. Die Hautreliefs, von *Seurre*, *Lemaire*, *Fouchère*, *Chaponnière*, *Marochetti* und *Gechs*, stellen den Uebergang der Brücke von *Arcole*, die Einnahme von *Alexandria*, den Tod des Generals *Marceau*, die Schlachten von *Jemappes* und *Austerlitz* dar. — Die Verfasserinn bemerkt, dass unter den Namen der 96 Siege einige vorkommen,

welche die Engländer für sich in Anspruch nehmen, namentlich die Schlacht von *Toulouse*. Im Innern der Pfeiler sind Treppen, welche zur obersten Platform führen, wo man eine treffliche Aussicht auf die Stadt und die umliegende Gegend geniesst.

Am südlichen Ufer der Seine befinden sich, den Elysäischen Feldern gegenüber, das *Marsfeld* und das *Invaliden-Haus*.

Das *Marsfeld* (*Champ de Mars*) ist eine mit einem Gürtel von Bäumen eingefasste Ebene von 2700 Fuss Länge und 1320 Fuss Breite. Sie dient hauptsächlich zu den militärischen Uebungen der Pariser Garnison; auch werden im Mai und September vier Sonntage nach einander hier Wettrennen gehalten. Am südlichen Ende des Marsfeldes steht, gegen die Seine gerichtet, das herrliche Gebäude der *Militärschule* (*Ecole Militaire*), welches jetzt als Kaserne dient, aber von *Ludwig XV.*, der es 1752 baute, zur unentgeldlichen Erziehung von 500 Jünglingen adeliger, dem Militärstande angehöriger Familien bestimmt wurde. Das vom Architekt *Gabriel* aufgeführte Gebäude umschliesst zwei hübsche Höfe. Das Innere enthält eine prächtige Kapelle, deren Dach 20 korinthische Säulen stützen, und zwei schöne, mit militärischen Trophäen verzierte Säle. Das Meiste ist nebst den Malereien in der Revolution zerstört worden. Noch besteht aber die mit der Schule verbunden

gewesene, vom Herzog von *Choiseul* für den berühmten *Lalande* im Jahre 1768 errichtete Sternwarte. Die Umgestaltung des Gebäudes zu einer Kaserne begann schon durch den National-Convent und wurde unter Napoleon vollendet.

Gerade gegenüber der Militär-Schule ist die von *Dillon* in den Jahren 1806 bis 1813 gebaute *Brücke von Jena*. Sie hat beinahe 500 Fuss Länge und besteht aus fünf Bogen. Im Jahre 1814 erhielt sie den Namen *Invaliden-Brücke* (*Pont des Invalides*), aber seit 1830 ist der frühere Name wiederhergestellt.

Das *Invaliden-Haus* (*Hôtel des Invalides*) steht am nordwestlichen Ende der Vorstadt St. Germain mit der Fronte gegen den Fluss und die Elysäischen Felder gerichtet. — Das erste Pariser Militär-Hospital wurde von *Heinrich IV.* im Jahr 1596 gegründet, welcher dazu ein aufgehobenes Kloster in der Vorstadt *St. Marcel* bestimmte. Sein Sohn *Ludwig XIII.* verlegte es in das alte bischöfliche Schloss *Bicêtre* bei Paris. Erst unter *Ludwig XIV.* entstand auf den Antrieb seines Ministers *Louvois* das gegenwärtige Prachtgebäude, welches 1706 vollendet war. Die zweite Kirche kam mit ihrer herrlichen Kuppel erst später hinzu. Das Ganze umschliesst 15 Höfe und nimmt einen Flächenraum von beiläufig 18000 Geviertklafter ein. Der Gouverneur ist ein Marschall von Frankreich, dem andere General-Offiziere als Subcom-

mandanten untergeordnet sind. Die Anstalt enthält 200 invalide Offiziere und 4000 Gemeine, obwohl die Gebäude 7000 Mann fassen könnten. Der Gouverneur bezieht einen Jahrgehalt von 40000 Franken. Jeder Soldat, der nach 30 Jahren durch Wunden zu fernerm Kriegsdienste unfähig wird, kann auf die Wohlthaten dieser Anstalt, welche unter der Oberleitung des Kriegs-Ministers steht, Anspruch machen. — Die Vorderseite des Hôtels misst 612 Fuss. In der Mitte derselben erhebt sich auf jonischen Säulen eine Bogenwölbung und darunter ein Reiter-Standbild *Ludwigs XIV.* als Basrelief, mit einer lateinischen Inschrift und der Jahrzahl 1675. Der grösste Hof ist mit Gallerien und Bogenhallen umgeben. Die vier Speisesäle sind jeder 150 Fuss lang. Besonders sehenswerth sind die Küchen. Unter andern riesenmässigen Kochgeräthschaften sieht man hier zwei kupferne Kessel, in deren jedem 1200 Pfund Fleisch, der tägliche Verbrauch der Anstalt, gekocht werden. Die von Napoleon angeschaffte Bibliothek enthält 20000 Bände. Die Kirche besteht aus zwei Theilen, der Alten Kirche und dem Dome. Erstere ist ein Schiff mit Seitenflügeln und Bogenfenstern, durch welche das Licht auf die Fahnen fällt, die längs den Wänden aufgehangen sind. Das Schiff ist 210 Fuss lang, 72 Fuss breit und 66 Fuss hoch. Bis 1814 sollen hier an 3000 Fahnen aufbewahrt gewesen seyn.

welche seit 1792 von den französischen Armeen erobert worden wären. Vor dem Einzuge der Alliirten 1814 liess der damalige Kriegsminister, Herzog von *Feltre*, diese Trophäen, damit sie nicht in die Hände der Sieger fallen möchten, verbrennen und das Schwert Friedrichs des Grossen zerbrechen. Gegenwärtig besteht die Zierde der Kirche in zwei englischen Flaggen und einer beträchtlichen Anzahl spanischer, portugiesischer und algerischer Fahnen. Auch sieht man hier die Grabmähler zweier ehemaligen Gouverneurs des Invaliden-Hôtels. In den letzten Jahren ist eine Marien-Kapelle von weissem Marmor gebaut und durch Absonderung eines Theils vom Schiffe, mittelst eines Gitters von Bronze, ein Chor gebildet worden. Der schöne Hochaltar verbindet beide Kirchen und dient für beide zum Gottesdienst. Die zweite Kirche oder der *Dom* besteht aus einer Rotunde mit einer Kuppel. Die gesammte Höhe vom Fussboden bis zur Spitze des Kreuzes ist 323 Fuss. Der Fussboden ist ein wahres Meisterstück, musivisch aus verschiedenen farbigen Marmorstücken zusammengesetzt, welche Lilien, das Band des heil. Geist-Ordens etc. darstellen. Im Jahre 1793 wollte der Pöbel diese sich auf die Bourbons beziehende Mosaik zerstören; aber es gelang das Kunstwerk zu erhalten, indem man dem Volke vorstellte, dass die französischen Lilien nirgends besser angebracht seyn könnten, als

hier, wo sie von allen guten Patrioten mit Füssen getreten würden.« Der Hochaltar konnte jedoch nicht gerettet werden, sondern wurde niedergerissen, und erst durch *Napoleon* in seiner jetzigen Pracht wiederhergestellt. Der Dom hat sechs Seitenkapellen, mit Gemälden von *Coybel* und *Bon Boulogne*, einem Denkmahl des Marschalls *Turenne* und einem des grossen Kriegsbaumeisters *Vauban*, beide von Lebrun. Bekanntlich befindet sich seit 1840 auch in diesem Dome der Invaliden das Grab *Napoleons*. Auch die Leichname Marschall *Mortiers* und der übrigen Männer, welche bei *Fieschis* Mordversuche im Juli 1835 das Leben verloren, sind in einer Gruft hier beigesetzt.

Nachdem man das Invaliden-Haus verlassen, kann man bequem das unweit von hier, in der Vorstadt St. Germain gelegene, in einem ehemaligen Kloster eingerichtete *Artillerie-Museum* besuchen. Diese nationale Waffensammlung entstand unter der kaiserlichen Regierung aus den Spolien der ehemaligen königlichen Paläste, der Schlösser *Chantilly*, *Sedan* etc. und wurde später mit den Eroberungen der kaiserlichen Heere bereichert. In den Jahren 1814 und 1815 gerieth das Meiste in die Gewalt der Alliirten. Das Museum ist aber noch immer reich an schätzbaren Gegenständen. Sie sind in fünf Gallerien vertheilt; die eine enthält Waffen und Rüstungen aus ältern Zeiten, in den übrigen sind neuere

Waffen nebst Modellen von verschiedenen zum Kriegsdienst gehörigen Maschinen und Instrumenten aufgestellt. Unter den Alterthümern sind der Brustharnisch des grossen *Condé*, der Helm des Connétable von *Montmorency*, die Rüstungen und die Waffen *Heinrichs IV.*, *Bayards*, *Turenne's*, *Crillons*, *Mazarin's*, *Biron's* und anderer ausgezeichneten Generale zu bemerken; ferner die Rüstung *Gottfrieds* von *Bouillon*, Königs von Jerusalem, *Karls XII.*, der *Jungfrau von Orléans*, *Karls* des *Kühnen*; das Schwert, welches *Franz I.* in der Schlacht von Pavia trug, und die schöne Sammlung *venetianischer* Waffen, welche *Ludwig XIV.* 1688 von der Republik zum Geschenk erhielt. Auch der Dolch, mit welchem *Heinrich IV.* von Ravaillac ermordet wurde, befindet sich unter den Merkwürdigkeiten dieses Museums.

Die an das Gebäude stossende ehemalige Klosterkirche zum *heil. Thomas von Aquinum* wird vorzugsweise von dem alten höhern Adel der Vorstadt *St. Germain* besucht. Man hört hier treffliche Prediger und gute Musik. Unter den schönen Hôtels der Vornehmen in der Nachbarschaft dieser Kirche sind die Residenzen der Minister des Innern, des Handels und des Unterrichts zu bemerken; ferner das *Hôtel de Galifet*, welches 1785 von *Legrand* gebaut wurde; das ehemals berühmte Kloster *Panthémont*, jetzt eine Reiter-Kaserne; die Hôtels de *Luynes*, de *Gram-*

mont, ... das Hôtel *Penthièvre*, das Eigenthum der Madame Adelaide, jetzt von einem reichen Amerikaner bewohnt; auch haben die in Paris lebenden Amerikaner hier eine Kapelle; das Hôtel de *Chatillon*, jetzt ein Kloster der Barmherzigen Schwestern; das Hôtel *d'Eckmühl*, wo der Marschall Davoust 1823 starb; es war lange Zeit vom Oesterreichischen Gesandten Grafen *Appony* bewohnt; das *Hôtel de Chatelet* u. a. m.

Diese alten Hôtels, welche zu einer Zeit gebaut wurden, wo Grund und Boden geringern Werth hatten als jetzt, zeichnen sich durch ihre Absonderung vom Geräusche der Strassen aus. Sie haben sämmtlich nach der Strassenseite einen grossen Hof und rückwärts einen Garten. Die Folge dieser Bauart ist, dass die Strassen, wo sich die meisten schönen Paläste des alten Adels befinden, wie z. B. die *Rue de Grenelle*, die *Rue de l'Université*, die *Rue d'Anjou*, *St. Honoré* etc. dem Vorübergehenden nur den Anblick hoher Mauern und einer hässlichen Reihe von Einfahrtsthoren darbieten, und dass man nur, wenn diese zufällig vom Thorwächter offen gelassen werden, einen flüchtigen Blick auf die Vorderseite des Palastes werfen kann. Dagegen ist in den neuern Stadtvierteln der Baugrund so kostbar, dass bei der Benutzung des Raumes die grösste Sparsamkeit beobachtet werden muss. Gärten sind hier ein unbekannter Luxus-Artikel, und statt eines Hofes

vor der Fronte stossen hier die Häuser unmittelbar an die Strasse und die innern Höfe sind so klein, dass kaum ein Wagen umwenden kann.

In der Vorstadt St. Germain sind zahlreiche *Hospitäler* und andere Wohlthätigkeitsanstalten, z. B. das Militärhospital *Val de Grâce*; das *Findelhaus* (*des Enfans Trouvés*) in einem alten Kloster; das *Gebärhaus* (*la Maternité*) in der alten Abtei *Port Royal*; das *Kinder-Krankenhaus*, eine bewunderungswürdige Anstalt; die *Salpétrière*, sowohl ein Armen- als ein Irrenhaus; das *Hospice des Ménages*, zur Aufnahme herabgekommener Familien, und viele andere mehr.

Auch das Gefängniss der s. g. *Abtei*, aus welchem in der Schreckenszeit täglich Hunderte auf die Guillotine geschleppt wurden, pflegt von Reisenden besichtigt zu werden. Es gehörte ursprünglich zu der reichen Abtei *St. Germain des Prés*, deren Kirche noch gegenwärtig von hohem Interesse ist. Sie wurde im Jahre 550 von Clodwigs Sohne *Childebert* gegründet, um gewisse Reliquien hier aufzubewahren, die er aus Spanien gebracht hatte. Die Güter des Stifts erstreckten sich von der Kleinen Pariser Brücke (*le Petit Pont*) bis zum Dorfe *Sèvres*. Das an der Stelle eines altrömischen Tempels aufgeführte Gebäude wurde im VIII. und IX. Jahrhunderte von den Normannen geplündert und zerstört, und der Wiederaufbau der jetzigen Kirche begann erst im XI. Jahrhunderte. Im Jahre

1643 übertrug man in den Mittelpunkt der Kirche das Grab *Childeberts*, welches sich bis dahin in *St. Dénis* befunden hatte. Die Abtei war mit Mauern und Gräben umschlossen und die Aebte wurden vom Könige gewöhnlich aus einer hochadeligen Familie ernannt. Selbst *Kasimir*, König von Polen, war nach seiner Abdankung 1668 Abt von St. Germain des Prés. Sein Grabmahl, auf welchem er dargestellt ist, wie er seine Krone als Weihgeschenk darbringt, ist eine Hauptzierde der Kirche, welche ausserdem die Grabstätten der Gelehrten *Descartes*, *Montfaucon*, *Mabillon* und ein Denkmahl *Boileau's* enthält. — Die ausserordentlichen Vorrechte dieser Abtei wurden schon unter *Ludwig XIV.* im Jahre 1674 sehr beschränkt, und als man nach ihrer gänzlichen Aufhebung während der Revolution eine Salpeter- und Pulverfabrik in dem Convents-Gebäude errichtet hatte, zerstörte eine Explosion die Bibliothek und den Speisesaal, und beschädigte auch die Kirche in hohem Grade, so dass zwei Thürme einstürzten. Die Prälatur aber, ein unansehnliches Ziegelgebäude, ist nebst dem ehemaligen Gefängniss oder der s. g. *Abtei* noch vorhanden. *Karl X.* und *Ludwig Philipp* haben das Ganze wieder herstellen lassen.

Am östlichen Ende der Vorstadt St. Germain steht auch die merkwürdige schöne Kirche zu *St. Stephan vom Berge* (*St. Etienne du Mont*),

vormals eine Kapelle der Abtei St. Genoveva. Den Grundstein legte *Margaretha von Valois* 1610. Sie ist im gemischten italiänischen Styl gebaut und zeichnet sich durch die im Verhältniss zum übrigen Gebäude ungewöhnlich hohen Flügel aus. Das Innere ist reich an Verzierungen. Unter andern zeigt man in der St. Genoveven-Kapelle ein altes Grab, welches ursprünglich den Leichnam dieser Heiligen enthalten haben soll. Eine Tafel nicht weit davon trägt eine Grabschrift *Racines*, von Boileau. Auch *Pascal* ist hier begraben, so wie *Perrault*, der Architekt, *Tournefort*, der Botaniker, und *Lesueur*, der Maler.

Unweit von dieser Kirche ist das *Schottische Collegium*, welches *David*, Bischof von Moray, 1325 stiftete und *Beatoun*, Erzbischof von Glocester, 1613 erneuerte. In der Revolution wurde es aufgehoben und ist jetzt ein Priester-Seminar. Die Kapelle enthält mehre für englische Reisende merkwürdige Grabmähler schottischer und irländischer Katholiken. Die Handschriften *Jakobs II.*, welche ehemals in diesem Collegium aufbewahrt gewesen, sind in der Revolution zerstört worden. Ueber die Stelle, wo dieser Monarch begraben wurde, herrscht grosse Ungewissheit. Die Meisten glauben jedoch, dass er in der Kapelle der *Englischen Benedictiner* (in der *Rue St. Jacques du Haut Pas*), jetzt eine Kattun-Fabrik, beigesetzt worden sei. Sein Herz aber und die Eingeweide

hatte den König durch Testament dem *Schottischen Collegium* vermacht. — An das Letztere stösst das *Englische Augustinerinnen-Kloster*, wo sich jetzt eine weibliche Erziehungsanstalt befindet. Die Schriftstellerinn *Madame Dudevant* (*George Sand*) war eine Zeit lang hier Kostgängerinn. — Das *Irische Collegium*, ein hübsches Gebäude, steht in demselben Stadttheile und ist in blühendem Zustande.

Noch ist in dieser Gegend die herrliche, aber unvollendet gebliebene Kirche der *heil. Genoveva* oder das s. g. *Pantheon* zu bemerken, welche *Ludwig XV.* auf den Ruinen der alten von *Clodwig* gebauten Genoveva-Kirche, wo der Leichnam der Heiligen beigesetzt wurde, errichtet hat. Der Baumeister war *Soufflot*, die Kosten wurden durch eine Lotterie aufgebracht und im Februar 1764 legte der König den Grundstein. Die Kirche hat die Form eines griechischen Kreuzes. Die Kuppel über der Mitte wurde ursprünglich von 12 korinthischen Säulen getragen, die man später durch Strebepfeiler hat verstärken müssen. Das Schiff ist 80 Fuss, die ganze Kirche mit der Kuppel, welche 62 Fuss Durchmesser hat, 282 Fuss hoch. Die Malereien im Innern sind von *Le Gros*, der dafür 4000 Livres erhielt. Das Gebäude hat mancherlei Schicksale gehabt. Während der ersten Revolution wurde es mit einer Menge Reliefs ausgeschmückt, als Vorbereitung zur neuen Be-

stimmung des Gebäudes, welches ein *Pantheon* oder ein Mausoleum aller berühmten Männer Frankreichs werden sollte. Die damals über den Portikus gesetzte Inschrift: *Aux grands hommes la patrie reconnaissante*, ist noch vorhanden. *Karl X.* liess 1826 die Reliefs wegschaffen und befahl das Gebäude wieder zu einem Gotteshause einzurichten; aber obschon es seit seiner ersten Gründung bereits mehre Millionen Franken gekostet hatte, so scheint es doch bei der schlechten Lage über den Katakomben, indem die Grundmauern schon an mehren Stellen gesunken waren, nicht klug gewesen zu seyn, noch weitern Aufwand dafür gemacht zu haben. Der prächtige Portikus von 22 korinthischen, 60 Fuss hohen und 6 Fuss dicken Säulen trägt einen Giebel von 120 Fuss Länge und 24 Fuss Höhe, mit Skulpturen von David. Der merkwürdigste Theil des Gebäudes sind die unterirdischen Gewölbe, wo *Voltaire*, *Rousseau*, der Weltumsegler *Bougainville*, der Marschall *Lannes*, der Architekt *Soufflot*, der holländische Admiral *de Winter* und der Mathematiker *Lagrange* beigesetzt sind.

Im Gebäude der alten Abtei ist vor einigen Jahren die *Mairie* für das Arrondissement eingerichtet worden. Eine andere Abtheilung enthält die öffentliche *Bibliothek St. Genoveva*, welche der Cardinal *de la Rochefoucauld* 1724 für die Chorherren von *St. Victor* stiftete, die damals ihren

Sitz in diesem Kloster hatten. Sie zählt 200000 Bände und 30000 Handschriften und dient jetzt zum Gebrauch der benachbarten wissenschaftlichen Anstalten im *Pays Latin*, wo sich die Collegien *St. Barbe*, *Henri IV.*, *Louis le Grand* und die königliche *Rechtsschule* (*Ecole du Droit*) befinden. Ausserdem sind noch viele andere merkwürdige Gebäude aus alter Zeit hier anzutreffen, Reste der ehemaligen Abtheilungen (oder Collegien) der Universität, welche jetzt sämmtlich in Privathäuser oder Waaren-Niederlagen umgestaltet worden, namentlich das *Collège de Lisieux*, das *C. des Lombards*, das *C. de la Marche*, . . . la *Tour Bichat* oder *La Tour de St. Jean de Latéran*, ehemals ein Pálast der Malteser-Ritter, die 1171 in Paris eingeführt wurden.

Durch diesen Theil der Vorstadt *St. Marceau* fliesst auch der Bach *Bièvre*, dessen Wasser vorzüglich zum Gebrauch der Färbereien geeignet ist, und seit 400 Jahren dazu benutzt wird. Im Jahre 1450 liess sich *Jean Gobelin* am Bièvre nieder, zu einer Zeit, wo die Mode der Wandtapeten und Teppiche die Wollfärberei zu einem einträglichen Gewerbszweige gemacht hatte. Die meisten Teppiche dieser Art wurden aus *Arras*, damals zu Flandern gehörig, nach Frankreich gebracht. Die später so berühmt gewordene unter dem Namen *Gobelins* bekannte königliche Tapetenfabrik wurde jedoch erst von *Ludwig XIV.*, auf den Vorschlag

Colberts, errichtet. Im Jahre 1667 stellte der König den Maler *Lebrun* an die Spitze der Anstalt und seit dieser Zeit haben die Gobelins, welche nur zur Verzierung der königlichen Paläste oder als königliche Geschenke für fremde Fürsten gearbeitet wurden, ihren Ruf als die schönsten Kunstwerke dieser Art durch die ganze Welt behauptet. Es giebt einzelne Stücke von 25000 Franken an Werth, mit eingewobenen Gemälden älterer und neuerer Schulen, deren Vollendung fünf bis sechs Jahre erfordert. Mit der Anstalt ist eine Wollfärberei und eine Zeichenschule verbunden und die Arbeiter erhalten auch den nöthigen Unterricht in der Chemie. — Im Jahre 1826 wurde mit der Gobelins-Fabrik die königliche *Fusssteppich-Fabrik* vereinigt, die sonst in *Chaillot* in einer vormaligen Seifensiederei eingerichtet war (daher der Name *Tapis de Savonnerie*). Man kann sich nichts Prachtvolleres denken als diese Erzeugnisse, die zum Theil das Stück auf 40000 Franken zu stehen kommen. Der grösste jemals verfertigte Teppich ist einer für die Gallerie des Louvre, welcher 1300 Fuss lang ist.

Auch das *Blinden-* und das *Taubstummen-Institut* befinden sich in diesem Stadttheile. Letzteres verdankt bekanntlich seine Entstehung dem menschenfreundlichen *Abbé de l'Epée* und wird auf Staatskosten unterhalten.

Auf der Anhöhe am Ende der Strasse, die

vom südlichen Boulevart zu den Gärten des Luxemburg führt, steht die von *Perrault* unter *Ludwig XIV.* gebaute *Sternwarte.* Es ist ein 85 Fuss hohes Gebäude, mit einem flachen Dache, Alles von Stein, ohne Beimischung von Holz oder Eisen gebaut, mit gewölbten Decken und Treppen. Ungeachtet der Verbesserungen, welche seiner Zeit schon der berühmte *Cassini* hatte vornehmen lassen, hat diese Sternwarte noch immer viel Unzweckmässiges. Bekanntlich wird der Meridian derselben von den französischen Geographen und Seefahrern als der erste oder Nullpunkt zur Bestimmung der geographischen Länge angenommen. Ein Saal des Gebäudes dient zu den Versammlungen der Mitglieder des *Längen-Bureaus.*

Ganz nahe bei der Sternwarte ist in der *Höllenstrasse* (*Rue d'Enfer*) der Eingang zu den *Katakomben.* Diese weitläuftigen unterirdischen Räume, worin sich die Gebeine von 3 Millionen Menschen befinden sollen, welche 1784 aus den aufgehobenen Kirchhöfen von Paris hieher gebracht worden, sind gegenwärtig, wegen der Unglücksfälle, die sich durch den Einsturz mancher Deckengewölbe ereignet haben, dem Publikum verschlossen.

Etwas weiter von hier kommt man zu der schon 1469 gegründeten *Medicinischen Schule* (*Ecole de Médecine*). Das gegenwärtige grossartige Gebäude wurde 1769 unter *Ludwig XV.* an der Stelle des alten *Burgunder-Collegiums* (*Collège de*

Bourgogne) errichtet. Das Amphitheater kann 1200 Hörer fassen. Zu den reichen Sammlungen dieser Anstalt gehört das ausgezeichnete, von *Dupuytren* errichtete chirurgische Cabinet (*Musée Dupuytren*).

Dem St. Ludwigs-Collegium gegenüber steht die uralte, schon 1253 von *Robert Sorbon* gestiftete, unter dem Namen *Collège de la Sorbonne* berühmt gewesene *theologische Lehranstalt*. Das jetzige Gebäude wurde 1629 vom Cardinal *Richelieu* gebaut, der einen Theil seiner Bildung in diesem Collegium empfangen hatte und dessen schönes Grabmahl, von *Girardon*, im südlichen Transept der Kapelle zu sehen ist. Während der ersten Revolution wurde das Haus so arg verwüstet, dass es Napoleon neu herstellen lassen musste. Es war später eine Rechtsschule und ist jetzt abermals religiösen Zwecken gewidmet.

Weiter davon steht in der *Rue St. Jacques* das Theater des *Pantheon*, ein kleines, aus der ehemaligen Kirche *St. Bénoit* entstandenes Gebäude, welches 1820 neu hergestellt worden und 1700 Personen fassen kann. Nach dem Brande des *Théatre Italien* am Boulevart, 1833, wurde die italiänische Oper hieher verlegt.

Eines der schönsten neuern Gebäude der Vorstadt St. Germain ist die Kirche *St. Sulpice*, welche 1655 durch *Anna von Oesterreich*, nach dem Plane *Leveau's*, begonnen worden, aber unvollendet geblieben ist. Den Giebel an dem herr-

lichen Porticus, von *Servandoni*, hat ein Blitzstrahl zerstört. Die Kirche ist 432 Fuss lang, 174 breit und 99 hoch. Das innere Schiff ruht auf korinthischen Säulen. Am Eingange sind zwei grosse *Weihwasser-Becken*, aus zwei natürlichen riesenhaften Muschelschaalen (von *Tridachna Gigas*) bestehend, welche *Franz I.* von der *Republik Venedig* zum Geschenk erhalten hatte. Die verschiedenen Kapellen zieren Gemälde neuerer Meister. Die unterirdischen Gewölbe dienen als Niederlagen für die zahlreichen Buchhändler in diesem Theile der Stadt. Von den Thürmen der Kirche ist nur einer ausgebaut und hat 110 Fuss Höhe; es befindet sich darauf der mit Teutschland correspondirende Telegraph; der andere trägt den Telegraphen, welcher mit Italien in Verbindung steht.

Den grössten Abstich gegen diese alten Stadtviertel, den Sitz der Gelehrsamkeit, bilden die *Rue de Richelieu*, *Rue Vivienne*, *Rue de la Bourse* und der daran stossende Theil der *Boulevarts*, wo die prachtvollsten Handelsgewölbe ihren Reichthum und Glanz entfalten und die Göttinnen der Industrie und der materiellen Interessen ihren Thron aufgeschlagen haben.

Die *Börse* ist an der Stelle des alten Frauenklosters *St. Thomas* (*des Filles de St. Thomas*) erbaut und der Grund dazu wurde von Napoleon 1808 gelegt. Der Baumeister war *Brongniart*.

Das Gebäude ist ein längliches Viereck, 212 Fuss lang und 126 Fuss breit. Ringsum geht ein Peristyl von 66 korinthischen Säulen. An der westlichen Seite führt zum Eingange eine schöne Treppe. Den grossen Saal zu ebener Erde umgeben Arkaden im dorischen Styl, zwischen denen die Namen der vornehmsten Handelsplätze von Europa zu lesen sind. Die Wände sind mit einfarbigen allegorischen Fresken von *Abel de Pujol* und *Megrin* geziert. Die Figuren haben eine Höhe von zehn Fuss. Der Saal ist mit Marmor getäfelt und kann 2000 Personen fassen. Der übrige innere Raum des Gebäudes enthält Geschäftszimmer und verschiedene Bureaux. Bis zur Vollendung des Börsengebäudes wurden die Geschäfte der Pariser Handelswelt in einem schlechten, während der Revolution aus einer zerstörten Kirche hergerichteten, Gebäude abgemacht.

Der Börse gegenüber steht das Theater der *komischen Oper*, und nicht weit davon, auf dem Platze *Louvois*, wo man in die *Richelieu-Strasse* geht, ist in den letzten Jahren ein prachtvoller *Springbrunnen* von Bronze errichtet worden. Dieses eben so nützliche als zierliche Bauwerk befindet sich an der Stelle des alten Opernhauses, welches nach der Ermordung des Herzogs von *Berri*, 1820, geschlossen und bald darauf gänzlich abgebrochen wurde. Die Stadtgemeinde von Paris bewilligte die nöthigen Summen zur Errichtung

einer Busskapelle an derselben Stelle und es war schon der Grund dazu gelegt, als die Juli-Revolution 1830 den Bau einstellte und der Platz eine andere Bestimmung erhielt.

In der Richelieu-Strasse befindet sich auch, an das Palais Royal stossend, das *Théatre Français*, der letzte feste Zufluchtsort des klassischen französischen Drama's. Es ist ein hübsches Gebäude, das 1787 für den Herzog von *Orléans* gebaut wurde und 1500 Personen fassen kann. Der Foyer enthält eine Sammlung schöner Marmorbüsten dramatischer Dichter und Künstler, und in dem Vorsaale sieht man die lebensgrossen Standbilder von *Voltaire*, *Talma* und *Le Kain*. Das Théatre Français steht unter der unmittelbaren Leitung der Regierung.

Ebenfalls in der *Rue de Richelieu* befindet sich die *Königliche Bibliothek*. Diese Anstalt war zur Zeit des heil. Ludwigs, im XIII. Jahrhunderte, eine Sammlung von Messbüchern (Missalien) und andern Handschriften, die sich aber unter den folgenden Regierungen immer mehr vergrösserte und von einem Palaste in den andern versetzt wurde, bis sie 1721 in das *Hôtel de Nevers*, einen Theil des alten *Hôtel de Mazarin* kam, wo sie bis diesen Augenblick geblieben ist. Beim Tode Ludwigs XV. belief sich die Zahl der Bände auf 100000; gegenwärtig schätzt man sie auf 900000, ungerechnet 80000 Handschriften und eine Million

historisch wichtiger Papiere. Der Katalog der Handschriften ist allein 24 Bände stark. Unter der kaiserlichen Regierung waren hier auch die geraubten Schätze der Vaticanischen und der St. Markus-Bibliothek aufgestellt, welche aber 1814 nach Rom und Venedig zurückwanderten. Das Gebäude der Bibliothek hat ausser seiner Grösse nichts Bemerkenswerthes. Ausser den Büchern, die für das Publikum zugänglich sind, enthält die Anstalt auch Sammlungen von Münzen, Antiken und Kupferstichen, letztere 1,200000 Blätter betragend, welche in 6500 Portefeuilles aufbewahrt werden.

Die Verfasserinn wendet sich, nachdem sie noch mehre andere Merkwürdigkeiten der *lebenden* Stadt Paris aufgezählt hat, zu den *Begräbnissplätzen.*

Der ausgezeichnetste derselben ist der unter dem Namen *Cimetière du Père la Chaise* weltberühmt gewordene Kirchhof. Der Pater (*Père*) *La Chaise* war der Beichvater *Ludwigs XIV.*, ein Jesuit des Collegiums in der *Rue St. Antoine*, welcher auf der Anhöhe zwischen *Belleville* und *Charonne* ein dem Orden im XIV. Jahrhunderte geschenktes Landhaus besass. Nach Aufhebung der Klöster kaufte es 1800 die Municipalität von Paris und legte hier den grossen Kirchhof an, der 1804 eingeweiht wurde. Er ist 100 Acres gross, mit einer steinernen Mauer umgeben und

geschmackvoll verziert. Die hohe Lage gewährt eine der schönsten Uebersichten der Umgebungen von Paris. Die Zahl der Gräber kann jetzt 30000 betragen. Jedes hat ein Denkmahl. Das prachtvollste und schönste ist das der Gräfinn *Demidow*, ein Marmortempel, welcher einen Sarkophag enthält und oben eine Krone trägt. In der nächsten Umgebung desselben sind mehre Grabmähler, die sich durch Skulpturen auszeichnen, z. B. das schöne Standbild des Generals *Foy*, von David, dessen Kosten durch eine National-Subscription zusammengebracht wurden. Nahe dabei sind die Gräber *Manuels*, *Benjamin Constants* und *Casimir Perriers*, Letzteres auf einem eigens von der Stadt dazu angekauften weiten Platze. Auch viele Marschälle Napoleons sind hier beerdigt worden, namentlich *Suchet*, *Davoust*, *Lefèvre*, *Massena*, *Gouvion St. Cyr*, *Kellermann*, *Ney* und sein Schicksalsgenosse Oberst *Labedoyère*. Unter den Namen anderer berühmter Männer findet man die von *La Place*, *Cuvier*, *Haüy*, *Parmentier*, *Daru*, *Tallien*, *Volney*, *Méhul*, *Delille*, *Chenier*, *Bernardin de St. Pierre*, *Visconti*, *Suard*, *Talma*, *Bellini*, Madame *Cottin*, Mademoiselle *Raucourt* u. a. m. Viele angesehene Familien haben eigene Begräbniss-Kapellen, welche zum Theil auf das prachtvollste verziert sind. Eines der merkwürdigsten Gräber ist das gothische von *Abälard* und *Heloise* aus dem XIII. Jahrhundert, welches ursprünglich in

der Priorei *St. Marcel* errichtet und 1789 in das Museum der Denkmähler Frankreichs gebracht wurde, bis es später hier seine Stelle erhielt. — Man behauptet, dass die Summe, die seit 1800 auf Denkmähler dieses Kirchhofes verwendet worden, 100 Millionen Franken betrage.

Nächst *Père la Chaise* sind die merkwürdigsten Begräbnissplätze: der vom *Montmartre*, wo viele altadelige Familien, z. B. die *Ségur*, *Aguesseau*, *Montmorency* etc., ihre Ruhestätten haben; der *Mont Parnasse*, seit 1824, wo alle unter der jetzigen Regierung hingerichteten Verbrecher und auch die Todten der öffentlichen Spitäler beerdigt werden; *Vangirard*, schon ganz besetzt und nur für Arme dieses Arrondissements noch verwendet; ältere Denkmähler sind die von *Laharpe* und *Mademoiselle Clairon*; *St. Katharina*, seit 25 Jahren geschlossen; hier liegt *Pichegru*. — Auf einem kleinen Privat-Kirchhofe eines ehemaligen Augustinerklosters in der *Rue de Picpus* sind die Grabstätten der alten Familien *Noailles*, *Grammont*, *Montaigue* und *Lamoignon*. Auch ruht hier, unter einem einfachen Denkmahl, *Lafayette*.

Die jetzt regierende Königsfamilie hat ihre letzte Ruhestätte in *Dreux*, einer Besitzung, welche *Ludwig Philipp* von seinem Grossvater, dem Herzog von *Penthièvre*, geerbt hat. — Die Grabmähler der ehemaligen französischen Könige von *Dagobert* bis auf *Ludwig XV.* sind in der Kirche der

königlichen Abtei zu *St. Dénis*, nördlich von Paris, aufgestellt. Nachdem diese Kirche 1789 gänzlich zerstört worden, liess sie *Napoleon* 1806 vollständig wiederherstellen. Auch unter der Restauration und der jetzigen Regierung sind viel Verschönerungen hinzugekommen. Man berechnet die Summe aller seit 1806 dafür aufgewendeten Kosten auf 15 Mill. Franken.

IV.

ZUR KENNTNISS GRIECHENLANDS.

(Vergl. die Jahrgänge 1830, S. 198 u. ff. und 1831 S. 237 u. ff.)

Wir haben in den Jahrgängen 1830 und 1831 Nachrichten über den Zustand des heutigen Griechenlands zu geben begonnen. Seit dieser Zeit sind so wichtige Veränderungen in den Verhältnissen dieses merkwürdigen Landes eingetreten und unsere Kenntniss desselben ist sowohl in geographischer und statistischer, als auch in ethnographischer Hinsicht dergestalt erweitert worden, dass neuere Berichte darüber den Lesern des Taschenbuches gewiss nicht unwillkommen seyn werden. Wir benutzen dabei nebst dem, was öffentliche Blätter von Zeit zu Zeit mitgetheilt haben, zwei neuere Werke, und zwar zunächst

Fiedlers Reise *), welche ihres vornehmlich bergmännischen Inhaltes wegen nicht so leicht in die Hände des grössern Publikums gekommen seyn dürfte, obwohl sie, ausser den geognostischen und mineralogischen Forschungen, die der Hauptzweck der Reise waren, auch viele andere höchst schätzbare und allgemein interessante Mittheilungen enthält; dann *Predl's Erinnerungen aus Griechenland* **), welche sich ausser andern Vorzügen besonders durch anziehende Schilderungen des neugriechischen Volkslebens auszeichnen, zu dessen Beobachtung der Verfasser durch seine, ihn mit allen Ständen in Berührung bringenden Berufsverhältnisse die vielfachste Gelegenheit hatte.

Das jetzige *Königreich* Griechenland besteht aus einem festländischen Theile und verschiedenen grösstentheils im Aegäischen Meere gelegenen Inseln. Der festländische Theil, die Hauptmasse des

*) *Reise durch alle Theile des Königreiches Griechenland*, in Auftrag der k. griech. Regierung, in den Jahren 1834 bis 1837. Von Dr. *K. G. Fiedler*, k. sächs. Berg-Commissär, *Director der k. griech. Gebirgsuntersuchung*, etc. etc. etc. 2 Theile. (Mit lithogr. Ansichten und einer illum. geogn. bergmänn. Karte.) Leipzig, 1840 u. 1841.

**) *Erinnerungen aus Griechenland*, in den Jahren 1832, 1833, 1834 und 1835; nebst einer gedrängten Darstellung des griechischen Freiheitskampfes von 1821 bis 1833 (und verschiedenen Beilagen). Von *F. X. M. A. von Predl*, Hauptmann im k. bair. Inf. Reg. König Otto von Griechenland. *Zweite verm. Ausgabe.* Würzburg, 1841.

Ganzen, zerfällt wieder in *Livadien* (*Livadia*, *Lebadia*, auch *Rumili* genannt), und die damit durch die Erdenge (den *Isthmus*) von Korinth zusammenhangende Halbinsel *Morea*, oder den *Peloponnes*. Im Norden, wo die Gränze bis 39° 5′ Breite reicht, stösst das Königreich überall an die Europäische Türkei; namentlich an die Provinzen Epirus und Thessalien. Die Gränze geht hier vom Vorgebirge *Actium* (*Cap Foglio*), an der Westküste, durch den Busen von Arta des Jonischen Meeres in östlicher Richtung über den Kamm des Orthryx-Gebirges bis zur Bay von Surbis des Busens von Volo, einer grossen Einbucht des Aegäischen Meeres. Das Letztere umgiebt auch die ganze östliche und südöstliche, so wie das Jonische Meer die südwestliche und westliche Seite des festländischen Theiles.

Was die *Naturbeschaffenheit* betrifft, so ist Griechenland im Wesentlichen ein Gebirgsland; die Richtung und die Verzweigungen der Gebirge sind aber keineswegs mit Genauigkeit bekannt; selbst in Bezug auf die Namen mancher einzelner Gebirgstheile hat man verschiedene Angaben. Zwischen den Gebirgszügen und deren Aesten und Zweigen breiten sich mehr oder weniger beträchtliche Ebenen und zum Theil höchst fruchtbare Thäler aus. Die Küsten sind meistens felsig und steil. An den wenigen flachen und niedrigen Stellen bilden das Meer und manche Flüsse schäd-

liche Sümpfe und Moräste. Auch die Inseln sind gebirgig, mehre vulkanisch, und sämmtlich fruchtbar. Von Norden her tritt aus dem türkischen Gebiete das *Pindus-Gebirge* nach Livadien, an dessen nördlicher Gränze sich eine Bergkette ostwärts bis zum Busen von Volo erstreckt und die hiesigen Gewässer von denen Thessaliens scheidet. Der westliche Theil dieser Kette heisst das *Delvina-Gebirge*. Die höchsten Gipfel dieser Reihe sind die Berge *Orthrys* (oder *Orthryx*), der östlichste Punkt, der *Gura*, der *Wuna* etc., über deren Gipfel die Gränzlinie läuft. Andererseits streicht, in südöstlicher Richtung und mannichfach sich verzweigend das *Livadische Gebirge* bis zur Küste gegenüber von der Insel Euböa (oder Negroponte). Ihre wichtigsten Höhenpunkte sind der *Parnass*, der höchste Berg von ganz Griechenland, 2459 (nach *Pertier*, nach *Bory de St. Vincent* aber 2492) Meter, der *Helikon* (Zagara) und der *Oeta*. Das Innere des Peloponnes ist eine Hochebene von 2000 bis 2500 Pariser Fuss Höhe, von Gebirgen eingefasst, die nordöstlich und westlich steil gegen das Meer abfallen, südöstlich und südlich aber in mehre Aeste und kleinere Halbinseln auslaufen. Die wichtigsten gemessenen Höhenpunkte sind der *Taygetos* (oder *Pentedaktylon*, auch *Hagios Elias*), 2409 Meter, der *Kyllene* (*Ziria* oder *Zaria*), 2374 Meter und die zwei *Malevos*, 1937 und 1772 Meter.

Unter den zahlreichen Gebirgspässen sind die schon aus dem Alterthum bekannten, durch die muthige Selbstaufopferung der dreihundert Spartaner berühmt gewordenen, *Thermopylen* vorzugsweise zu erwähnen. Es ist ein schmaler Engpass unweit von der Mündung des Flusses Sperchius in den Meerbusen von Zeitun, der nur Raum für einen Fussweg und einen kleinen Mühlgraben darbietet; daneben ist Sumpf mit Rohr und Schilf bewachsen. Das Meer war sonst näher, hat sich aber im Laufe der Jahrhunderte mehr zurückgezogen und es ist dadurch noch mehr undurchdringlicher Sumpf entstanden, so dass dieser Pass jetzt noch eben so schwierig wie ehemals zu durchziehen ist. *Fiedler* bemerkt: »Ich hatte allen Kupferstichen zufolge einen romantischen Felsenpass erwartet, aber nicht einen niedrigen, meist mit Erde bedeckten Bergrücken, auf welchem nur einige Kalkblöcke wenige Fuss hoch emporragen; aber um so höher sind *Leonidas* und seine *Spartaner* zu schätzen. . . . . Damals kam es allein auf persönliche Tapferkeit an; jetzt wäre, mit Geschütz wohl besetzt, vom *Oeta* und vom Meer gesichert, dieser Engpass leichter zu halten. Auf dem Bergrücken zeigen sich noch Spuren eines zerstörten Tambours (Schirmwalls). Der Pass wurde im letzten Kriege mit den Türken heftig vertheidigt. Im Sumpfe mag noch manche antike Waffe vom Schlamme wohl umschlossen und

erhalten liegen; doch ist jede Nachsuchung hier zu schwierig.

Unter den *Meerengen* sind die von *Negroponte* (der *Euripus*), deren nordwestlicher Theil der *Kanal von Atalanta* und der südöstliche der *Kanal von Egribos* heisst, so wie die s. g. *Kleinen Dardanellen*, zwischen den Busen von Patras und Lepanto die wichtigsten. Die Meerenge von *Negroponte* ist durch eine auffallende, schon von den klassischen Schriftstellern *Aristoteles*, *Strabo* etc. beschriebene und noch jetzt nicht erklärte Naturerscheinung merkwürdig, die man am deutlichsten an der schmalsten Stelle dieser Meerenge bei der Stadt *Negroponte* (dem alten *Chalcis*), beobachten kann. Es giebt hier in jedem synodischen Monate (d. h. von einem Neumond bis zum andern) 18 bis 19 Tage lang eine regelmässige Ebbe und Fluth, welche, wie anderwärts binnen 24 Stunden zwei Mal wechselt. Allein vom 9. bis zum 14., so wie vom 24. bis zum 26. Tage nach dem Neumonde erfolgt die Ebbe und Fluth alle 24 Stunden 12, 13 und auch 14 Mal, und das Wasser ist dabei in einer so ausserst heftigen und reissenden Bewegung, als ob diese durch Sturm hervorgebracht würde. Gegenstände, die der Strudel ergreift, werden verschlungen und kommen erst nach einiger Zeit wieder zum Vorschein. Diese Beobachtungen verdanken wir einem Jesuiten, Namens *Bulin*, welcher sich zwei Jahre lang in

Negroponte aufgehalten hat. Sie werden auch, was die Zahl und Reihenfolge der Tage betrifft, durch *Predl.* bestätigt; nur bemerkt dieser, dass die Fluth sich nie über zwei Fuss hebe, jedoch reissend aus einem Hafen der Stadt in den andern gehe, obwohl man in den Häfen selbst keine ausserordentliche Bewegung und keinen Wirbel wahrnehme; auch über die Häfen hinaus sei kein ungewöhnlicher Zug des Wassers zu bemerken, und der Kanal sei in den Zwischenpausen vollkommen ruhig. Andern ältern Beobachtungen zufolge, die schon *Kant* (in seiner Physischen Geographie) und *Otto* (in seiner Hydrographie) anführen *), sollen die Bewegungen der Ebbe und Fluth des Euripus 18 bis 19 Tage in jedem synodischen Monate unregelmässig, 10 bis 11 Tage aber regelmässig seyn. Diess würde, wie die von Babin gemachten Beobachtungen, dafür sprechen, dass die ganze Erscheinung mit dem Lichtwechsel und dem Stande des Mondes in Verbindung stehe. Noch andere Beobachter wollen einen ganzen Monat lang gar nichts Unregelmässiges im Eintreten der Ebbe und Fluth, sondern bloss zur Fluthzeit eine ungewöhnlich heftige Bewegung des Wassers wahrgenommen haben. Auch die Erzählungen der Alten von den Erscheinungen des

*) S. mein *Gemälde der physischen Welt*, III. Bd. (2. Aufl.) S. 319.

Chalcidischen Strudels sind nicht übereinstimmend. *Pomponius Mela* z. B. stellt die Sache so dar, als ob *jeden* Tag eine viermalige Ebbe und Fluth Statt fände. Es scheint überhaupt, als ob die Erscheinung sich nicht gleich bleibe. *Pouqueville* Beobachtung war nur auf einen Nachmittag beschränkt. Bei *Fiedler* finden wir nur die kurze Bemerkung: »Die Meerenge Euripos zählten die Alten zu den merkwürdigsten Naturerscheinungen, wegen der dort so unregelmässigen Ebbe und Fluth.«

Von den *Flüssen* Griechenlands ist, was Länge des Laufs und Breite betrifft, keiner von Bedeutung. Die meisten sind Küstenflüsse, Bergströme und Waldbäche, die aber zur Regenzeit oder wenn der Schnee in den Gebirgen schmilzt, stark anschwellen und nicht selten gefährlich werden. Die meisten Flüsse, wie der *Achelous* (jetzt *Aspropotamos*, der ansehnlichste), der *Eurotas*, der *Alpheus*, der *Kephisos* etc., selbst viele Bäche, haben eine klassische Berühmtheit. Der *Styx* ist ein solcher Bach, in einer Felsenschlucht, einige Stunden von der Stadt *Kalawryta*, in der jetzigen Provinz *Kynäthe*, im nördlichen Theile des Peloponnes. Er bildet sich auf der steilen Höhe eines Gebirges, zuerst als Wasserfall. *Fiedler* beschreibt ihn: »Der Weg hebt sich vom Flussbett, was breit voll Gerölle liegt, auf ein Paar vorspringende Hügel. Zu oberst, am steilsten (aus graulich schwarzem Thonschiefer bestehenden) Ge-

birge sieht man einen breiten, noch schwärzern Streifen, als die steigere Felswand ist, an der er herabsieht; es ist das Wasser des *Styx*, welches hier herabstürzt. Bemerklich ist es aber nur, wenn der auf dem Gebirge liegende Schnee wegschmilzt, also Ende Mai, Juni, dann fällt das Schneewasser als ein Staubbach herab. Der Styx hat keine Quelle; jetzt im späten Oktober und obgleich es seit mehren Tagen stark geregnet hatte, war kein Wasserfall zu sehen. Die Umwohner nennen den Styx das *Schwarze Wasser*. . . . . Unten an der Wand befinden sich kleine, unbedeutende Höhlungen im Felsen. Noch jetzt behaupten die Bewohner der nächsten Dörfer, es wandelten am Fall des Styx Gespenster (Phantasmata), und wer von dem Wasser des Styx trinke, der sterbe nicht; wer krank sei, werde gleich gesund. Hirten sagten im Gegentheil zu frühern Reisenden (1812), das Wasser des Styx sei giftig; wer davon trinke, der sterbe gleich; sie waren erstaunt, als Reisende davon tranken. Dieses Wasser ist als Schneewasser, das eben erst geschmolzen, natürlich sehr kalt; man kommt erhitzt an und dann ist es, wie bekannt, gefährlich gleich zu trinken.«

Die *Seen* sind, mit denen vieler andern europäischen Länder verglichen, ebenfalls von geringer Grösse. Die meisten befinden sich in Livadien und der ansehnlichste darunter ist der *Mopais*,

unweit südlich von der Stadt *Livadia*, in welchen sich von Westen her der *Kephissus* ergiesst. Fiedler verwendete viel Zeit auf die Untersuchung dieses Sees und theilt den der griechischen Regierung vorgelegten Plan zur Entwässerung desselben mit. Der See (welcher auch *Topol* oder *Topolias* heisst) erfüllt jetzt eine grosse Ebene, die sich gegen Nordost schmäler zusammenzieht und sich in dieser Richtung als ein weit geöffnetes flaches Thal fortserstreckt, bis sich plötzlich wie ein Damm oder Wall ein felsiger Bergrücken quer vorzieht. Man schätzt die Fläche des Sees auf 120000 Saremata (zu 25 Geviertfuss) fruchtbares Land. Er empfängt nicht nur von der Nord- und Ostseite des Parnassus und den südlichen Abhängen des Oeta-Gebirges durch Regengüsse und Schneeschmelze eine beträchtliche Menge Wasser, sondern wird auch vom Flusse *Kephissos* durchströmt; dazu kommen noch mehre starke Quellen an den Seitenwänden der Ebene. Diese Wassermasse hatte in den ältesten Zeiten natürliche Abzüge durch die sogenannten *Katawathren*, lang gezogene Spaltungen und Höhlungen in dem vorerwähnten Kalkgebirge, welches sich als ein mächtiger Wall quer vorzieht. Zwölf reiche Ortschaften blühten sonst in und neben der grossen Ebene, mit einer halben Million Menschen; jetzt ist sie ein Sumpf voll Rohr und Schilf, in welchem nur Millionen Frösche und Fische leben. Die

Katawothren werden in den frühesten Zeiten offen erhalten; aber nachdem das reiche *Orchomenos*, welches am Rande dieser Ebene lag, deren üppigen Gefilden es seinen Ueberfluss zu verdanken hatte, durch die Thebaner zerstört worden war, unterblieb die Reinigung derselben. Der abwechselnde grosse Druck des durchströmenden Wassers im Winter, der bei der darauf folgenden Trockenheit aufhört, und die jährlich wiederkehrenden Erdbeben verursachten Brüche und Einstürze im Innern der Katawothren. Das Wasser schwemmte Zweige, Schilf, Rohr und Gras in die Höhlungen und setzte darin reichlichen Schlamm ab. So verstopften sich die Katawothren und die herrliche Ebene wurde ein See. *Alexander der Grosse* traf spätesthin Anstalten, dem Wasser wieder Abfluss zu verschaffen, und es waren schon die meisten überschwemmten Orte wieder trocken gelegt, als eine Empörung unter den Böotiern ausbrach, und die Arbeiten eingestellt wurden. Seit dieser Zeit hat Niemand wieder einen Versuch zur Entwässerung des Sees gemacht. Erst die jetzige Regierung ist damit beschäftigt, und was bisher geschehen, verspricht den besten Fortgang.

Die vielen kleinern Seen, wie z. B. der von *Lerna*, bei Argos, der *Stymphalische See* u. a. m. haben blos ein mythologisches Interesse und sind eigentlich nur Sümpfe und Moräste, welche im Sommer die Luft verpesten und Krankheiten ver-

ursachen. Auch hier sind von der gegenwärtigen Regierung erfolgreiche Anstrengungen zur Trockenlegung derselben gemacht worden.

Mineralquellen, salzige und salzigschwefelige, giebt es in verschiedenen Theilen sowohl des Festlandes als der Inseln; aber die wenigsten sind bis jetzt als Heilquellen benutzt worden. Unter den Letztern sind die heissen Quellen auf der Insel *Thermia* (*Kythnos*) die bekanntesten und wurden schon von den Türken zu Bädern verwendet. Sie brechen unweit von der Küste, ohne erhebliche Gas- oder Dampfentwickelung, ruhig hervor, enthalten hauptsächlich salzsaure Soda und Magnesia, und setzen sehr viel eisenschüssigen Kalksinter ab, der zum Theil mit seinen bunten Streifen ein recht hübsches Ansehen hat, also mit dem Karlsbader Sprudelstein übrein kommt. Die heisseste Quelle, die nächste bei der Stadt, hat 44½° R. Eine zweite liess ein türkischer Paicha mit einem kleinen Gebäude umgeben; sie zeigt 33° R. Das Becken fand *Fiedler* durch hineingeworfene Steine ganz unbrauchbar gemacht. Es giebt noch ein paar unbedeutendere Quellen. Man sieht Reste eines altgriechischen Gebäudes; weiterhin stehen einige leichte Häuser mit kleinen Kammern, als Wohnungen für Badegäste. Sie waren feucht und ohne alle Bequemlichkeit. Die jetzige Regierung hat bessere Einrichtungen getroffen, und die Bäder werden, wie *Predl* sagt, schon benutzt. Auch kalte

Salzquellen giebt es, aber nirgends s. g. Säuerlinge und Stahlwasser. Auf *Milo* dringen an mehren Punkten *heisse Wasserdämpfe* aus dem Erdboden hervor.

Das *Klima* ist im Allgemeinen mild, obwohl nach Massgabe der höhern oder tiefern Lage der Gegenden verschieden. In den südlichern Theilen des Festlandes beginnt die Hitze schon im März und steigt bis zum Juli und August nicht selten bis auf 32 Grad R.; selbst die mittlere Temperatur dieser beiden Monate ist oft 24° R. Im September fällt sie allmählich und geht im December, Jänner und Februar in eine recht angenehme Temperatur über. Auch regnet es um diese Zeit häufig und auf den höhern Gebirgen fällt Schnee. In den Wintermonaten treten auch zahlreiche und heftige Gewitter ein und sind von gewaltigen Stürmen begleitet. Im Sommer ist der Himmel fast immer heiter und die Luft ruhig; nur um Mittag erhebt sich fast täglich der Seewind. Das angenehmste Klima haben die Inseln und die nördlichen Gegenden des Festlandes. — Uebrigens ist die Luft, mit Ausnahme der sumpfigen Gegenden, überall gesund.

Die *Naturerzeugnisse* waren bis in neuere Zeit, obschon Griechenland aus allen drei Naturreichen sehr viele und treffliche, zum Theil ihm eigenthümliche, Produkte besitzt, nur wenig wissenschaftlich untersucht und bekannt.

Fiedler hat zuerst die Schätze des *Mineralreiches* kennen gelehrt und auch über einige werthvolle Pflanzen Beobachtungen mitgetheilt. Er beginnt die Aufzählung der Mineralien mit den *brennbaren*, und zwar mit den *Braunkohlen*, weil von ihnen, wie er sagt, in diesem holzarmen Lande alle Metallschmelzungen und überhaupt alle Gewerbe abhangen, welche Feuer bedürfen, und weil sie auch zu der in den nasskalten Wintermonaten wohlthätigen Heizung nothwendig sind. Die Braunkohlen Griechenlands sind um so wichtiger, als sich in den benachbarten Ländern, ausgenommen in Dalmatien, und die Schwarzkohlen in Banat, so wie in Serbien nahe an der Donau, keine Kohlen finden oder wenigstens bis jetzt nichts davon bekannt ist. Uebrigens sind von den Braunkohlen Griechenlands nur die auf der Insel *Euböa* (*Negroponte*), und vor allen die bei *Kumi*, bauwürdig; aber erst unter der jetzigen Regierung hat man angefangen, sie bergmännisch auszubeuten. Ausserdem giebt es Braunkohlen auf der Insel *Chiliadromi* (*Chiliodromia*), so wie an mehren Punkten des Festlandes. *Bituminöser Schiefer* dient bei Arta zur Feuerung. *Schwefel* erscheint an verschiedenen Stellen. Von Metallen giebt es *Schwefelkies*, *Kupferkies*, *Bleiglanz*, *Gold* (auf Skyros und Siphno), *Silber* (nur in geringer Menge im Bleiglanz), *Quecksilber* (gediegen im Laurion-Gebirge, in der Nähe von Athen, wo sich viele Spuren

alten Blei- und Silber-Berghaues finden), *Kupfer* (ebenfalls im Laurion-Gebirge, so wie nahe bei Athen und auf den Inseln Skopelo und Serpho), *Eisenerz* (in allen Theilen des Königreichs sowohl in Livadien und dem Peloponnes, als auch auf den meisten Inseln). Nützliche Gebirgsarten und Gesteine sind *Marmor* (namentlich die edelste, weisse, schon im Alterthum berühmte Gattung, auf der Insel Paros am Gebirge Pentelikon unweit von Athen, und auf der Insel Tinos; minder edle weisse Gattungen auf den Inseln Skiathos, Naxos, Siphno, Skyros, u. a., ausserdem schöne farbige Arten am Hymettos, und Pentelikon, auf Euböa, Skyros, Tinos etc.), *Granit* (auf Serpho, Naxos, Tinos), *Serpentin* (auf Tinos und Euböa), *Porphyr* (bei Krokea in Lakonien), *Trachit* (auf Santorino, Methana und Kimoli), *Glimmerschiefer* (auf einer kleinen Felseninsel zwischen Andros und Tinos, auf Siphno und Nio), *Thonschiefer* (Tafelschiefer auf Amorgos, Griffelschiefer auf Kolaureia bei Paros), *Wetzschiefer* (bei Gawrio in Romelien), *dichter* und *lithographischer Kalkstein*, *Kalkmergel*, verschiedene Arten guter *Bausteine* und *Mühlsteine*, *Feuersteine* etc., *Gyps* und *Meerschaum* (Letzterer vorzüglich bei Theben, wo die Türken bereits viel abgebaut haben). Von nützlichen *Erden* fand Fiedler *Porzellanerde* (auf Milo, Kimoli, Anaphé), *Seifenthon* (der s. g. *Kimolit* oder *Cimolit*, nur auf Kimoli; er wird wie Seife gebraucht), *Töpferthon*

(auf Aegina, Milo, Euböa, Mykone) und *Bolus* (auf Serpho und bei Doliana im Peloponnes). Von *Salzen* hat man *Kochsalz* (warme Salzquellen am grossen Hafen der Insel Milo, welche so viel schönes weisses und trocknes Salz liefern, dass mehr als ganz Griechenland damit versorgt werden könnte; es giebt auch Meer-Salinen, z. B. bei Anawiso in Attika), *Alaun* und *Eisen-Vitriol* (beides auf Milo).

Sehr reichhaltig sind Fiedlers Bemerkungen über die *Pflanzenwelt* Griechenlands, von welchen er ebenfalls eine sehr vollständige Uebersicht mittheile. Er bringt die Gewächse unter folgende Klassen: *Palmen* (nur Dattelpalmen, die er füglich unter die Fruchtbäume hätte setzen können), *Forstgewächse* (Nadel- und Laubhölzer), *Fruchtbäume*, *Getraidearten* (und Futterkräuter), *Gemüse*, *Küchenkräuter*, *Arzneikräuter*, *technische Gewächse* und *Blumen*. Wir heben Einiges aus.

Dattelpalmen sind jetzt sowohl auf dem Festlande als auf den Inseln seltener als in frühern Zeiten. Es wachsen deren noch die meisten bei Chalcis, auf Euböa, weniger in und bei Athen, so wie zerstreut in der Halbinsel; auch auf den Inseln sind sie selten geworden. Auf Delos, das im Alterthum voll von Palmen war, ist keine Spur mehr davon zu finden. Die Sonne hat nicht Gluth genug, die Früchte zu reifen; diese werden daher meist nur von Kindern abgenagt.

Von Nadelhölzern ist die *Strand-* oder *Meereskiefer* (*Pinus maritima*) am meisten verbreitet; wo sie vereinzelt steht, ist sie meist krüppelig; wo sie aber an sanften Bergabhängen oder auf etwas geneigten Gebirgsebenen im geschlossenen Stande wächst, sind die Stämme gerade und stark, bei 80 bis 90 Jahren gegen 100 Fuss hoch und 2 bis 3 Fuss dick. Auf den Gebirgen kommt dieser Baum bis 3000 Fuss Meereshöhe fort. Das gesammelte Harz oder auch die halbreifen, noch grünen Zapfen werden in grosser Menge in den neuen Wein geschüttet, um ihn durch ihren Gehalt an Terpentin vor dem Sauerwerden zu schützen. Schon die Alten thaten diess und die Pinie war daher dem Bachus geweiht. Die Rinde dient zur Gärberlohe und aus dem Harz kann Terpentinöl, Kolophonium, Pech, Theer und sehr feiner Russ bereitet werden. Stämme und Holz werden als Schiffbau-, Häuserbau-, Werk- und Brennholz angewandt.

Andere Nadelhölzer sind die *Pinie*, die *Weiss-* oder *Edeltanne*, die *Rothfichte*, der *Taxus-* oder *Eibenbaum*, die *Griechische Ceder*, der *Phönicische Wachholder*, der *Sadebaum* und die *Cypresse*. Fiedler empfiehlt die Einführung der Weymuthskiefer und des gemeinen Lärchenbaumes, die beide in den höhern Gebirgen gut fortkommen würden.

Laubhölzer sind hauptsächlich *Eichen*, *Platanen*, *Ulmen*, *Erlen*, *Pappeln*, *Linden*, *Eschen*, *Wei-*

den und *Lorbeerbäume*. Von der *Knopperneiche* (*Quercus Aegilops*), deren Fruchtbecher und Galläpfel zum Schwarzfärben gebraucht und stark ausgeführt werden, finden sich ganze Wälder in Lakonien, Messenien, im südlichen Theile von Akarnanien, u. a. Die *Speiseeiche* (*Qu. esculus*) und die *Haselnuss-Eiche* (*Qu. Ballota*) tragen essbare Früchte. Die *Ulme* ist durch ganz Griechenland verbreitet, meist in Hecken, seltner als grosser Baum in der Ebene; sie kommt bis 2500 Fuss über dem Meere vor. Der *Lorbeerbaum* (*Laurus nobilis*) wächst sowohl auf dem Festlande als auf den Inseln meist nur als grosser Strauch in Thalschluchten, gedeiht jedoch bei gutem Stande und Boden zu einem stattlichen Baume. Er war bekanntlich bei den alten Griechen dem *Apollo* heilig; ein Lorbeerkranz schmückte den Sieger zu Delphi, die Priester des Apollo trugen Lorbeerkränze etc. *Fiedler* empfiehlt auch die Einführung des Gemeinen und des Spitz-Ahorn, der Rothbuche, der Birke, der Akazie, des Tulpenbaums und des Vogelbeer-Baums.

Sträucher und s. g. *Forstunkräuter* sind: der *Erdbeerstrauch*, sehr häufig, die *Pistazie*, ebenfalls häufig; wird auf Chios zur Gewinnung von Terpentin benutzt; der *Mastixstrauch*, sehr häufig; auch ausser dem Mastix, das er liefert, durch Blätter, Rinde, Beeren und Holz sehr nützlich; die *Gemeine Myrte*; der *Gärber-Sumach* und der

Perrücken-Sumach; die *Korbweide*; die *Gemeine Haselnuss*; der *Gemeine Hollunder*; der *Gemeine Oleander*; die *Berberitze*; die *Stachelbeere*; der *Kapper-*, der *Himbeer-*, der *Brombeer-* etc. *Strauch* u. a. m. Fiedler empfiehlt die Einführung vieler andern Strucharten und Blumengewächse, darunter namentlich unsere *Gartenrose* (*Rosa centifolia*), welche seltsam genug, obwohl einst der Aphrodite heilig, nicht in Griechenlands Gärten gefunden wird. Das von den alten Griechen bereitete Rosenöl wurde, wie noch jetzt in Klein-Asien etc., aus der wildwachsenden *Rosa sempervirens* gewonnen.

Von besonderer Wichtigkeit ist der *Weinstock*, der nicht nur in fast zahllosen Sorten im Festlande und auf den Inseln gezogen, sondern auch in vielen Gegenden, vorzüglich an Bächen und in Thalschluchten wildwachsend angetroffen wird; doch ist er hier nur verwildert, aber nicht ursprünglich als einheimisch zu betrachten. *Fiedler* sagt: »Wenn man die Weine der *Kykladen* und *Sporaden*, von *Euböa* und *Morea*, vom *Festland*, kurz von ganz Griechenland, genau beschreiben wollte, so würde ein besonderes, nicht ganz dünnes Werk daraus hervorgehen.« Er giebt ein Verzeichniss der Weinsorten auf der Insel *Zante*, deren Zahl allein 40 beträgt. In Folge der verkehrten Pflege des Weinstocks und der nicht minder schlechten Behandlung der Beeren und

Bereitungsweise des Weines sind die griechischen Weine grösstentheils für einen fremden Gaumen fast ungeniessbar. Wie schon oben bei Erwähnung der Strandkiefer gesagt wurde, versetzt man seit uralter Zeit den neuen Wein mit Harz und unreifen Zapfen, um ihn vor dem Sauerwerden zu schützen. »Als mir« — sagt *Fiedler* — »bei der Ankunft in Griechenland der erste geharzte Wein gebracht wurde, schickte ich ihn zurück, weil ich glaubte, es sei aus Versehen eine Terpentinöl enthaltende Arznei gebracht worden. Hat man sich jedoch an den resinirten Wein gewöhnt, so ist dieser, besonders in der heissen Jahreszeit, der beste für die Gesundheit; er kräftigt den Magen mehr als der nicht mit Harz versetzte, der, wenn es bald wieder neuen Wein giebt, meist essigsauer wird, obwohl er bei aller Säure noch vielen Geist hat« . . . . .

»Was für edle griechische Weine es giebt« — heisst es ferner bei demselben Schriftsteller — »beweisen die durch wohlhabendere, vornehmere Familien, meist der Consuln, der grossen Grundbesitzer und Kaufleute, bereiteten süssen Trockenweine, die wahre Lebens-Essenzen sind. . . . Von griechischen Trockenweinen sind *Tinos Muskat*, süsser *Santorino*, *Samos Muskat*, *Cyper Muskat*, süsser *Ulysses von Ithaka*, *Homeros von Smyrna* . . . zu nennen. Sie haben sich selbst, wenn schon von der Flasche getrunken worden ist, und können

weit versendet werden . . . . Die meisten griechischen Weine sind weiss, dann blassroth, die wenigsten dunkelroth. Die Weine vom Festlande und von Euböa sind meist geharzt, von den Inseln nur die von Skyro und Thermia, und auch dort nicht alle Sorten. Livadien hat keine besonders geschätzten Weine. Unter den geharzten von Morea sind der *Tschakonïko* (weiss) und der von *Korinth* (dunkelroth), unter den ungeharzten der von *Nisi* bei Kalamata und der von *Pyrgos* die besten, auf Euböa der ungeharzte von *Kumi* (dunkelroth); auf den Inseln der von *Naxos* und *Santorino* (beide weiss und ungeharzt), der von *Zea* und *Tino* (beide roth und ungeharzt) und der von *Skopelo* (dunkelroth und ungeharzt) die vorzüglichsten; auch die Weine von *Paros* und *Syra* (dunkelroth und ungeharzt) werden geschätzt.

Noch vor nicht langer Zeit war es gebräuchlich, auf der Reise den Wein in einem Schlauche mit sich zu führen. Ein solcher Schlauch ist eine rohe Ziegenhaut, die Fleischseite auswärts, die Füsse dicht zusammen gebunden; beim Hals wird eingefüllt und dann fest zugeschnürt. Jetzt hat man auf der Reise flache, runde, hölzerne, ausgepichte Flaschen, die meist etwas über 2 Okka ($4^1/_2$ Wiener Mass) fassen und aus Ungarn kommen, wo sie aus Buchenholz, in zwei Hälften, gedrechselt und zusammengesetzt werden. Man nennt sie *Blotzka* oder auch *Tsitra*.

Zur Verbesserung der Weinkultur hat König *Otto* auf seinem Landgute zu *Tyrinth* echte Burgunder- und Rheinwein-Reben anpflanzen lassen. Es war im dritten Jahre, als bei der königlichen Tafel griechischer Rheinwein aufgesetzt wurde; er hatte noch das Bouquet des Rheinweins, aber zugleich griechisches Feuer.

Noch erwähnt Fiedler einer Abart des Weinstocks, der *Vitis corinthiaca minuta*, welche die als Handelswaare bekannten *Korinthen* oder kleinen Rosinen liefert. Als die Venetianer noch in Griechenland herrschten, gab es bei Korinth; das so lange wüste und öde lag, Weinstöcke, die so verwildert waren, dass sie nur ganz kleine süsse Beeren trugen. Diese würden getrocknet unter dem Namen *Korinthen* verkauft. Jetzt wächst diese verwilderte Abart nicht mehr bei Korinth, sondern bei *Patras* und besonders auf den Jonischen Inseln *Zante* und *Kephalonia*; sie giebt das Haupterträgniss von *Zante*, welches allein jährlich 6 Mill. Pfund hervorbringt. Kephalonia liefert $3^1/_2$ und Ithaka $^1/_2$ Mill. Von Griechenland rechnete man sonst 6 Mill. Pfund, aber der Ertrag hat sich jetzt mehr als verdoppelt. Für die *Chiliade* (1000 Pf.) werden 85 bis 90 spanische Thaler (540 bis 540 Drachmen) gezahlt.

Der *Wilde Oelbaum* (*Olea europaea sylvestris*) ist in ganz Griechenland verbreitet, besonders auf den Inseln; er wächst an den Abhängen kleiner

Berge und Hügel, besonders da, wo sich kleine Schluchten und Einbuchten öffnen, und gedeiht auf steinigem dürren Boden. Wo er ungestört wachsen kann, bildet er kleine Bäume von 10 bis 12 Fuss Höhe und 4 bis 5 Zoll Dicke. Der *Veredelte Oelbaum* (*O. eur. sativa*), nach der Mythe des Alterthums ein Geschenk der *Minerva*, welche den ersten Oelbaum in *Attika* pflanzte, wo er auf dem meist kalkmergeligen, trocknen und steinigen Boden vorzüglich gut gedeiht, wird zwar noch in dieser Provinz, so wie auf der Halbinsel Morea und auf zahlreichen Punkten der Inseln gezogen, aber das Oel von *Attika*, welches im Alterthum so geschätzt war, kann jetzt grösstentheils nur zur Seifenbereitung gebraucht werden. Die Ursache davon findet *Fiedler* theils in den jetzigen Standorten der Oelbäume, theils in der Art, wie die Früchte eingesammelt werden und wie man das Oel bereitet und behandelt. Die meisten Oelbäume stehen auf fettem und feuchtem Boden und liefern zwar viele und grosse Oliven, aber schlechteres Oel, als da, wo der Boden trocken und mager ist. Dann werden die Früchte entweder so lange auf dem Baume gelassen, bis sie von selbst abfallen und überreif sind, wodurch gerade das feinste Oel (Jungfernöl) verloren geht, oder man schlägt sie mit Stöcken ab, anstatt sie, wie in Italien, der Provence etc., mit der Hand abzupflücken. — Das Oel wird in Griechenland,

wie in allen Ländern von Süd-Europa, zur Bereitung vieler Speisen gebraucht, besonders um Fische auf einer flachen eisernen Pfanne oder auf dem Roste zu braten. Die eingesalzenen Oliven sind während der strengen Fasten, wo aller Fleischgenuss untersagt ist, nebst Brod die fast einzige Nahrung des gemeinen Volkes. Merkwürdig ist, dass die bei der Oelbereitung beschäftigten Arbeiter nicht von der Pest befallen werden. Wenn Fischer und Taucher auf dem Meere längs dem Gestade ihrem Geschäfte nachgehen, um Krabben, Sepien, Korallen, Schalthiere, Schwämme etc. zu suchen, so haben sie meist ein Gefäss mit Oel bei sich und werfen ein paar Löffel davon vor sich auf das Meer. Dieses kräuselt sich etwas und bekommt dann auf dieser Stelle einige Sekunden lang eine ebenere Oberfläche, so dass man bis mehre Klafter tief Alles auf dem Grunde deutlicher sehen kann.

Von *Feigenbäumen* giebt es ebenfalls *wilde* und *veredelte*. Der wilde wächst auf dem Festlande und den Inseln überall, besonders in Felsenspalten, und breitet sich gewöhnlich wie ein kriechender Strauch auf der Erde aus. Die Früchte sind klein und ungeniessbar, dienen aber zur s. g. Caprification der veredelten Gattung. Die vorzüglichsten Feigen sind jetzt die von Kalamata (der Hauptstadt von Messenien, auf der Halbinsel Morea) und von einigen Inseln. Am feinsten und

süssesten sind die kleinen, weissen Feigen; aber alle werden von denen von Smyrna an Süssigkeit und Wohlgeschmack übertroffen. Auf vielen Inseln, besonders auf den nördlichen, ist es gebräuchlich, wenn man zu Jemanden auf dem Lande oder in ein kleineres Kloster kommt, zum Willkommen mit getrockneten Feigen und *Raki**) bewirthet zu werden. Der veredelte Baum ist meist nur von mässiger Grösse; wenn er aber diese erreicht hat, so senkt er seine Aeste weit um sich herum und macht dichten Schatten; aber jeder Grieche räth ab, darunter zu schlafen, weil die Ausdunstung der Blätter Betäubung und Kopfschmerz erregt.

Der *Weisse* sowohl als der *Schwarze Maulbeer-Baum* wächst in Pflanzungen bei vielen Ortschaften auf dem Festlande und den Inseln, und wird zum Behuf des Seidenbaues gepflegt. Die Seidenraupen gedeihen zwar in Griechenland gut, aber die Seide steht der italiänischen an Güte nach; auch die levantische ist besser. Die Ursache scheint hauptsächlich im Futter zu liegen, also vom Standorte des Maulbeer-Baums abzuhangen. Dieser liebt einen lockern, sandigen, fruchtbaren, mehr trocknen als feuchten Boden und verlangt Schutz vor Winden; dann wird das Laub zart. In Griechenland aber sind solche

*) Aus Trestern bereiteter Branntwein.

Plätze selten, und wo sie sich finden, da stehen meist keine Maulbeerbäume darauf. — Der Peloponnes soll unter den letzten morgenländischen Kaisern wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Maulbeer-Blatte *Morea* genannt worden seyn. Die weisse Sorte hat widerlich süsse Beeren, aber die schwarzen sind süssweinsäuerlich und angenehm zu essen.

Unter der allgemeinen Benennung *Hesperiden-Früchte* beschreibt Fiedler die verschiedenen Gattungen des Geschlechtes *Citrus*, namentlich den Orangen-, Pomeranzen-, Bergamotten-, Limonien- (oder Citronen-) und Citronat-Baum.

Von süssen Orangen, deren es eine Menge Sorten giebt, wird in Griechenland die *Apfelsine* (*C. aurantium sinense*), und zwar am meisten auf Naxos bei Kalamata, auf Zea, Skopelo etc. angebaut; aber die äussere Schönheit ist bei ihnen das beste; ihr Saft ist stets etwas säuerlich, so dass man sich ihrer häufig zu Limonade bedient, die aber den Magen mehr kühlt als Limonade aus Citronensaft. — Es ist in Griechenland Sitte, wenn man Jemanden besonders ehren will, ihm zum Abschiede bei einem Besuch, oder bei der Abreise, wo möglich eine Apfelsine (in deren Ermangelung einen Apfel, aber niemals eine Citrone) mitzugeben. Es dient zum Zeichen, wie man aufgenommen worden, und es wird darauf geachtet, ob man mit der Frucht in der Hand aus dem

Hause geht. Man muss sie daher nicht früher in die Tasche stecken.

Der *Granatbaum* (*Punica Granatum*) wächst häufig in Griechenland und auf den Inseln wild, aber auch cultivirt in Gärten. Die wilden Granatäpfel sind stark säuerlich, die veredelten süss-säuerlich; beide werden erst im Spätherbste reif, wo man eine so kühlende erfrischende Frucht nicht mehr begierig sucht. Die lederartige, bei der Reife rothe Schale schliesst in gesonderten Abtheilungen eine grosse Menge hochrother saftiger Kerne ein; diese werden herausgemacht und mit weissem Zucker bestreut zum Nachtisch aufgesetzt. Sie enthalten so viel concentrirte Aepfelsäure, dass das Messer sogleich schwarz wird. Der Granatapfel war bei den alten Hellenen das Sinnbild der Fruchtbarkeit und der *Proserpina* geheiligt. Fiedler meint, er könnte Sinnbild des Königthums seyn, denn seine zierliche Krone deckt sicher und schliesst die feste Schale, in welcher friedlich die Kerne in ihren scharf gesonderten Fächern liegen. Als König *Otto* im Jahre 1834 an den Thermopylen war, brachte ihm ein altes Mütterchen einen stattlichen Granatapfel und wünschte ihm so viel glückliche Jahre als Kerne sich darin befänden.

Der *Birnbaum* wächst durch ganz Griechenland wild, besonders häufig in Morea, an den dürrsten untersten Abhängen der Berge, ist stets

klein, krüppelig und zackig, so dass man Sorge tragen muss, ihm auszuweichen. Die Früchte sind kleiner und wo möglich noch herber als die teutschen, werden aber dennoch von den Vorüberziehenden bei grosser Hitze zur Erfrischung gegessen. Die *cultivirten* Birnen sind unter allen eigentlichen Obstarten Griechenlands (d. h. mit Ausnahme der edlen oder Hesperiden-Früchte) noch die besten, obgleich es nicht nur an guten Sorten fehlt, sondern auch die vorhandenen nicht am passendsten Standort gezogen werden.

Von *Aepfeln* giebt es in Griechenland keine wilden, sondern nur in Gärten gezogene, aber weit weniger als Birnen; auch sind sie meistens saftlos und unschmackhaft.

Häufiger wird die *Quitte* gezogen, welche besonders um des Wohlgeruches willen geschätzt wird. Man siedet sie mit Weinmost ein und bereitet Gelée davon.

Kirschen, sowohl süsse als saure (Weichseln), werden aus dem Innern der Halbinsel Morea nach Nauplia und Athen zu Markte gebracht; sie sind aber schlecht.

Auch die veredelte *Pflaume* (Zwetschke) ist nicht häufig in Griechenland, von schlechter Sorte und auf unpassenden Standorten gezogen. Dagegen liebt man die getrockneten Pflaumen (*Damaskina*) sehr, welche in Schachteln von Smyrna, auch aus der Krimm, oft ganz mit Puderzucker überzogen,

eingeführt werden. Man bereitet daraus, indem man sie mit Rosinen, Honig etc. in Wein kocht, ein süsses Gericht.

Der *Pfirsichbaum* ist nicht minder selten; auch werden die Früchte meist unreif abgenommen, so dass die wenigsten Leute wissen, was die Pfirsiche für eine herrliche Frucht ist.

Der (gemeine) *Mandelbaum* wächst an vielen Orten wild und bildet ganze Hecken, wird aber auch gezogen und erhebt sich dann zu ansehnlicher Höhe. Die jetzigen griechischen Mandeln sind aber in der Cultur zurückgegangen. Die besten kommen von Chios.

Der *Wallnussbaum* ist durch ganz Griechenland verbreitet. Die Griechinnen lieben die Nüsse sehr und wenn man auf dem Lande keine Feigen haben kann, so bekommt man doch oft einige Nüsse, die mit einem Stück Brod ein nahrhaftes Mahl geben. Besonders in Klöstern wird vor der Mahlzeit ein Leckergericht gegeben, welches aus Nusskernen besteht, die man mit der Gabel in Honig herumdreht; dazu wird etwas guter Raki getrunken.

Der *Süsskastanien-Baum* wächst am mittlern Abhange hoher Berge oder auf mittelhohen Gebirgen, wo tiefer sandiger Lehmboden ist. Auf Euböa steht an der Südseite des Ocha ein kleiner Wald von Kastanien-Bäumen, so auch bei Metochi; ferner in Morea bei Ajio Petro, so wie in Arka-

dien etc. etc. Die griechischen Kastanien sind klein, meist mit der den Kern umgebenden bitterherben Schale verwachsen und daher nicht angenehm zu essen; sie werden im Winter auf den Bazaren geröstet ausgeschrieen.

Der (echte) *Johannisbrod-Baum* (*Ceratonia siliqua*) wächst einzeln auf dem Festlande sowohl als auf den Inseln. Bei dem Dorfe Keneta, am Isthmus, steht einer der stattlichsten dieser Bäume, dessen Stamm einige Fuss im Durchmesser hat. Die Blumen entwickeln sich an den nackten Theilen der Aeste; häufig wachsen sie auch aus der Rinde des Stammes. Meist nur in Klöstern findet man Johannisbrod. Der Ertrag ist im Allgemeinen nicht bedeutend, so dass wenig ausgeführt wird. Man baut nur Eine Sorte; die Schoten sind 6 bis 7 Zoll lang, schmecken süss und halten sich lange.

Die *Indische Feige* (*Cactus Opuntia*), welche seit der Entdeckung Amerikas durch den ganzen Süden von Europa verbreitet ist, wächst an der südlichen Seite der Akropolis, bei Athen, auch in Morea bei Kalamata, so wie auf den Sporaden und Kykladen. Sie bildet oft undurchdringliche Hecken. Wo sie in Menge wächst, sammelt man die Früchte zum Futter für die Schweine.

Zu den *Getraidearten* übergehend schickt Fiedler einige allgemeine Bemerkungen über den griechischen *Ackerbau* voraus. Der Boden ist, einige

wenige Punkte, z. B. die Ebene des Kopais-Sees, die Thalebene des Pamisos, die Ebene von Drymalia auf Naxos u. a. ausgenommen, im Allgemeinen mager und nicht sehr fruchtbar, aber das Klima ist köstlich und der Boden trägt bei einigem Fleiss reichlich. Wäre in Griechenland der fette fruchtbare Boden mehrer Gegenden Teutschlands, so würde das Getraide zu einem Walde von Halmen emporwachsen, aber wenig Körner tragen. — Der *Ackerbau* ist noch ganz patriarchalisch, der Pflug noch vollkommen so, wie ihn *Hesiodos* beschrieben hat. Man ritzt die Erde etwa drei Zoll tief auf und säet ein, damit ist es gut. Eggen, Walzen etc. kennt man nicht; eben so wenig weiss man von Dünger; statt dessen lässt man nach einer Aerndte den Acker zwei bis drei Jahr brach liegen. Im Oktober wird eingesäet, dann kommen die Winterregen, die Saat geht freudig auf und im Juni wird geärndtet, in der Regel das zehnte Korn. Das Getraide wird mit Sicheln geschnitten, in kleine Garben gebunden und auf Pferden nach Hause geschafft; was davon unterwegs an Hecken und Sträuchern hangen bleibt, wird nicht beachtet. Dann breitet man es auf einem runden, geebneten, fest getretenen, zuweilen auch gepflasterten Platze aus und lässt es durch im Kreis herumgetriebene Pferde, selten Rindvieh, austreten. Nur an einigen Orten hat man eine Art langer Dreschflegel, die aber nicht

nur unbequem zu führen sind, sondern auch keinen regelmässigen Schlag erlauben. Das Korn wird durch Werfen gereinigt, das kurz zertretene Stroh aber ist das gewöhnliche Futter für Pferde und Rindvieh. Das Mahlen geschieht entweder auf kleinen Wassermühlen mit liegendem (wagrechten) Rade, auf welches von einer mehre Fuss betragenden Höhe das Wasser herabschiesst, oder, und zwar am häufigsten, auf Windmühlen. Die Mühlsteine sind schlecht und theilen dem Mehle viel Sand mit. Das Mehl wird mit Wasser zu einem Teig gemacht, ohne Zusatz von Gährungsstoff, und den andern Tag gebacken. Oft macht man nur ein paar Zoll dicke Kuchen, legt sie auf die heisse Stelle unter einem Feuer und bedeckt sie mit heisser Asche. Der grösste Genuss ist, diese teigigen Kuchen so heiss wie möglich zu essen. Das meiste Brod wird aus Gerste gebacken. Waizenbrod, aber stets schwer und unausgebacken, bekommt man in den Klöstern. Roggenbrod ist selten, auch liebt man es nicht. Wenn Pferde besseres Futter auf der Reise bekommen, so ist es Gerste. Hafer ist nur selten zu haben.

Gerste (*Hordeum vulgare*) wird überhaupt seit den ältesten Zeiten unter allen Getraidearten am meisten in Griechenland gebaut, und zwar deshalb, weil der Boden im Allgemeinen derselben günstiger ist als dem Waizen. Vom Letztern (*Triticum vulgare*) hat man mehre Abarten, welche in gün-

stigen Jahren 10- bis 12-, und wo der Boden besonders gut ist, auch wohl 15- bis 18fältige Frucht bringen. *Roggen* (*Secale cereale*) wird in Griechenland wenig gebaut, weil man, wie schon oben bemerkt, das daraus gebackene Brod nicht liebt. Von Hafer kennt man nur die *türkische* Sorte (*Avena orientalis*), die aber gleichfalls selten vorkommt, da man zum Pferdefutter die Gerste vorzieht. — *Mais* (*Zea Mays*), welcher sich von Amerika aus, wie die Cactusfeige, über die wärmern Gegenden der alten Welt verbreitet hat, bedarf zu seinem Gedeihen einen nahrhaften Boden, Wasser und Hitze, und wird daher in Griechenland nur da gezogen, wo man die Felder bewässern kann oder diese an und für sich feucht sind. Die Kolben werden gross und voll. Es ist gebräuchlich ihn zu säen, weil dieses viel leichter ist, als ihn regelmässig zu stecken oder zu pflanzen; er steht daher meistens zu dicht, und mehr als die Hälfte der Stängel und Kolben können sich nicht ausbilden. So herrschend in Italien der Gebrauch des grob gemahlnen Mehls zu dem unter dem Namen *Polenta* bekannten Brei ist, so wenig bereitet man diesen in Griechenland und versteht sich auch gar nicht auf die Bereitung desselben. Nur hie und da kocht man einen gewöhnlichen Brei daraus; am meisten aber bäckt man 2 bis 3 Zoll dicke Kuchen davon, die statt Brod gegessen werden, aber schwer und unschmack-

haft sind. Die fast reifen Kolben werden an glühenden Kohlen geröstet und zum Nachtisch aufgesetzt.

Der (gemeine) *Reiss* (*Oryza sativa*) wird in Griechenland, mit Ausnahme von Böotien, wenig gebaut; aber auch dort ist er, obgleich das Land seinetwegen zum ungesunden Sumpfe gemacht werden muss, nicht gut und es könnten an seiner Stelle bessere Feldfrüchte gezogen werden. Sein Anbau ist nur da nothwendig, wo die ganze Gegend ein natürlicher Sumpf ist und bleiben muss, folglich andere Getraidearten nicht fortkommen. Der in allen griechischen Kaufläden zu findende Reiss ist meist *ägyptischer*, hat rothe Hülsen, kocht sich daher nicht appetitlich und ist stets mit grauem groben Meersalz gemengt, damit er sich besser halte und mehr ins Gewicht falle; ausserdem ist er auch voller Steinchen, Sand etc. Nur selten und bloss in grössern Städten bekommt man *italiänischen Bergreiss*, der viel reiner und wohlschmeckender ist. Der Reiss dient bei den Griechen, wie überhaupt im Orient, zur Bereitung des beliebten *Pilaf* (*Pilav*, aber nicht *Pilau*, wie viele Reisende fälschlich schreiben), und aus dem Stroh macht man sehr dauerhafte Besen.

An den Rändern von Mais-, Melonen- oder Baumwollen-Feldern findet man häufig eine Reihe *Zucker-Moorhirse* (*Sorghum saccharatum*), der aber auch zuweilen, wie in der Provinz Elis, im Pelo-

ponnes, auf Feldern gezogen wird. Man zieht ihn dem Waizen vor, der an denselben Stellen gedeihen würde. Er giebt getrocknet einen groben unschmackhaften Brei, der dort die Hauptnahrung einiger Dörfer ausmacht. Auch bäckt man davon wie aus Mais schwere Kuchen, die statt des Brodes dienen. — Der echte Hirse (*Panicum miliaceum*) wird hie und da in Böotien angebaut.

Den Mittheilungen Fiedlers über die *Futterkräuter* gehen einige Bemerkungen über die griechischen Weideländer voraus. Nur einige der grössern fruchtbarern Ebenen, z. B. in Messenien, im südlichen Arkadien etc., kann man Weideland nennen. Was man in andern Ländern Wiesen, grüne Matten nennt, sieht man in Griechenland nicht. Selbst grüne Plätze sind selten, z. B. im Olivenwald am Kephissos bei Athen, manche Stellen am Rande des Sees Kopais, die Ebene zu beiden Seiten des Pamisos in Messenien, ein paar Stunden vor seinem Ausflusse ins Meer, und an einigen wenigen andern Punkten. Die Hügel und Berge haben, besonders in Attika, Morea und auf den Inseln, ein ödes, graues Ansehen und doch wachsen auf ihnen eine Masse von Kräutern und Grasarten, die zwar einer Menge Ziegen Nahrung geben, aber doch nicht zahlreich genug sind, um dem Boden einen grünen Ueberzug zu verleihen. Einige Abhänge schillern zur Zeit der Blüthe mancher Gewächse gelblich, seltner violett, wie z. B.

der *Hymettos*, wenn die Satureja blüht. Als Viehfutter auf der Reise dienen im Sommer zertretenes Stroh, ein wenig Gerste und die verdorrten Kräuter vom Frühjahr. Da die Gräser und Kräuter so vereinzelt stehen, das Vieh das ganze Jahr hindurch im Freien bleibt, die nimmer satten Ziegen Alles abnagen, die Hirten ganze weite Strecken abbrennen, um mit der wenigen Asche, die der Wind übrig lässt, dem ausgedorrten Boden einige Nahrung zu geben: so kann auch kein Heu gemacht und bei weitem weniger Vieh gehalten werden, als wenn man Futterkräuter und Gräser eigens cultivirte. Nur hie und da findet man einige kleine Felder mit Wicken und etwas Luzerne. Für die Cavallerie-Pferde in Athen hat man Gerste gesäet und grün abgemäht.

Wildwachsende Futterpflanzen sind *Klee* (*Trifolium*, 18 Arten), *Steinklee* (*Melilotus*, 3 Arten), *Schneckenklee* (*Medicago*, 9 Arten), *Esparsette* (*Hedysarum*, 3 Arten), *Schotenklee* (*Lotus*, 9 Arten), *Bockshorn* oder s. g. *Griechisches Heu* (*Trigonella*, 5 Arten), *Platterbsen* (*Lathyrus*, 8 Arten) und *Wicken* (*Vicia*, 14 Arten). Von Gräsern hat man *Fuchsschwanz* (*Alopecurus*, 2 Arten), *Lieschgras* (*Phleum*, 2 Arten), *Glanzgras* (*Phalaris*, 4 Arten), *Kammgras* (*Cynosurus*, 4 Arten), *Schwingel* (*Festuca*, 8 Arten), *Knaulgras* (*Dactylis*, 1 Art), *Trespe* (*Bromus*, 8 Arten), *Rispengras* (*Poa*, 10 Arten), *Zittergras* (*Briza*, 3 Arten), *Wildhafer* (*Avena*,

4 Arten), *Perlgras* (*Melica*, 4 Arten), *Windhalm* (*Agrostis*, 2 Arten), *Fennich* (Panicum, 4 Arten) und noch einige andere minder wichtige.

Gemüsepflanzen werden in Griechenland, wie in allen südlichen Ländern, nur im Winter bis zum Frühlinge gebaut. Die saftigen Arten kocht man gewöhnlich zugleich mit dem Fleisch, versteht aber nicht, sie durch gute Butter oder Fett schmackhaft zu machen. Alle Speisen werden stark gepfeffert, so auch die Gemüse und einige bekommen nur dadurch Geschmack. Auch gewürzhafte Kräuter setzt man zu. Trockne Gemüse sind am häufigsten zu bekommen und das kleinste Handelsgewölbe ist damit versehen.

Hülsenfrüchte sind: *Wolfsbohnen* (*Lupinus*, 4 Arten), *Pferde-* und *Saubohnen* (*Vicia faba*, 2 Arten), *Gemeine* oder *Gartenbohnen* (*Phaseolus*, 1 Art), *Erbsen* (*Pisum*, 2 Arten), *Linsen* (*Ervum*, 1 Art); alle diese werden theils angebaut, theils wachsen sie wild. *Saftige Blattgemüse* sind: *Kopf-* und *Blumenkohl*, letzterer 10 bis 16 Zoll im Durchmesser, *Kretischer Kohl* etc., *Spinat*, *Ampfer*, *Gartensalat*, *Feldsalat*, *Kresse*; ferner *Artischocken*, *Spargel*, verschiedene Wurzelgewächse, namentlich *Gelbe Rüben* (oder *Möhren*), *Sellerie*, *Pastinak*, *Rettige*, *Meerrettig* (*Kren*), *Kartoffeln* (erst durch die Teutschen in Gebrauch gekommen, aber sich allmählich weiter verbreitend); ferner *Garten-* und *Flaschenkürbisse*, *Gurken* und *Melonen*, besonders

Wassermelonen in zahlreichen Spielarten), *Erdbeeren*, *Pilze* (oder *Schwämme*), *Trüffeln* etc.; ferner verschiedene gewürzhafte Küchenkräuter, als *Zwiebeln*, *Schalotten*, *Spanischer Pfeffer* (Paprika), *Saturei*, *Lavendel*, *Thymian*, *Majoran*, *Melisse*, *Salbei*, *Rosmarin*, *Safran*, *Kümmel*, *Senf* etc. Alle diese Pflanzen haben, wie überhaupt in warmen Ländern, weit mehr Aroma als in unsern nördlichern Gegenden.

Griechenland soll, nach Fiedlers Behauptung, keine ihm eigenthümlichen *Arzneikräuter* haben, was wohl zu bezweifeln seyn möchte, da ja das Land in botanischer Hinsicht noch wenig erforscht ist. Volksmittel aus dem Pflanzenreiche haben die jetzigen Griechen nur sehr wenige. Beim Landmann findet man kaum ein wenig Salbei oder Minze zu Thee und auch in den Klöstern kennt man wenig Kräuter; die meisten kennen noch die Hirten. Die von Fiedler aufgezählten, in Griechenland wildwachsenden Arzneikräuter, und namentlich die Giftpflanzen, sind dieselben, welche auch in Teutschland gefunden werden, als *Niesswurz* (*Helleborus*, 3 Arten), *Sturmhut* (*Aconitum*), *Wolfsmilch* (*Euphorbia*, 20 Arten), *Meerzwiebel* (*Scilla*, 3 Arten), *Mohn* (*Papaver*, 5 Arten), *Nachtschatten* (*Solanum*, 2 Arten), *Tollkirsche* (*Atropa*, 2 Arten), *Stechapfel* (*Datura*), *Fingerhut* (*Digitalis*, 2 Arten), *Schierling* (*Conium*) u. a. m.

Was *Handelsgewächse* betrifft, so wird ausser

Wein, Oel, Feigen, Hesperiden-Früchten, Baumwolle, etwas *Tabak* und *Färberröthe* bis jetzt nichts in so bedeutender Menge gebaut, dass es einen Handels- und Ausfuhr-Artikel gewährte.

Vom *Tabak* wird meist *Nicotiana Tabacum*, die Virginische und Türkische Sorte, mit rother Blüthe und ausgebreiteter Rispe, gebaut, seltner *N. rustica*, Asiatisch-Türkischer Veilchentabak. Am geschätztesten ist der Tabak aus der Ebene von Argos und der von Ligurio, zwischen Nauplia und Epidauris. In weit grösserer Menge aber und von weit besserer Art sieht man ihn am Meerbusen von Wolo (Volo), von wo man ihn nach Griechenland und Konstantinopel führt. Wenn man sich in Griechenland selbst besser auf den Anbau und die Behandlung verstände, so brauchte man nicht nur keinen Tabak vom Auslande zu kaufen, sondern man könnte ihn auch in bedeutender Menge und mit grossem Vortheil ausführen. Die Art, wie die Griechen Tabak *rauchen*, ist im Ganzen dieselbe, wie bei den Türken und andern Bewohnern der Türkei *). Sehr gebräuchlich ist es, sich *Cigarren* von Papier zu machen. Der *Schnupftabak* ist gelb und fein wie Staub; man trägt ihn in kleinen flachen, oft sehr künstlich ausgehöhlten Fläschchen von Achat, Glas oder

*) Vergl. den vorigen Jahrgang dieses Taschenbuches, S. 187 u. f.

Porzellan, aus welchen man mit einem kleinen, am Stöpsel befestigten elfenbeinernen Löffel nimmt, auf den Rücken der Hand schüttet und von da wegschnupft.

Auf dem Festlande und den Inseln wird eine niedrige Art der krautartigen *Baumwolle* (*Gossypium herbaceum*) gebaut; aber sie steht kümmerlich auf dürrem Boden, in brennender Sonnenhitze, und jede Staude gibt nur wenige und kleine Kapseln, die eine sehr kurze Baumwolle liefern.

Gemeiner Lein oder *Flachs* (*Linum usitatissimum*) wird häufig gebaut. Auch zieht man auf Morea und den Inseln noch drei andere Arten. — *Hanf* wird gar nicht gebaut; man bezieht ihn für das See-Arsenal in Poros aus Russland.

Färbekräuter sind *Krapp*, *Wau*, *Wallwurz* (*Symphytum*, 2 Arten), *Labkraut* (*Galium verum*), *Erdrauch* (*Fumaria*, 5 Arten), *Cistrosen* (*Cistus*, 13 Arten), *Traganth* (*Astragalus*, 6 Arten) u. a. m.

Gewächse, welche *Salze* liefern, obschon sie wenig oder gar nicht dazu benutzt werden, sind *Glasschmalz* (*Salicornia*, 2 Arten), *Salzkraut* (*Salsola*, 3 Arten) und *Sauerklee* (*Oxalis*, 2 Arten).

Blumengewächse, sowohl wildwachsende als in Gärten gezogene, sind sehr häufig und mannichfaltig. Die aus Amerika auch nach Griechenland verpflanzte *Agave* fand Fiedler in Menge bei dem Dorfe *Klemoutsi*, unweit Gastuni, in der Provinz Elis. Dieses kleine Dorf war ganz damit umgeben.

In der Ferne glaubte man dürre Kiefernstämmchen zu sehen. Die Blüthenschäfte waren mehr als drei Klafter hoch. Sie werden, weil die äussere Rinde sehr fest ist, häufig beim Bau der Häuser und Hütten angewendet. —

Ueber die *Thierwelt* Griechenlands finden wir bei Fiedler nur zerstreute Beobachtungen, wie sich diese bei seiner Bereisung des Landes ihm darboten. Nur von der Fauna in der Umgebung Athens giebt er eine mehr vollständige, aber gedrängte Uebersicht. *Pferde*, von macedonischer und teutscher Rasse, sind nebst *Eseln* und *Maulthieren* ziemlich zahlreich. Auch Kameele werden gehalten. *Rindvieh* hält man jetzt mehr als sonst; es ist meist braun, mittelgross und von thessalischer oder macedonischer Rasse. Sehr häufig und über das ganze Land verbreitet sind die *Ziegen*. Auf der Insel Skyros giebt es vielleicht an 5000, ungerechnet die, welche verwildert in den Gebirgen leben. Eben so viel zählt man auf der Insel Antiparos. Auf Spotiko musste Fiedler, um Fleisch zu haben, selbst auf die Ziegenjagd gehen. Die wilden Ziegen auf der Insel Antimilo bilden eine eigene Rasse, die sich seit den ältesten Zeiten hier erhalten hat und im ganzen übrigen Griechenland nicht gefunden wird. Sie sind grösser als die stärksten gewöhnlichen Ziegen, dunkelbraun, mit grossen zurückgebognen Hörnern. — Weit weniger zahlreich sind im Allgemeinen die *Schafe*; auch ist ihre Wolle nicht besonders gut;

im Thale des Speraseios sieht man grosse Heerden dieser Thiere, mit starken Vliessen weisser und zottiger Wolle. — Der Platz, wo sich die Hirten und ihre Heerden (fast überall nur Ziegen) des Nachts aufhalten, heisst eine *Mandra*. An manchen Orten ist es eine Umzäunung und eine Hütte von Gestrüpp und Baumzweigen, im Gebirge oft ein niedriges kleines Häuschen mit flachem Dach, die Wände von Steinen und Erde aufgeführt und das Ganze mit einer trocknen aufgesetzten Steinmauer umgeben; oder es ist eine natürliche Felsenhöhle, mit Steinmauern verwahrt. Bei jeder Mandra werden zur Nacht die Heerden zusammengetrieben, gemolken und aus der Milch Käse gemacht, der aber schlecht bereitet, voll Schmutz und versalzen ist. Der gewöhnliche Käse besteht aus magern Stücken in einer fettern, schmierigen Käsemasse, und wird in Ziegenhäute gefüllt zum Verkauf gebracht (Sackkäse). Nur an einigen Orten macht man kleine runde und fettere Käse, oben und unten flach, etwa 6 Zoll dick und 5 Zoll hoch; der beste dieser Art kommt aus Kandia.

Um die Mandra herum liegen eine Menge böser *Hunde*, zum Schutz der Heerde gegen Wölfe und Schakale. Hunde waren zur Zeit der türkischen Herrschaft in Athen weit zahlreicher als jetzt und lebten zum Theil in einem halbwilden Zustande. Jetzt sind sie so weit ausgerottet, dass

nur der Hunde halten darf, der sie auf seinem Gehöfte verwahrt und nicht, wie sonst, Tag und Nacht im ganzen Orte herumlaufen lässt. Aus dieser Verminderung der Hunde, indem die jungen Hündinnen meist ins Wasser geworfen werden, ist aber ein anderer, fürchterlicher Nachtheil entstanden; es giebt nämlich jetzt in Athen tolle Hunde, und schon mehre Menschen sind Opfer ihres Bisses geworden.

Unter den bereits genannten wilden Thieren sind die *Wölfe* wenig zahlreich. In der Nacht kommen sie aus den Gebirgen um Athen bis in die Nähe der Stadt. Häufiger sind die *Schakals*, die sich ebenfalls zur Nachtzeit bei Athen einfinden. Wo Reisende im Freien übernachten, kommen sie nicht selten in Menge bis an das Bivouac-Feuer. — Auf dem Parnass gab es sonst *Bären*, jetzt nicht mehr, wohl aber, so wie auch häufig anderwärts in Gebirgsgegenden und sumpfigen Niederungen viel *wilde Schweine*. Man trifft sie stellenweise in Heerden zu vielen Hunderten an. In dem ausgedehnten Sumpfe, der sich quer vor dem Ausgange des Spercheios-Thales südlich bis an den Fuss des Oeta und von dort noch weiter östlich fortzieht, gab es schon früher eine grosse Menge wilder Schweine, zu welchen noch im letzten Kriege mit den Türken die aus den nächsten Ortschaften verjagten und bald verwilderten gekommen sind. Da ihnen theils gar

nicht, theils sehr schwer beizukommen ist, so vermehren sie sich dort ungestört, und Fiedler meint, dass ein paar gute Jäger sich hier, wiewohl mit Gefahr, ein kleines Vermögen zusammenschiessen könnten. — Im Olivenwalde am Kephissos, bei Athen, soll es *Dachse* geben. — Auch *Rehe* und *Hirsche* (Edelhirsche und Damhirsche) werden in grossen Rudeln angetroffen. Andere wilde Thiere sind: *wilde Kaninchen*, besonders häufig auf der Insel Chiliodroma, wo sie sich zu Tausenden aufhalten und im Frühjahre, wenn die Weinstöcke ausschlagen, die jungen Triebe abfressen und dadurch grossen Schaden anrichten; *Iltisse*, *Füchse* und *wilde Katzen*, sowohl auf dem Festlande, als auf mehren Inseln.

Aus der Klasse der *Vögel* sind vorzüglich eine Menge von *Zugvögeln* anzuführen, welche sich im Frühjahre einstellen, aber so wie es heiss wird, wieder fortfliegen. Darunter gehören *Drosseln*, *Amseln*, *Holz-* und *Turteltauben*, Letztere besonders überall, wo Olivenbäume sind, *Feigenschnepfen*, *Störche* *), *Ibisse*, *Reiher*, *Schnepfen*, *Wasserhühner*, *Wachteln*, *Enten*, *Wildgänse*, etc. etc. Die essbaren Vögel werden auf dem Markte

*) Nach *Strong* (Lit. Gaz., 1842, Nr. 1313) soll der Storch seit 1821 mit der Vertreibung der Türken ebenfalls aus Griechenland gänzlich verschwunden seyn. Die Griechen nennen ihn daher den „Türkenfreund."

von Athen so gut verkauft, dass ein leidlicher Schütze mit der Jagd mehr gewinnen kann, als auf andere nicht so unterhaltende Weise; es giebt daher, wie Fiedler bemerkt, oft mehr Schützen als Wild. Im Jahr 1836 wurden in Athen gegen 1000 Waffenscheine (ohne welche Niemand bewaffnet gehen darf) für Flinten ausgestellt, wovon der grössere Theil für die Umgebung der Stadt gelöst wurde *). Die Jagd ist überall frei. Auch auf der Rückwanderung im Herbste werden viel Zugvögel erlegt und gefangen. Fiedler sah auf Morea bei Porto Quaglio ein Paar Mainoten, welche *Wachteln* zu fangen ausgegangen waren. Sie hatten an einem langen Stocke eine Art Fischhamen, mit welchem man die Wachteln, die auf ihrem Durchzuge eine Weile hier rasten und erst, wenn man ihnen ganz nahe gekommen ist, auffliegen, aus der Luft mit einem Schwunge des Hamens wie Schmetterlinge wegfängt. Das Stück wird mit 20 Lepta ($^1/_5$ Drachme) verkauft; sie werden in

*) Blanke Waffen und Pistolen für die Reise müssen im Waffenschein besonders bemerkt werden, sonst kann sie jeder Gensdarmes wegnehmen. Ein Waffenschein kostet für jede drei Monate 1 Drachme (20 kr.), für ein Jahr 3 Dr. und wird nur bekannten oder durch solche empfohlenen Personen ausgestellt. Wer dann ohne Schein mit Waffen gefunden wird, den behandelt man als Klephte (Räuber). Indessen darf jeder Hausbesitzer Waffen im Hause haben, ohne einen Schein zu lösen.

grosser Menge eingesalzen und versendet. Reiss-Pilaf mit gedünsteten Wachteln ist eines der leckersten Gerichte. Auf der Insel Santorino fängt man die Wachteln auf ähnliche Weise, aber mit viel grössern, 3 bis 4 Fuss weiten Netzen, die an 7 bis 8 Fuss langen Stangen befestigt sind. Man bedeckt damit rasch ganze Grasbüschel und Sträuche, unter welchen sich die Wachteln gewöhnlich aufhalten, und kann in der Stunde, wenn das Glück gut ist, 10 bis 12 Stück fangen. Die zum Verkauf bestimmten werden theils in Essig, theils in *Vino Santo* eingelegt, und so versendet. Der *Storch* wird in ganz Griechenland eben so geachtet, wie im ganzen Orient, Nord-Afrika und Europa. — Auf dem Hymettos, bei Athen, giebt es viel *Felsenhühner* (*Tetrao graeca*). Sie sehen dem rothen französischen Rebhuhn ähnlich, nur mit dem Unterschiede, dass sie ein Schild auf der Brust haben. Ihr Fleisch ist weiss, zart, etwas trocken; ihr Geschrei, welches sie meist Abends auf Felsenklippen hören lassen, gleicht dem Gakkeln der Haushühner. — Auf der Insel Syra werden besonders viel *Turteltauben* gejagt. Sie kommen im September, wenn die Trauben reif sind, wo man sie meist aus den Weingärten aufjagt und ein Jäger in einem Tage 50 bis 100 Stück schiessen kann. Sie sind sehr schmackhaft und fett und geben gebraten ein herrliches Mahl. Im August, wo sie noch selten waren, wurde das

Paar für 1 Drachme verkauft. Noch fetter und eben so wohlschmeckend ist der *Wiedehopf*, der zu derselben Zeit in Menge eintrifft und gleichfalls gern geschossen wird.

Andere wilde Vögel sind: *Falken*, *Adler*, *Geier*, *Raben*, *Nachtschwalben* (Geismelker), *wilde Fasanen*, *Spechte*, *Nachtigallen* etc. Auf der Akropolis von Athen ist noch eine grosse Nachkommenschaft vom Vogel der Minerva vorhanden, das *Käuzlein* oder die *Kleine Tageule* (*Strix passerina*), welche häufig in die Stadt kommt und auch auf den benachbarten felsigen Hügeln zu Hause ist.

Aus der Klasse der *Amphibien* findet man *Frösche*, *Kröten*, *Eidechsen*, *Vipern*, *Schlangen* und *Schildkröten*. Namentlich um Athen sieht man im Olivenwalde am Kephissos grosse grüne Eidechsen von 16 Zoll Länge, Vipern, worunter auch giftige Arten, an den trocknen steinigen Abhängen des Hymettos etc., Wasserschlangen, im Sumpfe an der Phalerischen Bucht, Wasser- und Land-Schildkröten etc. Auf der Insel Andro sah Fiedler Pfeilschlangen von 4 Fuss Länge und grünlichgelber Farbe; als er eine fangen wollte, schoss sie fort wie ein Pfeil, in gerader Linie, nicht schlängelnd wie andere Thiere dieser Familie. An trocknen Bergabhängen derselben Insel fand er mehrmals die giftige *Vipera Ammodytes*. Zum Glück ist sie träge und nicht schnell, selbst wenn sie gereizt

wird; sie ist aber so graubraun wie der Boden, meist nur gegen 16 Zoll lang und schleicht langsam hin, so dass man leicht, ohne sie zu bemerken, auf sie treten kann. Die *Erix turcica* ist in ganz Griechenland als giftig verschrien und sehr gefürchtet, gehört aber unter die giftlosen Vipern. Der Vipernbiss ist meist tödtlich, weil die wenigsten Landleute Mittel dagegen wissen.

Die gemeinste *Schildkröte* ist die *Testudo graeca* von einem Fuss Länge. Fiedler traf sie am Laurion-Gebirge theils in feuchten Niederungen theils im dürrsten felsigen Gebirge, wo nur spärliche Kräuter und Nachtthau sie erhalten können; sie vermögen aber auch ohnediess lange Zeit auszudauern. Sie schreiten langsam aber beharrlich vorwärts bis zum nächsten Thale, wo sie Wasser und Weide wittern. Oft verlieren sie auf schiefen flachen Felsstücken das Gleichgewicht und rollen über sie hinab; diess fördert aber nur ihre Reise; sie stecken dann aus ihrem festen Hause Kopf und Füsse, die schnell eingezogen waren, wieder hervor und wandern weiter. Wenn man sich ihnen nähert, so liegen sie unbeweglich und strekken den Kopf empor; hebt man sie auf, so ziehen sie ihn mit starkem Zischen ein. Sie werden nur von einigen Ausländern gegessen; sie sind meist sehr fett; das Fleisch ist bräunlich und die Brühe davon zwar sehr kräftig, aber von widerlichem Geschmack. Nur die Eier, welche man im Früh-

ling zuweilen bei ihnen findet, sind schmackhaft, fast wie das Gelbe eines Hühnereies.

Zu den *Fischen* und andern Wasserthieren übergehend, erwähnen wir zuvörderst der auch von Fiedler angeführten Thatsache, dass das Mittelländische Meer bis östlich zum Hellespont im Allgemeinen nicht reich an Fischen und noch weniger an guten Fischen, überhaupt, auch was Meerpflanzen und Schalthiere betrifft, ärmer ist als die nordischen Meere; wie es denn auch an den hiesigen Küsten, eben weil wenig Nahrung vorhanden, eine bei weitem geringere Menge von Seevögeln giebt.

Auf den Markt von Athen kommen unter andern zu Tausenden eine Gattung kleiner *Aale*, nicht grösser als Regenwürmer, welche in einem benachbarten Bache in der Nähe der Phalerischen Bucht gefangen werden. Essbare *Seekrebse* kommen wenig auf den Markt. Die grossen Hummer (*Astacus marinus*), kleiner als die nordischen, in zwei Arten, werden selten, meist von Skyro, gebracht und sind theuer. Von *Muscheln* kommt *Pinna nobilis*, die Steck- oder Seidenmuschel, in grosser Menge zum Verkauf. Ihre grossen Schalen enthalten kaum mehr als einen Bissen essbares Thier, welches nicht besonders schmackhaft ist. Auch die Austernarten *Ostrea*, noch mehr aber *Spondylus* werden gebracht, doch kommen sie den nordischen an Wohlgeschmack nicht gleich; ferner

Seeigel (*Echinus esculentus*), dessen gallertartiges Thier ausgeschlürft wird, und *Tethys Leporina*, die innen ein rothes schleimiges Fleisch haben etc.

Fiedler hatte mehrmals Gelegenheit, die verschiedenen Arten des *Fischfanges* zu beobachten. An der Küste der Insel Skopelo kamen nach einer kleinen Bucht, wo sein Schiffer eingelaufen war, des Nachts mehre Kähne, vorn mit einem kleinen eisernen Feuerkorbe versehen, in welchem Kienholz brannte, bei dessen hellem Scheine man die Fische gewahrt, die des Nachts an die Oberfläche zu kommen pflegen und, von dem Scheine geblendet, still stehen. Sie werden dann mit einem kleinen Hamen schnell aus dem Wasser geschöpft, die grössern mit Fischstechern gespiesst. Es erfordert Uebung und Gewandtheit, denn der Kahn wird dabei stets fortgerudert. Sehen und Fangen muss schnell auf einander folgen. Wenn stilles Wetter ist, sieht man an den meisten Küsten solche Feuerkähne. — Auch die Delphine, welche Jagd auf die Fische machen, tragen dazu bei, diese zu fangen. Als Fiedler in Lipso übernachtete, erhob sich ein Mann, der beim Hausbesitzer arbeitete und ein verdächtiges räuberisches Ansehen hatte, leise von seinem Lager. »Ich rief ihn an — sagt der Verf. — als er an mir vorbei wollte: Was willst du? Er erwiederte, er gehe an das nahe Meer, um einige Fische zu holen; das Wetter sei günstig; es würden die Delphine Jagd machen,

dann sprängen öfters Fische, indem sie von ihnen gegen das Ufer getrieben werden, wo der Strand flach ist, vor Angst und Eile heraus aufs Trockne, wo man sie mit der Hand fangen könne. . . . . Ich wollte seiner Rede nicht Glauben schenken und meinte, er habe etwas Anderes von; aber er brachte, noch ehe der Tag graute, einige 1 bis $1^1/_2$ Fuss grosse, gute Fische und mehre Griechen bestätigten den andern Tag, dass auf diese Weise oft Fische gefangen würden, da man genau wisse, in welche Ecken des Meerbusens die Delphine jagen.«

Die im Mittelländischen Meere sehr häufige *Sepia octopodia*, der »Polyp« der Alten, hat acht Fangarme, die bei den an den griechischen Küsten vorkommenden gewöhnlich nur 12 bis 18 Zoll lang sind, weil sie schon jung weggefangen werden; doch giebt es auch Sepien mit Armen, die eine Elle lang sind, so dass das ausgebreitete Thier über 2 Ellen Durchmesser hat. Diese Fangarme sind zäh wie Flechsen; es bedarf nur eines Polypen, der etwas über eine Elle Durchmesser hat, um einen Menschen fest zu halten, was auch den Badenden zuweilen geschieht. Sie bewegen sich im Wasser ungemein schnell, umklammern was ihnen Lebendes zu nahe kommt, und saugen sich schnell fest, denn an ihren Fangarmen befinden sich eine Menge Saugwarzen, die wie ein Schröpfkopf wirken, indem sie unter sich einen luftleeren Raum hervorbringen und so das Fleisch aufwärts ziehen, was einen

heftigen Schmerz verursacht. In der Mitte des Kreises, aus welchem die Fangarme auslaufen, befindet sich das mit einem harten schwarzen Schnabel, wie der eines Papageis, versehene Maul, welches das Thier aus den verdeckenden lappigen Häuten hervorstrecken kann; der Schnabel dient ihm hauptsächlich, um Seekrebse und Schalthiere aufzubeissen und auszusaugen. Diese und andere Sepien-Arten werden an den griechischen Küsten meist mit Fischstechern aus dem Wasser geholt; dann wirft man sie einige Zeit auf einen Stein, damit sie allen Schleim von sich lassen. Um sie frisch gefangen zuzubereiten, steckt man sie gewöhnlich an einen Stock, die langen Arme zusammengebunden, und bratet sie über Kohlen, oder dünstet sie und isst sie mit Citronensaft. Sie haben einen den Seekrebsen ähnlichen Geschmack, sind aber schwer verdaulich. Man trocknet sie auch und verkauft sie so in den Kaufläden. Die Griechen essen sie sehr gern.

Ueber *Insekten* und *Würmer* finden wir nur Weniges von Fiedler mitgetheilt. *Skorpione* kommen vor, aber nicht häufig; zahlreicher sind die *Taranteln* und *Skolopender*. *Scolopendra morsitans*, von 4 Zoll Länge, ist häufig um Athen; ihr Biss verursacht eine gefährlichere Entzündung als der Stich der dortigen Skorpione. Nicht minder zahlreich sind der *Scarabaeus pius* und der *Sc. pillularius*. — Die *Helix adspersa* ist im Olivenwalde

am Kephissos bei Athen häufig; diese Schneckenart wird auf den Markt gebracht und gern gegessen. — Im Taygetos-Gebirge sah Fiedler in Erdlöchern, die wie grosse Mauslöcher aussehen, *Taschenkrebse* (Krabben). Sie sitzen am Eingange und lauern auf Beute, ziehen sich aber, wenn man sich nähert, schnell zurück, und man muss oft ein Paar Fuss weit oder mehr nachgraben, um sie zu fangen. Sie werden gegessen; die Scheeren sind besonders schmackhaft.

Die *Einwohnerzahl* wird, da sie bis jetzt nur auf unvollkommenen Zählungen beruht und sich bloss nach mehr oder weniger wahrscheinlichen Schätzungen ermitteln lässt, verschieden angegeben, und schwankt zwischen 640000 und 926000 Seelen. Aber wenn wir auch die letztere Zahl, die sich in Dr. *Klades* Staats-Handbuche für 1837 findet, und für jetzt vielleicht 1 Mill. als die richtigste annehmen, so zeigt sich doch, mit der zu 716 geogr. Geviertmeilen berechneten Oberfläche des Königreiches verglichen, dass die Bevölkerung nur schwach ist, indem auf die Geviertmeile höchstens 1400 Seelen kommen. Am stärksten sind die Inseln bevölkert, wo auf den Sporaden gegen 4000 und auf den Kykladen gegen 2000 Menschen auf der Geviertmeile leben; am schwächsten die Halbinsel Morea, welche auf der Geviertmeile nur etwa 800 Seelen zählt.

In Betreff der Nationalität besteht die Mehr-

zahl der Bevölkerung aus *Albanesen* (von den Türken *Arnauten* genannt), welche sich schon in älterer Zeit von Norden her über das Land verbreitet haben und jetzt noch häufiger eingewandert sind. Wenn *Fallmerayer* recht hat, so sind selbst die jetzigen *Griechen* keine Nachkommen der alten Griechen oder der *Hellenen*, sondern albanesisches und slawisches Blut, so wie auch das mehrer andern Völker, die im Mittelalter die Herren dieser Länder waren, hat sich so mit dem ursprünglich hellenischen vermischt, dass dieses nirgends mehr rein anzutreffen ist. Gegen diesen angeblichen Untergang des griechischen Volksthums spricht jedoch die Fortdauer der Sprache, indem das Neugriechische, ungeachtet es mit einer Menge barbarischer Wörter und fremder grammatischer Eigenheiten vermischt ist, doch von dem Altgriechischen bei weitem nicht so sehr abweicht, als z. B. das Italiänische vom Altlateinischen. Ausser dem Neugriechischen, das man überall versteht, wird auch grossentheils, besonders im nördlichen Festlande, *Albanesisch* gesprochen. Von ausländischen Sprachen fand *v. Prokesch* die *französische* und *italiänische* am weitesten im Lande verbreitet; selbst *Englisch* sprechen mehre Griechen. Der *teutschen* Sprache aber waren nur sehr wenige mächtig; doch haben viele Griechen in den letzten Jahren auch diese in unglaublich kurzer Zeit erlernt. Da sich die meisten Griechen die fremden

Sprachen nur durch Umgang und Verkehr zu eigen gemacht haben, so fand v. *Predl* nicht viel Personen, die sie auch hätten schreiben können. Nur die gebildetern Stände machen eine Ausnahme, und unter diesen findet man auch viele, die des Altgriechischen vollkommen mächtig sind.

Die übrige Bevölkerung besteht theilweise aus *Türken* (meist noch auf Euböa), *Juden*, *Walachen*, *Bulgaren* und *Zigeunern* (auf dem Festlande, besonders gegen Thessalien hin), nebst *Teutschen* (jetzt meist in Athen) und zerstreuten *Franzosen*, *Italiänern*, *Engländern* etc., welche der Grieche, wie andere Orientalen, mit dem gemeinschaftlichen Namen *Franken* (*Franki*) bezeichnet. Als reine Abkömmlinge der alten Hellenen betrachten sich besonders die *Sulioten*, jetzt nur noch ein unbedeutender Stamm in den Gebirgen von Suli, in Epirus, aber zum Theil auch als Ansiedler im jetzigen Königreiche (z. B. in Naupaktos und Antirrhion) seßhaft geworden. Auch die *Mainoten* halten sich für echte Nachkommen der alten Spartaner.

Zigeuner giebt es besonders viele in *Zeitun* (*Lamia*). Sie leben hier in elenden Strohhütten, welche entweder längliche Vierecke bilden oder die Gestalt von Bienenkörben haben. Oft wohnen 2 auch 3 Familien nebst Hühnern, Schweinen etc. in einer solchen Hütte. Ihre Armuth ist eben so gross als die Verachtung, mit der sie von

der übrigen Bevölkerung behandelt werden. Andererseits ist der Zigeuner für den Griechen auch ein Gegenstand der Furcht, und zwar durch den Ruf der Zauberei, in welchem er allgemein steht. Alle Zigeuner treiben in der Regel das Handwerk der Hufschmiedte. In Theben war v. Predl Zeuge eines Wortwechsels zwischen einem Griechen und einem Zigeuner, wegen der Bezahlung für den Hufbeschlag eines Pferdes. Letzterer drohte mit der geheimen Macht seiner Zauberkünste und wurde auf der Stelle von dem Griechen befriedigt, welcher sich eiligst entfernte und sich voll Angst und Schrecken unzählige Mal bekreuzigte. Die Griechen nennen die Zigeuner *Zingari*, häufiger noch *Tschinguenes*, welcher letztere Name türkisch ist.

Am wenigsten zahlreich sind die *Juden*. Griechenland ist kein Schauplatz für die Entfaltung ihrer Thätigkeit, da sie in diesem Punkte von den Griechen weit übertroffen werden.

Ueber *Lebensweise*, *Sitten* und *Gebräuche* der Griechen haben wir bereits in dem obenerwähnten Aufsatze unseres Taschenbuches vom Jahre 1830, S. 198 u. ff. Manches mitgetheilt, das wir jetzt aus von Predl's Erinnerungen vervollständigen können.

Die *Bauart* der Häuser ist im Allgemeinen, selbst in den grössern Städten sehr schlecht; nur in der Hauptstadt, so wie in *Nauplia*, findet man

jetzt mehre in europäischem Styl aufgeführte Privatwohnungen. Die ältern Häuser haben noch vergitterte Fenster nach türkischer Sitte. Das Innere ist winkelig, finster und unreinlich. Das Hausgeräthe ist von der einfachsten Art. Eine hölzerne Kiste reicht hin, das Wenige von Kleidung und Wäsche zu bergen, was der genügsame Grieche bedarf. Zur Regenzeit ersetzt eine Gluthpfanne die Stelle des Ofens. Bei Wohlhabenden geht rings an den Wänden ein Diwan, welcher des Nachts zugleich als Schlafstelle dient. In *Megara* hatte die Familie, bei der v. Predl einquartirt war, als Hausgeräthe einen Teppich, einen Topf, ein Wassergefäss, ein Bett, einen Tisch mit drei Füssen, einen ähnlichen Stuhl und eine Art Sofa. Bei einigen Familien fand er auch ein *Trapezi* (Tisch). Es ist diess eine runde hölzerne Scheibe von verschiedener Grösse, welche auf 6 Zoll hohen Füssen ruht. Um diese herum sitzt das ganze Hausvolk auf dem Boden und verzehrt das einfache Mahl mit den Fingern.

In Theben bestand v. Predls Wohnung, in einem mitten in der Stadt gelegenen Hause, aus einer Kammer von 80 □ Fuss, ohne Decke und Fenster; statt der Letztern waren vor den leeren Oeffnungen zwei zerbrochene Läden angebracht. Diese Kammer ruhte auf zwei Balken und reichte einige Fuss über den Kramladen des Wirthes in die Strasse hinaus. Die geborstenen Lehmwände

erlaubten rechts und links eine recht bequeme Aussicht. Der Boden war mit Brettern belegt, durch deren breite Spalten und Risse die ganze Bude im Erdgeschoss übersehen und nöthigenfalls mit dem Hauswirthe gesprochen werden konnte. Das nicht minder verfallne und sehr niedrige Dach liess ungehindert Wind und Regen durch; ausserdem tummelten sich Ratten und Mäuse Tag und Nacht herum und frassen und schleppten Alles weg, was sie finden konnten; anderer Unannehmlichkeiten nicht zu gedenken. Noch ärger ging es unserm Hauptmann im nächsten strengen Winter, von dem er einen Theil hier zubringen musste. »Schon einige Wochen frühere — erzählt er — »hatte ich den Versuch gemacht, ein ganz leer stehendes Haus für mich in bewohnbaren Stand zu setzen; aber es wollte mir nicht gelingen. Es lag zu frei, hatte weder Fenster noch Laden, und ich konnte auch nur auf einem Brette hineingelangen, welches von einer abstehenden, 12 Fuss hohen Mauer an den Eingang gelegt war. Von diesem Brette stürzte ein Kamerad, der mich besuchte, hinab, kam aber zum Glück mit einigen Contusionen davon. Diese Fatalitäten veranlassten mich, mein früheres Kabinettchen wieder zu beziehen, wo ich mich nun plötzlich eingeschneit sah. Da der Winter so heftig heranstürmte, so musste vor allem dafür gesorgt werden, dass eine Art Herd oder Kamin angebracht werde, und ich

vertraute diese Arbeit einigen des Handwerks kundigen Soldaten meines Commando's. Sie begannen die Arbeit. Aber kaum hatte der Kamin eine Höhe von 3 Fuss erreicht, so fing mein Kämmerchen an zu sinken. Die beiden schwachen Balken, die es bisher gestützt hatten, bogen sich wie Weiden und ich war nahe daran, mit Allem in die Strasse hinaus zu stürzen, da auch schon die Wände sich weit über einen Fuss aus einander gegeben hatten. Es musste schnell eingehalten werden; ich kaufte sogleich einen starken Balken und mein Pionier stützte und trieb damit mein Häuschen so in die Höhe, dass sich die Seitenwände bis auf einige Zoll wieder zusammengaben. Nun wurde der Kamin vollendet und schon sass ich vergnügt an der erwärmenden Flamme, als das Schicksal mir aufs neue einen Streich spielte. Der Maurer hatte nämlich übersehen, einen Dachsparren zu entfernen, der gerade über den Herd weglief und von der Flamme ergriffen wurde. Im Nu standen die angenagelten Strohmatten und die Nebensparren im Feuer. Mein Bedienter und einige Soldaten rissen schnell die Matten weg und zerstörten den Herd, während ich selbst die brennenden Sparren abhieb und Schnee auf das Feuer warf. Kein Grieche kam mir dabei zu Hilfe; kaum dass selbst der Hauseigenthümer zu bewegen war, Wasser herbei zu schaffen, obwohl sein ganzer Kram unter mir in der grössten Gefahr war.

Auf der Strasse standen einige Thebaner und lachten recht herzlich.« . . .

Auf seinen häufigen Streifzügen in den Umgebungen von *Anatoliko* und *Missolunghi* traf *v. Predl* viele Wohnungen an, besonders einsam stehende, welche ein steinernes Erdgeschoss mit Schiessscharten hatten und zum Theil auch mit Fallthüren versehen waren. In der Entfernung von etwa 10 bis 12 Fuss von dem Hause erhebt sich eine steinerne Mauer von beiläufig 15 bis 20 Fuss Höhe und verhältnissmässiger Dicke. Auf diese Mauer führt eine Treppe, deren oberste Stufe in gleicher Höhe mit dem Eingange in das Haus steht, den man hier oben angebracht hat. Diesen Eingang sperrt eine starke, oft mit Eisen beschlagene Fallthüre, welche zugleich als Verbindungsmittel mit der Treppe dient, auf welche sie niedergelassen werden kann. Glaubt sich nun der Grieche, wegen der zahlreichen Räuberbanden in jenen Gegenden, in Gefahr, so zieht er die Thüre auf. Mit Lebensmitteln ist er immer auf mehre Tage versehen. Nachts ist ohnehin die Thüre stets aufgezogen.

Aus den zerstreuten Bemerkungen v. Predl's über den *Gesundheitszustand* des Landes heben wir folgende über die Krankheit aus, welche zur Zeit der grossen Sommerhitze 1833 die baierische Besatzung der Akropolis zu Athen befiel. »Diese Krankheit ist ganz eigner Natur und war für uns

höchst unangenehm und schmerzhaft. Es erhoben sich nämlich von den Handgelenken bis zur Hälfte des Vorderarmes, dann von den Knöcheln bis zur halben Wade, rothe Punkte, die von Tag zu Tag grösser wurden und bei Vielen bis zur Dicke einer starken Erbse, ja bei Einigen sogar bis zur Stärke einer halben welschen Nuss anwuchsen. Wo sie aber in letzterer Gestalt erschienen, waren sie auch weiter am Körper verbreitet und zeigten sich auch auf Stirn und Wangen. Zu einem unausstehlichen Jucken und Brennen gesellte sich noch der Stich der Insekten, besonders der *Konubia*, die marternd über uns herfielen. Diese *Konubia* ist so klein, dass sie nicht leicht mit freiem Auge entdeckt wird. Körper und Flügel sind weiss, Letztere breit und doppelt so lang als das ganze Thierchen, dessen höchst empfindlicher Stich sehr schmerzhaft auf die ergriffenen Theile wirkte. Die reichern Griechen schützen sich zwar dagegen, indem sie ihre Lagerstätten ganz mit feinem Gaze überziehen; allein dadurch entsteht eine andere Marter, indem man auf diese Weise ganz in Schweiss gebadet liegt. . . . . Nach einigen Tagen kam zu diesem äussern Uebel noch ein inneres. Man verlor den Appetit, bekam Uebelkeiten, Schmerzen im Unterleibe, besonders am Kreuze und in den Lenden, ward schwindelig und über Alles verdriesslich; dabei unterlag auch das Gedächtniss einer grossen Schwäche. Dieser Zustand

währt gewöhnlich 4 bis 6 Wochen. Wer sich in dieser Zeit vernachlässigt und nicht diät lebt, den ergreift das Uebel stärker, wird schnell nervös und führt in kurzer Zeit den Tod herbei. . . . Die Mittel, welche die Griechen dagegen anwenden, sind eben so einfach als wirksam. Zeitige starke Aderlässe oder Blutegel, bei Beobachtung grosser Diät, hatten stets gute Folgen. . . . Diesen Tribut muss Jeder bezahlen, der zum ersten Male die Sommermonate in Griechenland lebt. Einige werden sogar ein zweites und drittes Mal heimgesucht.«

Theben hat nicht unbedeutende *Wochenmärkte*. Jeden Sonnabend kommen oft mehr als tausend Landleute zur Stadt. »Sie erschienen« — erzählt unser Verf. — »stets mit allen Gliedern ihrer Familie und der treue Gefährte, der Esel, trug geduldig Frau, Kind und Gepäcke. Sie verhandelten ihre Produkte gegen andere Bedürfnisse. Das Gewühl an solchen Tagen war gross, grösser die Unreinlichkeit, am unausstehlichsten aber das Geschrei von einigen Hundert Eseln und der Alles durchdringende Knoblauchgeruch, der die Stadt wahrhaft verpestete. Diese Menge Bauern und jeder kaute an seinem Knoblauch — es war zum Umsinken! — Der merkwürdigste Akt aber kam immer erst nach den Geschäften. Da kamen die Metzger und trugen an 20 Fuss langen Bratspiessen zwei und drei gebratene Hammel, zerhauten sie oder zerrissen sie mit den Händen und legten die Stücke

auf Brettern oder Steinen umher. Jetzt erscheint der Bauer; er will sich einen guten Tag machen und einmal Fleisch essen. Mit lüsternem Blicke betrachtet er Stück für Stück, nimmt endlich eines und drückt es dort und da, um zu sehen, ob es auch weich ist. Er traut nicht recht, schnalzt mit der Zunge und will weiter. Der Metzger spricht ihm zu: *Pare to adelfe* (nimm es Bruder)! lobt den Braten und reicht ein anderes Stück hin. Der Bauer besieht es nochmals von allen Seiten und bohrt endlich zur bessern Ueberzeugung mit dem Finger ein Loch in den Braten, ist aber immer noch unschlüssig. Nun wird der Metzger ärgerlich, aber nicht über das Unappetitliche der Handlung; keineswegs; er wird ärgerlich, dass der Bauer seinem unvergleichlichen Braten keine Gerechtigkeit widerfahren lässt. Er spricht ihm zu, schreit, zankt, schimpft, ergreift das Stück, haut seine Zähne ein, zerreisst es und hält es nun dem Bauer triumphirend vor die Nase. Dieser, unfähig einem solchen Argumente noch länger zu widerstehen, ruft endlich: *kalo Adelfe* (gut Bruder)! greift zu und verzehrt nun ganz gemüthlich den Braten, nimmt etwas Brod dazu, setzt ein Glas Wein darauf und holt zum Dessert noch einen Knoblauch aus seinem Quersacke hervor. . . . . Uebrigens muss ich bekennen, dass ich während meiner Anwesenheit in Theben niemals gehört habe, dass je ein Landmann sich irgend etwas

unrechtmässiger Weise zugeeignet hätte, so gross auch das Gewühl und so günstig die Gelegenheit dazu war. — Der Bauer ist brav, ruhig, nicht ohne Liebe zur Arbeit und darf, wenn von Gesindel die Rede ist, ja nicht zu diesem gezählt werden.«

Sehr interessant waren für unsern Verf. die *Schulen*, welche er daher, wo sich Gelegenheit darbot, überall besuchte. Die Lancastersche Methode schien damals am meisten verbreitet zu seyn. Die Schulgebäude waren überall gross und gut gebaut und die meisten mögen vom vormaligen Präsidenten *Capodistrias* herstammen. In Athen hat sich der Amerikaner *King* viele Verdienste in dieser Hinsicht erworben. Uebrigens giebt es viele Lehrer, denen jeder Winkel, jeder nur einigermassen ruhige Platz willkommen ist. Häufig versammeln sie sich ausserhalb des Ortes im Freien. Die Jugend hat durchgehends treffliche Anlagen und zeigt grosse Lernbegierde. In Theben z. B. sah v. Predl die Kinder schon früh um 6 Uhr, mit Buch und Schreibtafel unter dem Arm, in die Schule gehen und sie verliessen sie selten vor 4 oder 5 Uhr Abends. Sie nahmen ein Stück Brod oder sonst etwas mit, um gleich in der Schule Mittag halten zu können. Auch die Mädchen fehlen bei diesem Unterrichte nicht. In *Missolunghi* zeigte sich die Jugend auch bei den gymnastischen Uebungen sehr eifrig und aufmerksam. Der Stärkste und Gewandteste unter ihnen

wurde jederzeit als Anführer gewählt, er mochte von höherer oder niederer Geburt seyn. »Nur schlimm,« — meint der Verf. — »dass die Generation zu Hause noch nicht jenes wünschenswerthe Beispiel findet, welches bei so hellem Kopfe, bei so vorzüglichen geistigen und körperlichen Anlagen, Männer schaffen müsste, die zu den kühnsten Hoffnungen berechtigen dürften.«

Ein Beispiel von Geistesbildung eines öffentlichen Beamten erzählt *v. Predl* bei Vonitza. Der dortige Eparch, welchen er besuchte, zeigte ihm eine sehr schöne neue Karte von Griechenland. Mit Stolz und inniger Freude sagte er: »Sieh Herr! wie gross und schön Griechenland ist!« — aber das schöne Griechenland hing verkehrt an der Wand, und als ihn der Verf. darauf aufmerksam machte, wollte er nicht einsehen, warum die Karte verkehrt hangen sollte. Auch glaubte er, dass alle angränzenden Länder noch zu Griechenland gehörten.

Unter dem Volke, nicht bloss unter dem gemeinen, herrscht noch mancher *Aberglaube*. Wenn man kleine Kinder loben oder liebkosen will, muss man sie vorher anspucken oder wenigstens dicht an sie hinspucken. Man glaubt nämlich, dass dadurch die Macht des Teufels gebrochen werde, welcher nicht leiden kann, dass man die Kleinen herzt oder lobt. Dieser Bann des Bösen erstreckt sich auch auf Pferde, Esel u. s. w.,

jedoch nicht auf erwachsene Menschen. Auch der Knoblauch, wenn man eine Zwiebel davon an eine Thür hängt oder auch nur das Wort ausspricht, hat eine die Macht des Teufels brechende Wirkung. Fremde, die von diesem Aberglauben nichts wissen, kommen oft in grosse Unannehmlichkeiten. Ein Franzose, der in Geschäften von Negroponte nach Theben reiste, hatte sich ein Pferd gemiethet, welches ihm so wohl gefiel, dass er es immer lobte und streichelte. Diess verdross aber, weil der Franzose das Pferd nicht anspuckte, den nebenher laufenden Eigenthümer desselben, und um das Versehen gut zu machen und die Macht des Bösen zu lähmen, spuckte er selbst von Zeit zu Zeit das Pferd an, traf aber dabei auch öfters den Reiter. Dieser, hierüber aufgebracht, drohte dem Griechen und kam so in höchster Entrüstung nach Theben, wo er sogleich über die ihm angethane Beschimpfung beim Staats-Prokurator Klage erhob. Letzterer erklärte ihm zwar die Sache, aber er blieb ungläubig, und erst als ihm *v. Predl* mehre Beispiele erzählte und die Wahrheit des Bestehens eines so groben Aberglaubens betheuerte, gab er sich halb und halb zufrieden.

Ein anderes Beispiel erzählt der Verf., welches ihm während seines Aufenthalts in *Anatoliko* vorkam. Gegenüber von seinem Quartiere baute ein griechischer Töpfer einen Brennofen. Als er fertig war, versammelte er Verwandte und Freunde und

liess den Ofen durch den Papas einweihen. Vor dem Ofen hatte er einen Knäuel mit Knoblauch, Salz etc. aufgehängt. Die Feierlichkeit war bereits im Gange, als ein bairischer Unter-Offizier sich neugierig näherte, den Knäuel in die Hand nahm und betrachtete. Kaum gewahrten die Griechen diesen Frevel, als sie sämmtlich, den Papas an der Spitze, davon liefen, sich unzählige Male bekreuzigten und nicht anders glaubten, als dem Unglücklichen hätte nun sein letztes Stündlein geschlagen. Aber, o Wunder! er lebte noch und kein Haar ward ihm verletzt! Da kehrten denn die Verscheuchten allmählich, obwohl nicht ganz ohne Furcht, zurück und der Papas kam mit der Feierlichkeit glücklich zu Ende.

Unter die *religiösen Gebräuche* der griechischen Kirche gehören bekanntlich die strengen *Fasten*, die vielleicht zwei Drittel des Jahres wegnehmen. Der Verf. überzeugte sich mehrmals, wie gewissenhaft diese vom Volke beobachtet wurden. Sein Führer z. B. genoss während der Grossen (vierzigtägigen) Fasten (vor Ostern) auf dem ganzen Marsche von Nauplia über Korinth nach Athen nur Knoblauch, Zwiebeln, Brod, Oliven und ein wenig Wein. Bei dieser Lebensweise schnürte er unter der Zeit öfters seinen Gürtel enger. Gebratene Hühner, Eier etc., die man ihm anbot, schlug er jederzeit aus und sagte, dass wenn er etwas genösse, was von einem Thiere komme, er

nicht allein von Allen verachtet, sondern auch von den Geistlichen in den Bann gethan werden würde. —

Der einzige Unterschied zwischen den s. g. Grossen und Kleinen Fasten besteht darin, dass die Vorbereitungen zu den Erstern so wie auch der Beschluss derselben festlicher und geräuschvoller sind als bei den Letztern. Auch haben die Griechen bei den Grossen Fasten einige Begünstigungen (Dispensen) und dürfen z. B. in der ersten Woche Fische, Eier, Milch und Käse essen. Diese Woche heisst die *Käsewoche* (*Tyrni*, von *Tyri*, Käse). In den übrigen Wochen aber sind ihnen nur solche Seethiere gestattet, welche kein Blut haben, als Austern, Seespinnen etc., so wie auch Caviar und anderer Fischrogen, Brod, Früchte etc. Die übrigen merkwürdigsten Fasten sind die der heil. Apostel, der heil. Jungfrau und der Geburt Christi. Letztere dauern gleichfalls vierzig Tage.

Am vorletzten und letzten Tage der Grossen (Oster-) Fasten bringen die Schäfer Lämmer und Hämmel zu Markte, welche von jeder, selbst der dürftigsten Familie gekauft werden. Zugleich verkaufen die Bauern Bratspiesse von Lärchenholz, oft 15 Fuss lang, an welchen zwei oder auch drei Thiere auf Ein Mal gebraten werden. Endlich ist der lang ersehnte Tag angebrochen. Das Haus wird gescheuert, das alte Küchengeschirr auf die

Strasse geworfen und beide Geschlechter legen die besten Kleider an. Vor dem Hause wird auf offener Strasse ein Feuer angezündet, die ganze Familie versammelt sich um dasselbe und alle sich Begegnenden umarmen sich, mit dem Grusse: *Christos anesti!* (Christus ist auferstanden), worauf die Antwort folgt: *Wewai, anesti* (wahrlich, er ist auferstanden). Die Lämmer und Hämmel werden gebraten, dann rasch zerstückt oder mit den Händen zerrissen und Jedem seine Portion gereicht, die er mit Knoblauch etc. und Wein verzehrt. Die Reichen und Vornehmen begehen dieses Fest in den Höfen oder Vorplätzen ihrer Häuser. Dem Mahle folgt Gesang und Tanz in den Strassen, woran jedoch das andere Geschlecht keinen Theil hat. Während die Männer singend, tanzend und lärmend die Strassen durchziehen, versammeln sich die Mädchen und Frauen in einzelnen Häusern oder an einem abgelegenen Orte und belustigen sich gleichfalls mit Gesang und Tanz. Die Männer schwärmen die ganze Nacht hindurch, ziehen von einer Weinschenke zur andern und acht volle Tage hört man überall den Ton der baskischen Trommel, in Begleitung einer Geige oder eines schreienden Klarinetts.

Die griechische *Geistlichkeit* steht im Allgemeinen auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe. Von Kindheit an diesem Stande geweiht, sehen und hören die Geistlichen nichts Anderes, als was eben

nur darauf Bezug hat. In ihrem Aeussern erscheinen sie nachlässig, unreinlich und haben keinen Begriff von Anstand und Würde. Viele dieser *Papades*, namentlich Bischöfe, haben im Freiheitskampfe den Hirtenstab mit dem Schwerte vertauscht. Besonders gab man dem Bischofe *Germanos*, von Patras, das Zeugniss eines sehr tapfern Mannes.

Die griechische Geistlichkeit besteht aus dem *Patriarchen* (in Konstantinopel), welcher den Titel »der Allerheiligste« führt. Dann folgen die *Erzbischöfe* und *Bischöfe* (*Despoti* genannt) mit dem Titel »Heilige«; dann die *Protopopen* (Erzpriester), *Popen*, *Diakonen*, *Hypodiakonen* (Unter-Diakonen), *Sänger* und *Vorleser*. Ausser diesen giebt es noch eine grosse Menge geistlicher Aemter, z. B. den *Gross-Logotheten* (Erzkanzler), den *Gross-Oekonomen* (Verwalter der Kirchengüter), den *Oberaufseher* der *Mönchs-* und den der *Frauenklöster*, den *Protonotar*, *Kleideraufseher*, *Reisepriester* u. a. m., welche insgesammt *Klerikï* heissen; ferner *Aebte* (Hegumeni), *Aebtissinnen* (Hegumenissä), *Mönche* (Monachi), und *Nonnen* (Monastriä). Die niedere Geistlichkeit führt die allgemeine Benennung *Väter* (Papades, in der Einzahl Papas). Grössere Klöster heissen *Monastiria*, kleinere *Metoehia* u. s. w.

Nach einer königlichen Verordnung vom 4. August 1833 ist die *Unabhängigkeit* der griechischen Kirche vom Patriarchen zu Konstantinopel erklärt

worden und dagegen eine *Synode* eingesetzt, welche, jedoch unter der Oberherrlichkeit des Königs, die oberste geistliche Gewalt ausübt. Die griechische Kirche heisst demnach nun »*die Orthodoxe Orientalisch-Apostolische Kirche des Königreichs Griechenland.*«

Wenn eine Frau in Kindesnöthen ist, so ruft sie den *heil. Eleftherios* (*Eleutherios*) um Beistand an, dessen Bildniss im Zimmer aufgestellt und mit Weihrauch verehrt wird. Der schon vorher gewählte Gevatter (*Komparos*) wird von der Geburt des Kindes in Kenntniss gesetzt und die Taufe in den ersten acht Tagen vollzogen. Dabei wird das Kind drei Mal ganz unter Wasser getaucht und die Verwandten stossen alle möglichen Verwünschungen gegen den »bösen Feind« (den Teufel) aus. Am zehnten Tage erhält das Kind seinen Namen unter gewissen Feierlichkeiten, welche *Dekatin* (nämlich *himeran*) *estiasä, den zehnten* (Tag) *feiern* heissen. Erst am vierzigsten Tage darf die Mutter die Kirche wieder betreten, wo dann der Papas den Segen über sie und das Kind spricht. Diese Feierlichkeit heisst *ta saranta* (die Vierzig).

In Theben hatte *v. Prokl* Gelegenheit, einer *Hochzeit* beizuwohnen, zu welcher er mit seinem Hauswirthe *Grivas*, einem wohlhabenden Gendarmerie-Offizier, eingeladen wurde. Beide gingen zur bestimmten Stunde in des Bräutigams Haus, wo in einem kleinen Zimmer mehre Griechen mit

zwei Musikanten sassen. Allmählich versammelten sich die andern Gäste, der Bräutigam erschien und es begann der Zug nach dem Hause der Braut. Voraus trug ein Knabe auf einem Kissen zwei Flitterkronen, darauf folgte die Musik, nach dieser Grivas und unser Hauptmann, hinter diesen der Bräutigam mit seinen Verwandten und dann die übrigen Gäste beiderlei Geschlechts. Den Zug umschwärmten ganze Haufen ausgelassener Buben, die allerlei tolles Zeug verübten. Im Hause der Braut angekommen, zog sich der Bräutigam zurück, während die Gäste im Freien Platz nahmen und mit Süssigkeiten und Wein bewirthet wurden.

Endlich erschien die stattlich geputzte Braut an der Treppe des Hauses, von zwei Verwandten unterstützt. Sie war bleich wie ein Marmorbild und hatte die Augen geschlossen. Schwebend wurde sie die Treppe herabgetragen und es begann der Zug zur Kirche, wohin man eine gute Viertelstunde brauchte, obwohl die Entfernung keine 40 Schritt betrug, denn die Braut liess sich förmlich tragen und schleifen. Die Sitte gebietet ein solches Benehmen; je mehr die Braut zögert, desto mehr Anstand legt sie an den Tag. An der Kirchthüre näherte sich ihr der Bräutigam und man führte Beide zum Altar. Nun begann der Papas die Handlung, las mehre Stellen aus einem Folianten und steckte dem Paare die Ringe an, setzte ihnen dann die Kronen auf und wechselte diese wohl

zehn Mal auf ihren Köpfen. Hierauf wurden sie dicht an einander gestellt, ein grosses Tuch über Beider Schultern gebreitet und der Papas legte ihnen seine Hände auf Brust und Leib. Nach einem kurzen Gebete reichte er den nun Copulirten Wein mit Honigbrod, fasste darauf die Braut an der Hand, diese den Bräutigam, und so hüpften alle drei einige Male um den Altar herum, wobei der Geistliche allerlei Spässe machte, welche Anspielungen auf die Freuden des Ehestandes seyn sollten.

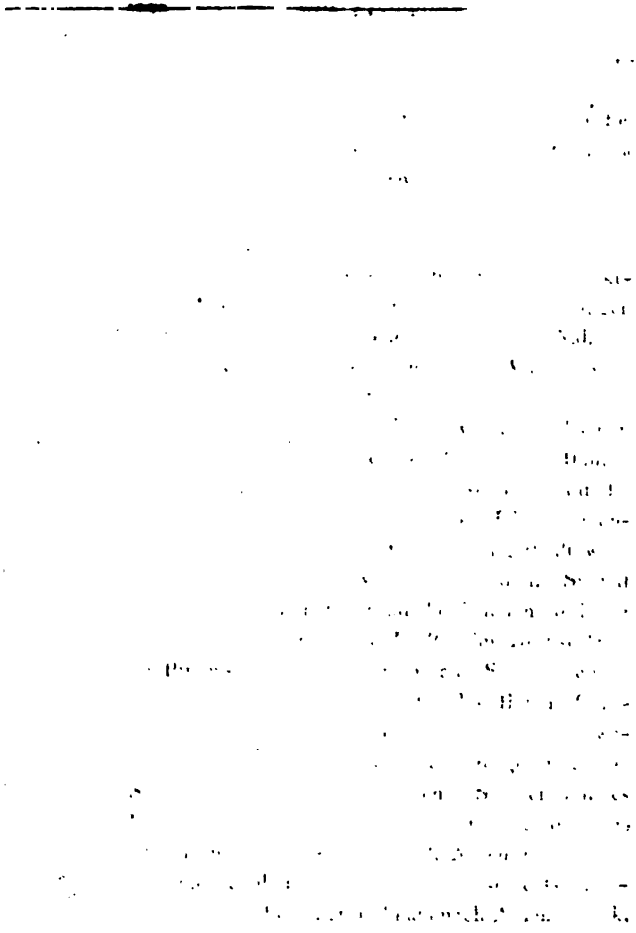
Die Handlung hatte wohl eine Stunde gewährt. Die Verwandten näherten sich den Neuvermählten und küssten Beide auf Stirn, Ohren, Wangen und Mund; ja sogar die Kronen wurden geküsst. Der Lärm und Unfug von Jung und Alt war über alle Beschreibung. Auf dem Rückwege nach dem Hause des Bräutigams wurde darauf gesehen, dass man so viel wie möglich einen Bogen beschrieb; denn wenn das Ehepaar Unglück vermeiden will, so darf es nie den nämlichen Weg *von* der Kirche nehmen, den es *dahin* gemacht hat. Am Hause des Bräutigams wurde die Braut mit Gerste und Baumwolle beworfen, welches den Ueberfluss andeuten soll, den man ihr wünscht. An der Schwelle lag noch eine schlimme Falle, ein Sieb (*Gyni*), welches die Braut zum Beweise ihrer Jungfräulichkeit durchtreten musste. Sie bestand die Probe zur Freude aller Anwesenden.... Diese

Siebe sind indessen, wie v. *Predl* erfahr, so eingerichtet, dass sie eine Maus durchtreten könnte.

Diess sind aber nicht alle Ceremonien bei Hochzeiten. Unser Verf. durfte als »*Frankos*« nicht überall seyn und nicht Alles sehen.

Wir werfen jetzt einen, bei der Beschränktheit des noch übrigen Raumes, nur flüchtigen Blick auf einige *Städte* Griechenlands, uns Näheres für eine künftige Fortsetzung dieses Artikels vorbehaltend.

Was *Athen* (*Athinä*, das *th* wie im Englischen ausgesprochen, also fast wie *Ashinä*), die Hauptstadt des Königreichs, betrifft, so kann auf die Beschreibung, die davon im VIII. Jahrgange unsers Taschenbuches, S. 206—226, mitgetheilt worden, jetzt nicht mehr verwiesen werden. Sie hat sich seit ihrer Erhebung zur königlichen Residenz durchaus verjüngt. Als *Fiedler* im Herbst 1834 im Piräeus landete, fand er am Strande einige schlechte Häuser, worunter das des Hafen-Capitäns und die Locanda (Gasthaus) die besten waren. Drei kleine einmastige Fahrzeuge und zwei Seemöven belebten den Hafen. Schwer war es Pferde zu bekommen und schwer für sie, die Reisenden und ihr Gepäck nach Athen zu bringen. Bis zum April 1837 hatte Fiedler seine Gebirgsuntersuchung beendigt und kam nach Athen zurück,



DIE AKROPOLIS VON ATHEN.

Verlag von J. G. Calve in Prag.

um sich wieder nach Sachsen zu begeben. Da sah er am Piräeus eine freundliche Hafenstadt mit regelmässigen Strassen, schönen Wohnhäusern, Kaufläden, massiven Waaren-Magazinen etc. wie durch Zauberschlag entstanden. Flaggen aller grossen Nationen flatterten im Hafen; Kriegs- und Dampfschiffe kamen an und fuhren ab; ein Wald von Masten belebte den Strand. Zöllner und Polizei-Beamte erwarten den Fremden und ist er von ihnen entlassen, so stehen ihm Wagen, Kameele und Reitpferde zu Dienste, ihn und sein Gepäck zur Hauptstadt zu bringen. Der Weg dahin, durch einen breiten Streifen Olivenwald, der sich vom Kephissos südlich nach der Phalerischen Bucht zieht, war noch 1838 in der nassen Jahreszeit so voll Schlamm und Löcher, dass Packpferde oft nicht mehr fortkonnten. Jetzt ist schon seit 1835 eine breite, feste Kunststrasse bis nach Athen hergestellt, auf welcher Wägen aller Art hin und her rollen.

Athen selbst war bis 1834 noch ein elendes Dorf und wie ein schmucker Elephant vor einer Heerde Schafe stand der herrliche altgriechische Tempel des Theseus vor einigen Hundert niedrigen Hütten und Brandstellen. Nur die Achtung gebietenden Trümmer des Parthenon ragten stolz aus der Akropolis zum reinen Himmelsgewölbe empor. König *Otto* liess für den Wiederaufbau von Athen einen grossartigen Plan entwerfen. In

kaum drei Jahren waren regelmässige Strassen, grosse europäische Wohnhäuser, leicht, aber freundlich, nach südlicher Weise, und selbst viele palastähnliche Gebäude errichtet, und auch der Bau eines königlichen Residenz-Schlosses ist so gut wie vollendet. Letzteres steht am obern, höher liegenden Ende der *Hermes-Strasse*, welche sich vor allen übrigen durch Länge und Breite auszeichnet. Nach ihr ist die ansehnlichste die *Aeolos-Strasse*, welche sie rechtwinkelig durchschneidet. Unter den palastartigen Privatgebäuden ist vor allen andern das Hôtel des als Ehrenmann, Staatsmann und Schriftsteller rühmlichst bekannten k. k. österreichischen Gesandten, Herrn von *Prokesch-Osten*, zu bemerken. Der schönere, grossartigere Theil Athens zieht sich nördlich über die Gränze der alten Stadtmauer hinaus, deren mächtige, aus grossen Quadern bestehende Grundmauern frei gegraben worden. Dieser höher gelegene Theil der Stadt hat auch eine bei weitem gesündere Lage, als der untere nach dem Tempel des Theseus zu. Daher ist auch hier, nordöstlich oberhalb der Stadt, die neue Residenz erbaut worden, aus deren Ober-Stockwerk man die tiefer liegende Stadt, die Ebene mit dem Olivenwalde, das Meer, Salamis, Aegina und Morea's blaue Küsten sieht.

Oeffentliche Gebäude sind ausserdem die Universität, die Militär-Kasernen, das Militär-Krankenhaus, das Münzgebäude, die Pionier-

Werkstatt, die Staatsdruckerei etc.; ferner 13 Kirchen (12 griechische und eine katholische), nebst 4 andern griechischen, die in den letzten Jahren noch im Bau begriffen waren. Für die Erhaltung der zahlreichen griechischen Alterthümer wird von der Regierung angelegentlich gesorgt. Der König hat z. B. gleich im ersten Jahre seiner Regierung das eingebrochen gewesene Dach des (übrigens wohl erhaltenen) Theseus-Tempels wieder herstellen und mit Thüren versehen lassen, damit er zur Aufbewahrung der auf der Akropolis und anderwärts gefundenen Alterthümer dienen könne. Auch die Akropolis hat der König unter der Leitung des gelehrten Archäologen Dr. *Ross* vom Schutt befreien lassen.

Athen hatte, nach *Strong*, im Jahre 1841 zusammen 26237 Einwohner, mit Einschluss der Garnison (1367) und der Fremden (3573).

Theben, die zweite Stadt des jetzigen Gouvernements Böotien (die Hauptstadt ist Livadia) heisst bei den Neugriechen *Thiwä*, im Munde des gemeinen Volks auch *Stiwas* und *Stiwes*. Es ist im Freiheitskriege von den Türken gänzlich zerstört worden und erst seit 1834 hatte man eine Anzahl Häuser flüchtig aufgebaut. Die Stadt liegt auf einem Bergvorsprunge, der von Süden gegen Norden laufend sich in ein Thal verliert. Sie hat nur eine einzige breite Strasse, um welche rings herum meistens nur noch Brandstellen und andere

verfallne Gebäude stehen. Von welcher Art die Häuser waren, lässt sich aus den oben mitgetheilten Beschreibungen schliessen, die v. *Prokesch* von seiner Wohnung gab. Wenige Ausnahmen sind das Schulhaus, die Häuser des Bischofs, des Eparchen, des Ephoren etc. Mitten in der Stadt trieben auf einem freien Platze die Fleischhauer ihr Handwerk in ihrer ganzen Unreinlichkeit, welche auch allen Kaffeh-, Wein- und Speisehäusern anklebte. Auf der östlichen und westlichen Seite des Berges stand je eine Kirche; an den Abhängen lagen unter Schutt und Trümmern elende Strohhütten umher. Von der altgriechischen Burg *Kadmeia* steht nördlich am Abhange des Berges noch ein wohlerhaltener, zehn Klafter hoher, viereckiger, aus grossen regelmässigen Quaderstücken erbauter Thurm; und östlich am untern Abhange derselben Anhöhe sieht man die Reste eines andern viereckigen Thurmes aus mächtigen Quadern. Von dem alten Theben oder der eigentlichen Stadt, die sich mit ihren sieben Thoren in der Ebene ausbreitete, sind nur noch einige Spuren der Ringmauer aufzufinden. Jetzt weiden Schafe an dieser Stätte oder es wird Gerste darauf gesät, oder Tabak und Baumwolle gepflanzt. Uebrigens ist Theben als ein sehr gesunder Ort bekannt und wegen seines guten frischen Wassers berühmt.

Missolunghi (auch *Mesvolunghi*, *Messalunghi* und *Missolonghi*), die Hauptstadt des jetzigen Gou

vernements Aetolien, liegt nördlich am Eingange des Meerbusens von Patras, dicht an den Lagunen, welche sich noch sechs Stunden weiter nordwärts erstrecken. Man glaubt, dass hier das alte *Elaeos* gestanden habe. Das jetzige Missolunghi ist seiner Lage und der Hauptbeschäftigung nach ein Fischerort. Die Stadt ist befestigt und galt für den Schlüssel von Rumili und den besten Uebergangspunkt nach dem Peloponnes. Sie hat keinen Hafen. Die Schiffe ankern ein Paar Stunden davon entfernt und geben Zeichen oder suchen mit dem Boote eines der grossen Fahrzeuge mit flachem Boden auf, welche mit Stangen in dem seichten Fahrwasser fortgetrieben werden. Unterwegs kommt man bei dem verfallnen kleinen Fort *Wasilades* (oder *Wasiladi*, *Basiladi*) vorbei, welches auf einer kleinen Insel errichtet ist. Die Stadt liegt fast in gleicher Ebene mit dem Wasserspiegel, so dass bei Sturmwinden die Strassen überschwemmt und mit Unrath bedeckt werden, welcher mehre Tage lang die Luft verpestet. Um zu solcher Zeit trocknen Fusses gehen zu können, führen nach allen Richtungen fusshohe Steinwege. Dennoch gilt Missolunghi für einen gesunden Aufenthalt, und wer sich in Patras unwohl fühlt, schifft über den Golf, um hier zu genesen.

Unter den Häusern der Stadt gab es 1833 nur etwa fünf oder sechs hübsche Gebäude. Die Strassen sind krumm und enge. Die Stadt hat

während des Befreiungskrieges drei Belagerungen, in den Jahren 1822, 1823 und von 1825 bis 1826 ausgestanden und geriet erst bei der letzten, welche eilf Monate dauerte, in die Gewalt der Türken. Eine kurze Schilderung des Heldenkampfes der griechischen Besatzung während dieser Zeit giebt *v. Prokesch*. Eine vierte Belagerung durch die Rebellen von Aetolien und Akarnanien fand im Februar und März 1836 Statt und wird von *Fiedler* nach einem Tagebuche vollständig beschrieben. Durch die Katastrophe von 1826 war die Stadt bis auf ein Drittel zusammengeschmolzen. Die Mehrzahl der Einwohner sind Fischer und Schiffer; die übrigen nähren sich als Krämer, Kaffeh- und Weinwirthe etc. Die Nomarchie von Aetolien und Akarnanien hat hier ihren Sitz; eben so das Tribunal und ein Polizei-Commissariat; auch sind hier zwei Kirchen und ein Schulhaus. Missolunghi birgt die Asche des Helden *Markos Botzaris*, so wie vieler teutschen Philhellenen, z. B. *Normanns*; auch die Eingeweide *Lord Byrons* sind hier begraben.

Korinth (*Korinthos*), einst die reichste, prächtigste und üppigste Stadt von ganz Griechenland, voll herrlicher Tempel und anderen Prachtgebäude, Statuen und Kunstwerke, jetzt die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, am westlichen Ende des Isthmos, unweit südlich vom Meerbusen von Korinth gelegen, ist im Befreiungskriege, bei dessen

Ausbruche es 10- bis 15000 Einwohner hatte, von den Türken gänzlich zerstört und eingeäschert worden. Die Stadt war noch 1833 nur ein ungeheurer Schutthaufen, besonders jener Theil, welcher sich gegen den Hafen hinzieht. Im obern, südlichen, Theile allein war eine Strasse von leichten luftigen Häuschen aus Brettern und Lehm; einige wenige waren von Stein und enthielten Kramläden, Wein- und Kaffehschenken. Im Südwesten der Stadt waren schon mehre Jahre früher einige grosse steinerne Häuser aufzubauen begonnen, aber nicht vollendet worden. Hier stehen die Reste eines Tempels, 7 Granitsäulen mit einem Architrav, welcher nach einigen Alterthumsforschern der Tempel des *Poseidon* (Neptun), nach Andern der *Athene Chalinitis* gewesen seyn soll. Hie und da standen verlassene Moscheen. Einige Reste der alten Ringmauern sind auch noch vorhanden.

Die alte Festung *Akrokorinth*, auf dem 1500 bis 1800 Fuss hohen Kalkfelsen südlich an der Stadt, hat jetzt eine griechische Besatzung, welche alle Monate von Nauplia aus abgelöst wird. Die Festung besteht aus drei Haupttheilen und hatte sonst 4000 Mann türkische Besatzung. Die Aussicht auf beide Meere ist sehr schön. Eine Cisterne, worin Fiedler vier Klafter hoch Wasser fand, soll die Schätze des letzten Pascha enthalten, der sie beim Abzug hineingeworfen habe. Ein Taucher

aber, der einst hinunterstieg, will nur Säulenstücke gefunden haben. Südwestlich vom Berge steht unweit eine andere Felskuppe mit einem alten von den Venetianern erbauten Kastell, das im letzten Kriege die Griechen muthig gegen die Türken behaupteten.

Nauplia (auch zu den Zeiten der Venetianer *Napoli di Romania*, im gemeinen Leben von den Neugriechen *Nafplion* genannt) ist jetzt die Hauptstadt des Gouvernements Argolis und war von 1833 bis 1835 die Residenz des Königs Otto. Die Stadt war bei der Ankunft des Königs (am 6. Febr. 1833) eben so verwüstet und verödet wie die meisten andern des Landes. Sie liegt auf einer Landzunge im Hintergrunde des Busens von Nauplia, welchen das Aegäische Meer an der südöstlichen Küste von Morea bildet. Die Venetianer haben in den Jahren 1687 bis 1715, wo sie von den Türken vertrieben wurden, hier zwei starke Festungen gebaut; das Fort *Palamidi*, welches auf einem sich steil über der Stadt erhebenden felsigen Berge den einzig möglichen Zugang von der Landseite her vertheidigt, und das *Fort Itschkale*, welches östlich an der Stadt auf einer felsigen, sich bis ans Meer erstreckenden Anhöhe den Meerbusen beherrscht. Ausserdem steht im innern Hafen, auf einem aus dem Meere emporsteigenden Felsen, das kleine Kastell *Burdzi* (oder *Burdza*). Bei der Ankunft des Königs war am meisten der

westliche Theil der Stadt beschädigt, der südliche aber am unreinlichsten. Nur in der Strasse im östlichen Theile, welche zur Wohnung des Königs führte, standen einige gute und hübsche Häuser; mehre andere wurden eben ausgebessert oder ganz neu gebaut. Die meisten waren Krambuden, Tabaksläden, Speise- und Kaffehhäuser. Auch fanden sich noch drei Moscheen vor, wovon die grösste als Schulhaus, die besser erhaltene aber als Stadthaus und Sitzungssaal der frühern Regierungsmitglieder und endlich auch als Ballhaus verwendet wurde. Während der Zeit, wo Nauplia der Sitz des Königs und der Regierung war, und auch später noch, ist in Nauplia sowohl auf öffentliche Kosten als von Privaten viel gebaut worden. Die Stadt hatte damals 8- bis 10000 Einwohner. Die Festung *Palamidi* besteht eigentlich aus 7 Forts, deren eines das andere deckt und die zum Theil durch breite und tiefe in den Felsen gesprengte Gräben von einander getrennt sind. Jedes Fort hat eine gute, grosse Cisterne. In dem am meisten abgesonderten Fort *Miltiades*, welches mit steilen, hoch aufgemauerten Böschungen umgeben ist, werden Staatsverbrecher, gefährliche Räuber und Mörder gefangen gehalten.

Unweit Nauplia liegt an der in den letzten Jahren gebauten Kunststrasse nach Argos, unweit vom Meere, der kleine Ort *Tyrinth*, welchen König Otto mit dem umliegenden Lande schon vor

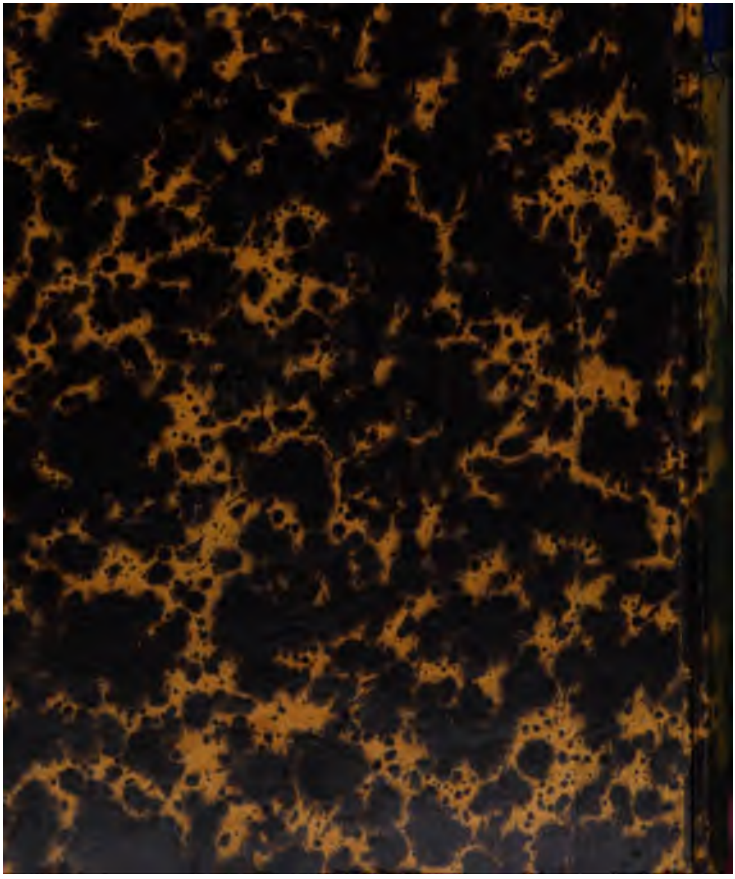
1835 angekauft hat, um daselbst eine Maierei zu errichten, die den Griechen als Muster teutscher Landwirthschaft dient. Es sind rheinische und Burgunder Reben, Obstbäume, asiatische und ägyptische Baumwoll-Stauden etc. etc. angepflanzt, welche vortrefflich gedeihen. Auch wird Einiges davon an gute Landwirthe vertheilt.

Argos, in demselben Gouvernement Argolis, einst so berühmt und eine der ältesten Städte Griechenlands, liegt in einer Ebene, die unter die grössten und fruchtbarsten des Königreichs gehört, der es aber an Wasser fehlt, um besser benutzt werden zu können. In der Nähe waren sonst schädliche Sümpfe, die durch den Bach *Planizza*, der hier in den *Inachus* fällt, und das zeitweise Austreten des Meeres sich bildeten. Die Stadt hat während des Befreiungskrieges sehr gelitten. Sie zählt jetzt vielleicht 2- bis 3000 Einwohner, hat eine Eparchie und einen Bischof; auch ist hier ein Kastell, eine Reiter-Kaserne und eine Volksschule.

Von der vorhin erwähnten Chaussee nach Argos löst sich eine andere ab, die nach *Tripolizza* geht und von dort weiter nach Navarin führen soll. Tripolizza, jetzt Hauptstadt des Gouvernements Mantinea, liegt an der Stelle des alten Tripolis, im Innern von Morea, auf der Arkadischen Hochebene, in rauher Gegend. Es wurde aus den Trümmern der Städte *Tegea*, *Pallantium*,

EINE MOSCHEE BEI TRIPOLIZZA.

Verlag von J. G. Calve in Prag.

Mantinea und *Megalopolis* erbaut und war zur Zeit der türkischen Herrschaft, wo der Pascha von Morea seinen Sitz hier hatte, mit Mauern und Bollwerken umgeben. Die Bevölkerung mochte 15- bis 20000 Seelen betragen. Im Febr. 1828 wurde die Stadt von den ägyptischen Truppen, unter Ibrahim Pascha, gänzlich zerstört. Fiedler sah noch eine Menge Brandstellen und glaubte aus der Ferne nur ein grosses Dorf zu erblicken. Die Türken, welche gleich beim Ausbruch des griechischen Aufstandes vertrieben wurden und nichts retten konnten, sollen eine Menge Geld und Kostbarkeiten versteckt haben. — Anderthalb Meilen nördlich von Tripolizza liegen die Ruinen des alten *Mantinea*, wo Epaminondas die Thebaner schlug. Die Stadt war schon zu den Zeiten des Pausanias (um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christus) ein Trümmerhaufen, hatte aber doch noch Tempel und Kunstwerke, die jetzt gleichfalls zerstört sind.

Mistra (oder *Misitra*), die jetzige Hauptstadt des Gouvernements Lakedämon, war im Befreiungskriege ebenfalls vier Mal zerstört worden, aber 1835 grossentheils wiederhergestellt. Vor 1821 betrug die Zahl ihrer Einwohner 15- bis 20000. Die Stadt liegt an einem Bergabhange und nimmt sich mit ihren weissen Häusern in der Ferne recht gut aus. Am Fusse fliesst ein Nebenbach des Eurotas vorbei. Auf dem obersten Theile des